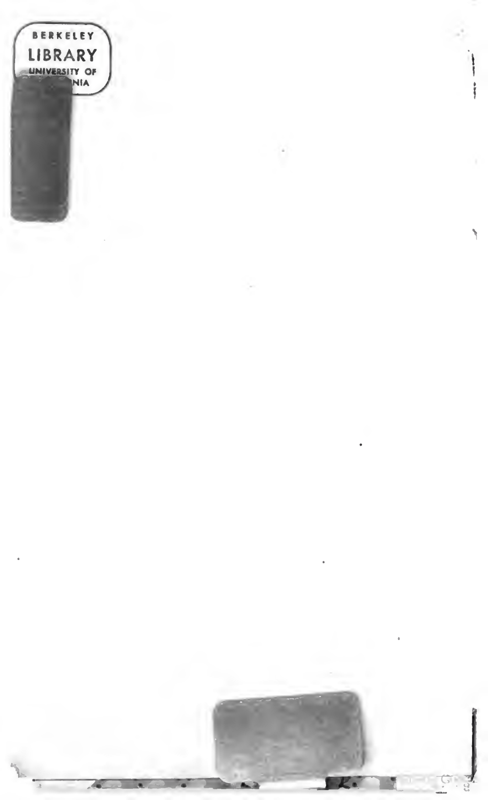




Herrmann und Ulrike

Ein Roman

Erster Band

Deutsche Romane

Herausgegeben

von

Carl Georg von Maassen

Wezel

Herrmann und Ulrike

Erster Band

München bei Georg Müller 1919



Herrmann und Ulrike

Ein Roman

von

Johann Carl Wezel

herausgegeben und eingeleitet von

Carl Georg von Maaßen



Erster Band

München bei Georg Müller 1919

Einleitung.

Das prächtige Buch, das die vorliegende Ausgabe nach einhundertneunundbreißigjährigem Schlummer wieder zu neuem Leben erweckt, hat einen deutschen Schriftsteller zum Verfasser, dessen Name schon lange der Vergessenheit anheimgefallen ist. Keine Literaturgeschichte unserer Tage überliefert das Andenken des Dichters der Nachwelt. Nur der Sammler Chodowieckischer Kupfer spürt einigen seiner kleinen unbedeutenderen Schriften nach, ohne wohl ein sonderliches Verlangen nach ihrem Inhalt zu empfinden. Wir aber ziehen das vorliegende Buch aus dem Schutte, in dem es begraben lag, heraus in der Überzeugung, dem deutschen Volke einen Roman wiederzugeben, der dank seiner vollendeten Darstellung menschlicher Charaktere bei einer Fülle mannigfaltiger Begebenheiten, in denen sich das Leben des achtzehnten Jahrhunderts in unvergleichlicher Weise widerspiegelt, den hervorragendsten Romanen der Weltliteratur an die Seite zu stellen ist. Daß wir in ihm den besten deutschen Roman des achtzehnten Jahrhunderts besitzen, ist freilich bis jetzt nur die ganz persönliche Ansicht des Herausgebers, der keinen Anstand nimmt, ihn als würdiges Gegenstück unmittelbar neben Fieldings „Tom Jones" zu stellen, wie es ja einige Zeitgenossen des Dichters bereits getan haben. Und doch war das Lob der Mitlebenden bald verklungen und der Ruhm so kurz, daß man bereits im Jahre 1799 mit Bedauern feststellte, daß Johann Carl Wezels Schriften vergessen zu sein schienen[1]). Und das sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben.

Bei der Beurteilung von Wezels „Herrmann und Ulrike" müssen wir uns eins immer vor Augen halten: es ist kein Literatur-

[1]) Vgl. J. A. Bergk, Die Kunst, Bücher zu lesen. Jena 1799. S. 296: „Wezels Schriften scheinen vergessen zu sein, ob sie gleich dies Schicksal nicht verdienen." Friedr. Bouterwek stellt im 11. Bande seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit", der im Todesjahre Wezels 1819 erschien, auf S. 473 gleichfalls fest, daß man Wezels Schriften aus den Augen verloren habe, „sobald andre Merkwürdigkeiten des Tages dem Witze Beschäftigung gaben".

roman. Nicht wie Romane aus der Zeit des Sturms und Drangs, wie Wielands und Heinses Romane spielt er in einem seligen Irgendwo, darin der Held sich ganz nach seinem Sinne ausleben darf, wie auch nach dem seines Schöpfers, auf daß dieser an ihm seine Ansichten und Gedanken aufzeigen kann, nein, Wezels Werk ist ein reiner Wirklichkeitsroman, der in unserem lieben Deutschland zu einer ganz bestimmten Zeit spielt, von einer Art und Kunst, wie wir deren überhaupt nur wenige besitzen. Und in ihm hat Wezel das gegeben, was Goethe von einem guten Roman fordert: „ein Zeitbild, das die Begriffe und Erscheinungen einer Zeit summiert". Doch gerade von Goethe sagt Eduard Grisebach in seinem Werkchen „Die deutsche Litteratur seit 1770" (Berlin 1887): „Auch Goethes ‚Wilhelm Meister', der eigentliche Ausgangspunkt der produktiven Romantik, die im Roman die wahre moderne Kunstgattung erkannte, auch der ‚Meister' blieb Fragment; während die vortreffliche künstlerische Idee, die den tiefethischen ‚Wahlverwandtschaften' zugrunde liegt, umgekehrt in der Breite der Behandlung erstickt wird. Goethe bewies die Inferiorität des deutschen Romans am besten dadurch, daß er selbst zum Übersetzer wurde ... und mit bewundernswürdiger Objektivität einräumte, daß wir dem großen Walter Scott nichts an die Seite zu setzen hätten." Ganz gewiß hat Grisebach Wezels Roman nicht gekannt, er hätte solche Worte nicht niederschreiben können, er, der unvoreingenommene, durch keine historische Schule beeinflußte Literaturliebhaber, der, mit offenen Augen und gesunden empfänglichen Sinnen begabt, wohl fähig war, selbst das Vergessene und Unbekannte einem gerechten Urteil zuzuführen. Auch nennt er in seinem „Weltlitteraturkatalog eines Bibliophilen" kein einziges Werk von Wezel.

Bei all dem Reichtum der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts sind gute Romane im Sinne der von Wezel in seiner höchst beachtenswerten Vorrede zu „Herrmann und Ulrike" geforderten bürgerlichen Epopöen sparsam gesät, weil es die Dichter mehr kitzelte, ihre philosophischen Ideen in dichterischer Verkleidung, häufig genug in epischer Form, einem breiteren

Leserkreis vorzuführen als reine Wirklichkeitsschilderungen in psychologischer Vertiefung zu geben; und je höher die Stufe war, auf welcher der Autor stand, um so mehr entfernte er sich von der Banalität des Alltags. So waren es zumeist die Dii minorum gentium, die sich am Familienroman versuchten.

Wir wissen, daß selbst das Zeitalter Ludwigs XIV. nur den Heldenroman kannte, den man dadurch schmackhafter zu machen suchte, daß unter den Gewändern antiker Helden bekannte Persönlichkeiten des Hofes einherschritten. Bei seiner sprichwörtlichen Nachahmungssucht trat der deutsche Roman in die gleichen Fährten, meist begnügte man sich, die französischen Originale getreulich zu kopieren. Die Wandlung kam durch England. Samuel Richardson schuf die erste bürgerliche Epopöe, den sogenannten „Familienroman", in dem er die Menschen mit ihren Fehlern und Vorzügen, wie sie das tägliche Leben um uns aufbaut, getreulich abschilderte[1]. Aber er malte noch allzu pedantisch-didaktisch rosenrote Tugend und pechschwarzes Laster. Von der schönen Lüge bis zur rücksichtslosen Wahrhaftigkeit, bis zur reinen Kunst der Darstellung, die nicht belehren und bessern, sondern nur schildern will, war noch ein Schritt, den als erster getan zu haben sich Heinrich Fielding zu ewigen Ruhme anrechnen darf. Klarer Verstand, scharfer Beobachtungsgeist, glückliche Erfindungsgabe und ein erfrischender Humor leuchten aus der unvergänglichen Geschichte eines Findelkindes „Tom Jones" (1750), eines Meisterwerkes, das noch heute an die Spitze aller Romane, die Menschenglück und Menschenleid im Wirrsal des Lebens schildern, zu stellen ist. In ihm besitzen wir den ersten naturalistischen Roman, wenn wir von unserem prächtigen „Simplizissimus" von Grimmelshausen absehen wollen, der außerhalb dieser Entwicklungsreihe steht und eine hervorragende Einzelerscheinung in der Geschichte des Romans bildet.

Der Eindruck, den Richardsons und Fieldings Romane in Deutschland machten, war ganz ungeheuer, wie die zahlreichen deutschen Übersetzungen, die unmittelbar nach dem Erscheinen der

[1]) „Pamela" im Jahre 1740, „Clarissa" 1748 erschienen.

englischen Originalausgaben und zwar gleich in mehreren Auflagen herauskamen, beweisen. Unter ihrem Einfluß erstand des anhaltischen Hofpredigers Johann Thimotheus Hermes weitverbreitete und begierig gelesene „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (zuerst 1769—1773 erschienen), ein monströser Roman in 6 Bänden, von denen ein jeder 600 bis 700 Seiten faßt. Trotz seiner langweilenden Weitschweifigkeit und unendlichen Trivialität, seiner unerträglich salbungsvollen und philiströsen Lehrhaftigkeit, trotz seiner starken Anlehnung an die englischen Vorbilder gebührt ihm als erstem originalen deutschen Familienroman ein Ehrenplatz in unserer Literaturgeschichte [1]).

Ein Jahrzehnt später tritt Johann Carl Wezel mit seiner bürgerlichen Epopöe „Herrmann und Ulrike" auf den Plan, und mit ihr schwingt sich der deutsche Roman auf eine vorher nicht gekannte Höhe. Ein tiefer Abgrund klafft zwischen ihr und „Sophiens Reise". Wohl hat der Verfasser Fieldings „Tom Jones" mit Nutzen gelesen, kleine Anklänge daran vermeint man hier und da heraus hören zu können, so bei der Abstammung des Helden, der wie Tom Jones für ein uneheliches Kind gehalten wird, bei der unfreiwilligen Trennung der Liebespaare, bei der Spielerperiode Herrmanns, die vielleicht durch Fieldings Spieler Watson angeregt wurde, und doch hat Wezels Werk durchaus nichts Gemeinsames mehr mit seinem Vorbilde. Es ist in jeder Hinsicht selbständig und zeigt Eigenschaften, die es wohl über Fieldings Roman herausheben können, und über die wir später eingehend zu berichten haben werden.

Von dieser Höhe der Darstellung, die in der treuen Abschilderung des Lebens ihr höchstes Ziel sucht, wird der deutsche Roman bald durch das Überwiegen der französischen Einflüsse, hier wäre in erster Linie an Rousseau zu denken, wieder hinabgeschleudert. Er versinkt zeitweilig in unnatürliche, schwächliche, ja krankhafte

[1]) Robert Prutz gab in seinen biographischen Beiträgen zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts „Menschen und Bücher" (Leipzig 1862) eine eingehende Biographie des Verfassers und eine ausführliche Charakteristik des Romans, die das Lesen dieses voluminösen Werkes beinahe überflüssig macht.

Empfindelei, bis er endlich durch die Romantiker eine Reinigung, Neubildung und glanzvolle Auferstehung erfährt. Zwar tritt er hiermit, besonders durch die Einmischung wesensfremder Elemente, aus der Phase der eigentlichen bürgerlichen Epopöe heraus, er ändert seine Art, verliert seine Ursprünglichkeit und wird damit seiner wahren Natur und Bestimmung untreu, wodurch es sich auch erklärt, daß er sich in dieser Metamorphose nicht lange erhalten konnte. So angesehen möchte ich Wezels „Herrmann und Ulrike" als den Höhepunkt einer besondern Richtung betrachtet wissen, was bei der späteren eingehenden Besprechung deutlicher werden dürfte.

Wohl weil das Aufkommen neuer Literaturbewegungen unsern Roman bald in den Hintergrund treten ließ, griffen die kommenden Geschlechter nicht mehr auf ihn zurück, auch mag ihnen sein Vorhandensein ganz aus dem Gedächtnis geschwunden sein[1]). Die Zeitgenossen des Dichters aber waren nicht karg mit ihrem Lobe gewesen: sämtliche Kritiken waren einstimmig in ihrer rückhaltlosen Anerkennung und erklärten ihn für den wahren deutschen Nationalroman, ja Wieland nennt ihn geradezu den besten deutschen Roman, der ihm jemals vor Augen gekommen sei[2]). — Noch im Erscheinungsjahre wurde er nachgedruckt, und im Jahre 1792 erschien eine französische Übersetzung zu Paris.

Heute aber ist das Werk völlig vergessen. Die Literaturgeschichten haben durchweg versäumt, diesem Roman die gebührende Stelle anzuweisen. Wo sie Johann Carl Wezels überhaupt gedenken, und das ist nur in älteren Werken der Fall, wird zumeist allein die „Lebensgeschichte Tobias Knauts" mit einigen Worten gemäßigter Anerkennung hervorgehoben. „Herrmann und Ulrike" scheint kaum dem Titel nach bekannt gewesen zu sein.

[1]) Nur August Wilhelm Schlegel erwähnt Wezel, indem er ihn weit über Lafontaine und Johann Gottwerth Müller, den Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" (1779) stellt, den kein geringerer als Lichtenberg den deutschen Fielding genannt hatte.

[2]) Vgl. Carl Schüddekopf, Klassische Findlinge in „Freundesgaben für C. A. H. Burkhard". Weimar 1900. S. 106.

In neueren Werken ist selbst der Name Wezel verschwunden, und heute deckt völlige Vergessenheit ihn und seine Schriften[1]).

Daher ist es angebracht, bevor wir in unseren Betrachtungen weiter vorwärtsschreiten, einen Blick auf das Leben und das Schaffen des Verschollenen zu werfen.

Da an allgemein zugänglichen Stellen über das Leben des Verfassers von „Herrmann und Ulrike" weder abschließendes noch zuverlässiges zu erfahren ist, so möge hier ein Umriß desselben in größerer Ausführlichkeit folgen, als es sonst bei Einführungen üblich und notwendig ist. Aber nicht allein bei Ereignissen und Daten lassen die Quellen an Genauigkeit und Vollständigkeit zu wünschen übrig, auch über Art und Gesinnung unseres Dichters wird in so persönlicher Stellungnahme und in so einseitiger Färbung berichtet, daß wir besonderen Wert nicht darauf legen können.

So ist Wezels Biograph August von Blumröder[2]) derart befangen in Vorurteilen und zweifelhaften Überlieferungen, daß wir nicht allein eine starke Voreingenommenheit, sondern auch eine bis zur Gehässigkeit sich steigernde Abneigung feststellen müssen,

[1]) Erwähnung Wezels in den älteren Werken von Eichhorn, Eschenburg, Küttner, kurz gestreift bei Bartels, Biese, Gervinus, Goedeke, Gräffe, Hettner, Hillebrand, Horn, Koberstein, Kurz, Menzel (Inhaltsangaben der Romane), Scherr, Stern, O. L. B. Wolff. Ganz übergangen bei Engel, Eichendorff, Grisebach, Hahn, Koch, König, Laube, Raumer, Rosenkranz, Scheerer, Schmidt, Vilmar, Vogt, Wackernagel u. a.

[2]) Vgl. „Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit". 3. Reihe, Bd. 4. Nr. XXV—XXXII. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1833. S. 141—172: „Johann Karl Wezel, Fragmente über sein Leben und seinen Wahnsinn von August von Blumröder." Der Verfasser (1776—1860), ein ehemaliger Offizier, wurde 1816 Erzieher des Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen und hat Wezel offenbar erst 3 Jahre vor dessen Tode, also in der letzten Periode seiner geistigen Umnachtung, kennengelernt. Er ist nicht mit Gustav Blumröder (psd. Antonius Anthus), dem Verfasser der trefflichen „Vorlesungen über Eßkunst" (Leipzig 1838), zu verwechseln. Aug. v. Blumröders Darstellung stützt sich im wesentlichen auf Mitteilungen eines Forstsekretärs Ludloff, der sich mit Sammlung von Nachrichten über Wezel beschäftigt hat und auch einiges daraus in den „Gemeinnützigen Blättern für Schwarzburg" (1808) veröffentlichte. Ferner auf Aufsätze eines Geheimrats von Ziegeler.

wie wir sie nicht oft bei einem Biographen, der das Andenken eines Dichters der Nachwelt überliefern will, finden werden. Immer von neuem schiebt er Wezels ungebührlichen Stolz und Eitelkeit in den Vordergrund und erweckt damit den Anschein, als suche er ihn nach Möglichkeit in den Augen der Leser herabzusetzen. Die übrigen Quellen, soweit es sich nicht um Briefe von und an Wezel handelt, fließen nicht klarer und überdies viel spärlicher[1]). Wir geben den folgenden Lebensabriß mit sorgfältiger Benutzung aller vorhandenen Unterlagen.

Johann Carl Wezel (er schrieb sich selbst bisweilen fälschlicherweise Wetzel und ist nicht zu verwechseln mit dem 32 Jahre später geborenen Friedrich Gottlob Wetzel, dem man die Verfasserschaft der „Nachtwachen" von Bonaventura unterzuschieben versucht hat) wurde am 31. Oktober 1747 in Sondershausen geboren. Sein Vater, Reisemundkoch des Fürsten Heinrich von Sondershausen, galt für einen hochmütigen eingebildeten Mann, den man deshalb mit dem Spitznamen „Prinz Conty" belegte. Wezels Stolz wird als Erbteil des Vaters bezeichnet, dessen Bildungshöhe den Biographen unbekannt geblieben ist. Die Mutter war die Tochter eines fürstlichen Livreebedienten Blättermann, der Überlieferung nach „ohne gute Erziehung", aus welchem Grunde der Sohn sie später verleugnet haben soll. In „Herrmann und Ulrike" finden wir im Verhalten Herrmanns gegen seinen Vater im Hause der Vignali (vgl. Bd. II, S. 88ff.) ein Gegenstück hierzu, wie auch im Anfange des Romans der Knabe als nicht von diesen Eltern geboren bezeichnet wird. Ob Wezel in ihnen die eigene Familie abschilderte, läßt sich nicht entscheiden. Eher wäre zu raten, daß

[1]) Ernst Ludwig Gerber, neues histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler (Leipzig 1812ff.), J. L. v. Heß, Durchflüge durch Deutschland usw. (Hamburg 1793), K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Band V S. 332ff. Leipzig 1810), der neben einem kurzen Lebensabriß eine ausgezeichnete Bibliographie der Wezelschen Schriften gibt. Beachtenswert sind die Ergänzungen, die wir aus dem Briefmaterial in Schüddekopfs „Klassischen Findlingen" (vgl. Fußnote zu S. XI), sowie in Schnorrs Archiv Bd. XIV, S. 172ff. ziehen können. — Vgl. ferner Goedekes Grundriß z. Gesch. d. deutschen Dichtung. 2. Aufl. Bd. IV S. 351ff.

dem Bilde des Vaters einige Züge des Kammerdieners Siegfried, des „Maulesels" des Grafen Ohlau, entlehnt worden sind. Wie denn im Grafen Ohlau selbst nach der Überlieferung Graf Günther von Schwarzburg-Sondershausen aufs treuste porträtiert sein soll. Kein zweites Werk Wezels ist an Erinnerungen und autobiographischen Anspielungen so reich wie „Herrmann und Ulrike"[1]. — Die Großeltern des Knaben, denen infolge der häufigen Abwesenheit des Vaters die Erziehung des außerordentlich begabten Enkels anvertraut war, haben ihn zu eifrigem Lernen angehalten und seinen Ehrgeiz angespornt. Sobald er durch einen Schüler genügend vorbereitet war, konnte er in noch sehr jugendlichem Alter in die vierte Klasse der Sondershäuser „Stadt- und Landschule" (Latein und Griechisch waren die Hauptfächer) aufgenommen werden. Während sich bereits der Spott des frühreifen Knaben in parodistischen Versen auf den Rektor Franke ergießt, erfreut sich dagegen der Konrektor Böttger, ein trefflicher Lehrer und hervorragender Gelehrter, seiner Liebe und Verehrung. Noch in späteren Lebensjahren gab der ehemalige Schüler in zahlreichen Briefen an ihn Beweise seiner Achtung und Anhänglichkeit. Auch mit dem Leiter der Schule, dem Superintendenten Nicolaus Dietrich Gieseke, dem Freunde Klopstocks und Gellerts, stand er bis zu dessen Tode in freundschaftlichen Beziehungen.

Da, wo bei Erwähnung der Spottverse ein einseitiger Biograph Bosheit und Selbstliebe sucht, findet man in Wahrheit nur eine natürliche kritische Veranlagung, beruhend auf dem Erkennen eignen Wertes, sowie einen gerade aufstrebender Jugend eigentümlichen Sinn für Komik, der durch den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit geweckt wird. Daß sich der heranwachsende Jüngling den ihm läppisch erscheinenden Spielereien seiner Altersgenossen zu entziehen suchte, ist gewiß kein Zeichen verwerflicher Eigenschaften. Und wenn nach dem Urteil eines Zeitgenossen (wahr-

[1] So war z. B. das Schleifen von Dendritensteinen (vgl. in unserm Bd. II S. 300ff.) ein im Schloß von Sondershausen sehr beliebter Sport.

scheinlich Gerbers[1]) Wezel als ein bizarrer Mensch bezeichnet wird, dessen Umgang sich nur auf wenige Schulkameraden beschränkte (zu denen besagter Zeitgenosse wahrscheinlicherweise nicht gehört hatte), und dessen verschlossenes Wesen sich nur für die Ergießungen eines beißenden Spottes geöffnet haben soll, so sehen wir in diesem Tadel nichts als kleinliche Rache eines ehmals Zurückgesetzten. Daß einem Klassengenossen eifriges Vorwärtsstreben oft zu Unrecht als bloße Sucht, sich auszuzeichnen und den Vorrang zu erringen, ausgelegt wird, weiß ein jeder nur zu gut von den eigenen Schuljahren her. Bei Wezel kam noch eine, auch in späteren Lebensjahren bemerkbare, absonderliche Feinfühligkeit und Empfindlichkeit hinzu, die leicht verletzt werden konnte, so daß er sich gekränkt von jedem Umgang zurückzog. — Schon als Schüler besaß er eine Sammlung alter und neuer Klassiker, die alle sehr sauber in Franzbände gebunden waren. Er liebte die griechische Sprache ungemein, und bereits in frühen Jahren unternahm er eine Übersetzung Homers ins Deutsche.

Im Mai des Jahres 1765 bezog Wezel die Universität Leipzig und studierte anfangs Theologie. Jedoch sagte ihm diese, wie auch später die Rechtswissenschaft, nicht zu, und er wirft sich auf Philosophie, Philologie und schöne Wissenschaften. Empfehlungen wiesen ihn an den berühmten Fabeldichter Gellert, der ihn mit Wohlwollen aufnahm und ihm ein billiges Dachstübchen in seiner Wohnung einräumte. Auch sonst bewies dieser die regste Teilnahme, indem er sich die Studien und Ausarbeitungen des jungen Studenten zu kritischer Einsicht vorlegen ließ. Neben den Vorlesungen des würdigen Mannes, dem er eine tiefe Achtung entgegenbrachte, hörte Wezel bei dem ausgezeichneten Philologen Ernesti und bei den Professoren Crusius und Wolf. Jedoch verzweifelte er fast daran, jemals in die Geheimnisse der Philosophie eindringen zu können, bis ihm Lockes Werk über den menschlichen Verstand „ein Licht in seinem Kopfe anzündete". Allem Anschein nach lebte er in Leipzig sehr zurückgezogen und hatte wenig Umgang.

[1]) Gerber (vgl. Fußnote zu S. XIII) war ein Schul- und Studienkamerad Wezels, trotzdem sind seine biographischen Angaben sehr unzuverlässig.

Zu Ende des Jahres 1769 starb Gellert, aber schon vor dessen Tode hatte Wezel eine Stelle als Hofmeister im Hause eines Grafen von Schönburg, Amtshauptmanns in der Oberlausitz, angetreten, die er bis zum Jahre 1774 innehatte. In diesen Jahren machte er die briefliche Bekanntschaft Wielands, dem er Beiträge für den „Teutschen Merkur" sandte. Bereits 1772 war das Erstlingswerk des jungen Dichters „Filibert und Theodosia" erschienen, ohne sonderliche Beachtung gefunden zu haben.

Dagegen erregte der in den Jahren 1773 bis 1776 herausgekommene vierbändige Roman „Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen, sonst der Stammler genannt" Wielands Beifall, der ihm eine anerkennende Besprechung im „Teutschen Merkur" zuteil werden ließ. Mit einem Schlage machte das Werk seinen Verfasser zum berühmten Manne. Es ist uns heute nicht mehr verständlich, wie Hamann in Herder und Schubart in Wieland den Urheber erkennen wollten. Hatte Wieland dem Buche „Genie, Witz und Menschenkenntnis" zugesprochen, so sagt auch ein neuerer Beurteiler, Ebeling, der einzige Literarhistoriker, der dem Talente Wezels durchaus gerecht wird, bei einigem Tadel: „Aber über das Ganze verbreitet sich der Glanz ungewöhnlicher Menschenkenntnis, herrlicher Laune und lebendigen, oft verschwenderischen Witzes[1]." „Tobias Knaut" steht nicht nur zeitlich am Anfang der Reihe jener zahlreichen humoristischen Romane vom zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, von denen der J. G. Müllersche „Siegfried von Lindenberg" einer der bekanntesten ist, sondern verlangt auch unter die besten ihrer Gattung gerechnet zu werden. Heute fordert das Werk zwar einen geduldigen denkfesten Leser, der sich auf vielen philosophischen Nebenwegen in der Runde herumführen lassen muß, doch winkt bei harter Arbeit gar süßer Lohn, der sich in einem geistigen Vergnügen besonderer Art darbietet. Allzu große Breite, die ständige Wiederaufnahme der gleichen philosophischen Themen, die dem jetzt herrschenden Geschmacke so fern liegen, werden einer Neuerweckung des Werkes für einen größeren Leserkreis allerdings im Wege stehen. Aber

[1]) Vgl. Fußnote zu S. XLI.

es ist ein Glanzstück geistreicher Ironie, denn der Held, den sein Autor als größten Weisen zu preisen nicht abläßt, beginnt erst auf der sechsten Seite des vierten Bandes ein wenig zu philosophieren, da er bis dahin (der 2. und 3. Band enthält ausschließlich die Geschichte Seelmanns) seinen Mund nicht aufgetan hat. Bis zum Schluß des 3. Bandes ist diese „stoische Karikatur", wie der Verfasser sie nennt, völlig idiotisch. Man hat nicht aufhören wollen, den „Tobias Knaut" mit dem Vorwurf, er sei eine Nachbildung des „Tristram Shandy", zu entwerten, während er in Wahrheit durchaus auf eignen Füßen steht, obwohl zweifelsohne durch jenes Buch der Verfasser zu seinem Werke Ansporn und Anregung erhielt. Blumröder, der mit seiner Gehässigkeit auch neuere Beurteiler angesteckt hat, versteigt sich sogar zu der Phrase, „Wezels Humor gliche einem kalten Herbstwinde, während Sternes Humor Frühlingswest unter Blumen sei". Nur völlige Harmlosigkeit kann, vorausgesetzt daß kein böser Wille vorliegt, solchen Unsinn zutage fördern. Es ist eigenartig, daß dichterische Erzeugnisse durch Gelehrte so selten aus sich selbst heraus beurteilt werden, sie greifen ständig, wenn sich nur irgendeine Handhabe bietet, zu Vergleichen, wogegen, wenn es zu Lob und Anerkennung geschieht, wenig zu sagen wäre. Zumeist wird jedoch dieses billige Mittel gebraucht, um ein Buch mit dem anderen totzuschlagen. Ein Beweis für die Anerkennung der „Lebensgeschichte Tobias Knauts" ist die Übersetzung des Werkes ins Holländische, bereits im Jahre 1780.

Den ersten dramatischen Versuch machte Wezel mit dem Trauerspiel „Der Graf von Wickham" (1774), den die damalige Kritik, und mit ihr Wieland, völlig verwarf. In diesem Jahre hatte Wezel seine Hofmeisterstelle aufgegeben. Er verbrachte die nächsten Monate teils auf Reisen, teils in der Heimatstadt Sondershausen, wo er zurückgezogen seinen Arbeiten und einem engen Freundeskreis lebte. 1775 finden wir ihn in Weimar, um Unterhandlungen wegen einer Hofmeisterstelle beim Grafen Görtz zu führen. Bei dieser Gelegenheit trat er in persönlichen freundschaftlichen Verkehr mit Wieland, der die lustig-satirische „Ehe-

standsgeschichte des Herrn Philipp Peter Marks" in den „Teutschen Merkur" aufnahm. Es ist nicht bekannt geworden, ob und wie weit Wezel mit den übrigen Größen Weimars in Berührung kam. Er wandte sich nun wieder nach Leipzig, wo er durch eine ausbrechende Krankheit festgehalten wurde, so daß er die Weimarer Hofmeisterstelle aufgeben mußte. Die anfängliche Absicht, nach Dresden überzusiedeln, das er nach den Schilderungen in „Herrmann und Ulrike" vielleicht schon von früheren Besuchen her gut gekannt haben muß, ließ er wieder fallen, da sich ihm im Frühjahr 1776 in Berlin ein Hofmeisterposten bei dem Minister von Münchhausen bot. Schon nach einem halben Jahre mußte er abermals krankheitshalber diese Stelle aufgeben. Dunkle Andeutungen, die er in einem Briefe an Wieland gegeben zu haben scheint, lassen darauf schließen, daß sein, sich im „Belphegor" spiegelnder, Pessimismus in dieser Krankheit wurzelte, die möglicherweise als Ausgangspunkt für die ein Jahrzehnt später ausbrechende Geisteszerrüttung in Frage kommt[1]). Doch bedürfte es zur Aufstellung einer solchen Behauptung noch genügender tatsächlicher Unterlagen, die bis jetzt fehlen. Daß aber ein überhandnehmender Stolz, eine bis zum Maßlosen gesteigerte Eitelkeit die geistige Erkrankung hervorgerufen haben, wie die Gewährsmänner vermuten, wird der neuzeitliche Arzt entschieden von der Hand weisen. — Wezel blieb bis zum Frühling des Jahres 1777 in Berlin, das ja auch den Schauplatz einer umfangreichen

---

[1]) Wieland schrieb ihm am 25. Mai 1777: „Ich gebe mich niemals, ohne dringende Noth, mit Vermuthungen über die geheimen Triebfedern der Begebenheiten und Handlungen andrer Personen ab, am allerwenigsten mit solchen, die ihrem Charakter und ihrer Ehre nicht sonderlich vorteilhaft wären. Sie können also, was Ihre ganze mir völlig unbekannte Geheimgeschichte betrifft, meinethalben vollkommen ruhig und versichert seyn, daß ich nicht mehr davon zu wissen verlange, als Sie selbst etwan für gut finden mögen, mich wissen zu lassen." — G. Lutze erwähnt in seinem Aufsatz „Ein vergessener Dichter (Wezel)" in seiner Sammlung „Aus Sondershausens Vergangenheit" (Bd. II. Lief. 6, 1909. S. 189—213), daß Wezel vielleicht erblich belastet gewesen, da ein Bruder seiner Mutter als Irrsinniger gestorben wäre, auch daß Ziegeler (vgl. Fußnote zu S. XII) auf eigenartige Erhöhungen am Kopfe Wezels aufmerksam gemacht habe.

Episode in „Herrmann und Ulrike" abgibt. Ob allerdings die Urbilder der Gestalten des Herrn von Troppau und seiner drei Mätressen, von denen der siebente und achte Teil des Romans handeln, nicht eher in dem leichtlebigen Dresden als in dem damals noch bürgerlich-bescheidenen Berlin Friedrichs des Großen zu suchen wären, ist eine Frage, die wir ohne Belege nicht beantworten können.

Bereits zur Ostermesse 1776 war unseres Dichters zweiter großer Roman „Belphegor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne" bei Crusius in Leipzig erschienen, der seines menschenfeindlichen Charakters halber die schärfste Ablehnung durch Wieland erfuhr, was den gekränkten Autor veranlaßte, sich für längere Zeit grollend vor ihm zurückzuziehen. Wir für unseren Teil sehen diesen viel getadelten Roman mit anderen Augen an.

Wezels „Belphegor" soll nicht die Sitten einer bestimmten Zeit widerspiegeln, sondern das zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen allgemein Gültige aufzeigen. Zu diesem Zwecke zimmert sich der dichtende Philosoph eine besondere Bühne. Und auf ihr wirkt die „wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne", wie mit feiner Ironie der Verfasser seinen an absichtlich konstruierten Unwahrscheinlichkeiten und tollen Überraschungen reichen Roman betitelt, wie ein groteskes Puppenspiel. Traumhaft verzerrt, verwirrend durch die Fülle seltsamster Abenteuer auf ständig wechselnden Schauplätzen bewegt sich die Handlung an der äußersten Grenze denkbarer Möglichkeiten. Denn Begebenheiten sind Zufälligkeiten, ganz allein die Charaktereigenschaften zwingen mit unerbittlicher Notwendigkeit die Menschen zu ihren Handlungen, mögen sie dem oberflächlichen Beschauer auch noch so absurd erscheinen. Hier sind Neid, Mißgunst, Eifersucht, Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Triebfedern der Wezelschen Figuren, die trotz aller Karikatur den wirklichen Menschen zum Verwechseln ähnlich werden.

„Bellum omnium contra omnes" steht als Motto auf dem Titel des Buches, in welchem zufolge ihrer unablässigen Befehdung die Menschheit zugrunde zu gehen droht. Selbst der Gute, sowohl der Idealist wie der Realist, stößt sich am Leben wund,

beschmutzt seine Seele im Umgang mit seinen Mitmenschen, deren Erbärmlichkeit durch die ständige Berührung mit ihnen auf ihn abfärben muß, so daß er sich nur durch Trennung von ihnen, die in ein Meer von Blut und Greueln versinken, retten kann. Eine Menge bizarrer Szenen und grotesker Einfälle verleiht dem Werke das eigentümliche Gepräge. Seinem monumentalen Stoffe gemäß ist der Stil lapidar.

Die Ähnlichkeit dieses Romans mit Voltaires „Candide", der ihm zum Vorbilde gedient hat, ist äußerlich, er ist zwar ein Gegenstück zu ihm, aber keine sklavische Nachahmung, als welche sie die bisherigen Beurteiler hinstellen wollten, die der Meinung waren, Wezel habe sich „mit Spott und Hohn begnügt, da er Voltaires Witz nicht erreichen konnte". „Belphegor" ist keine „unwahrscheinliche Zusammenstellung von Verbrechen und Schändlichkeiten", sondern ein gewaltiger, nur in eine äußerst phantastische Form gepreßter Protest gegen den Krieg, von dem die Welt nicht eher befreit werden dürfte, als sich die menschlichen Charaktere zu himmlischer Reinheit geläutert haben werden. Dadurch, daß Wezel den sich befehdenden Völkerschaften frei erfundene Namen gibt, schafft er seinen Lesern die notwendige Objektivität. Wir stehen diesem Werke als kühle Zuschauer eines Kampfes personifizierter Gedanken gegenüber und empfinden bei dessen Anblick eine rein artistische Freude; das Fehlen warm pulsierenden Lebens dürfen wir in diesem philosophischen Marionettenspiel nicht als dichterischen Mangel beanstanden. Allerdings soll nicht geleugnet werden, daß weniger hier mehr gewesen wäre, und daß eine Beschränkung der philosophischen Exkurse wie der abenteuerlichen Szenen dem Ganzen nur zum Vorteil gereicht hätte[1]).

[1]) Eine kurze Inhaltsangabe des „Belphegor", die sich allerdings nur auf die Kuriosität der Fabel erstreckt, in Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung. Bd. III S. 31f. (Stuttgart 1859). Hier finden sich auch über „Tobias Knaut", „Peter Marks", „Die wilde Betty", „Herrmann und Ulrike", „Wilhelmine Arend" und die Lustspiele knappe Angaben, die über das Stoffliche nicht hinausgehen. Außerordentlich schnurrig sind Menzels ästhetische und moralische Anmerkungen. Von der „wilden Betty" sagt er z. B.: „Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl." Ein Urteil über „Herrmann und Ulrike" wird nicht gefällt.

Die Jahre 1777 bis 1780 verbrachte Wezel privatisierend in Leipzig, von einigen Reisen abgesehen. So unternahm er 1778 eine Sommerfahrt nach Berlin und Hannover, wo er mit seinem Freunde Gottlieb August Meißner zusammentraf, für dessen „Deutsches Museum" er Beiträge lieferte. Seine Arbeiten verschafften ihm ein hinreichendes Auskommen, und durch seine Briefe aus dieser Zeit weht eine heitere Stimmung. Doch soll sich, nach der Aussage meiner Gewährsmänner, trotz dieser günstigen Zeichen seine Anlage zur Misanthropie immer mehr ausgebildet haben. — Durch seine Mitarbeit an der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" war er auch mit deren Herausgeber Christian Felix Weiße in freundschaftliche Beziehung getreten [1]).

In den Jahren 1777 und 1778 erschienen ebenfalls im Verlage von Crusius zwei Bändchen „Satirische Erzählungen", die mit außerordentlich guter Laune und in witzigem Vortrage geschrieben sind. Besonders ist die erste Erzählung „Sylvans Bibliothek oder die gelehrten Abentheuer" hervorzuheben, die sich als eine lustige Satire auf die pedantischen Zänkereien der Gelehrten wie auch auf die sprachlichen Kapriolen der Stürmer und Dränger der Genieperiode erweist. Das Ganze ist in die Fabel gekleidet, wie in einer Bibliothek die wahllos zusammengestellten Bücher sich in ihre Autoren verwandeln und in den wildesten Kampf miteinander geraten. Die zweite Erzählung „Der Streit über das Gnasegchub" (Gesangbuch) war einem wirklichen Erlebnis des Verfassers in Bautzen nachgebildet und brachte ihm persönliche Angriffe ein.

---

[1]) Es mag gleich an dieser Stelle erwähnt werden, daß Wezel auch kleinere Gedichte in Journalen und Almanachen veröffentlichte, so im Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1778 und im Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde (in der 9.—12. Abteilung, Leipzig 1778 bis 1781). Ich zähle hierin 12 Beiträge von ihm; vielleicht sind auch die beiden Hymnen, Abt. 12 S. 145 f. u. 147 f. aus seiner Feder. 1776 war als Sonderdruck die „Epistel an die deutschen Dichter" nebst zwei anderen Satiren erschienen. 1782 kamen noch zwei Gedichte „Mein letzter Wille" und „Meine Auferstehung" heraus, ferner 1784 „Die Beschwerlichkeit des Neujahrstages, an Madame Z[ollikofer]", bereits 1779 im erwähnten Taschenbuch gedruckt.

Zu Ostern 1779 trat Wezel, diesmal im Verlage von Dyk zu Leipzig, mit seinen beiden derbkomischen Ehestandsgeschichten „Peter Marks“ und „Die wilde Betty“, in denen die Tragikomödie der Ehe an zahlreichen, äußerst drastischen Beispielen gezeigt wird, auf den Plan. Der Stil ist prächtig persönlich und dem literarischen Vorwurf ausgezeichnet angepaßt. Beide Bücher waren mit trefflichen Kupfern von Chodowieckis Hand geschmückt.

Wezels zahlreiche Lustspiele, die neben anderen literarischen Arbeiten in die gleiche Zeit fallen, mögen an dieser Stelle nur in ihrer Gesammtheit erwähnt werden. Trotz aller in ihnen zutage tretender Erfindungsgabe, trotz einzelner vorzüglich gelungener Auftritte, eines ungezwungenen natürlichen Dialogs, guter Charakteristik, oft lebhaften Witzes und munteren Humors können wir sie nicht mit den besseren Prosawerken Wezels auf eine Stufe stellen. Öde Szenen vernichten zu häufig den Eindruck des Gesamtbildes. Wir finden allzuviel Mittelmäßiges und Minderwertiges neben Wohlgelungenem. Die Ursache mag in der übermäßig raschen Produktion des Verfassers liegen, die gerade dramatischen Werken gefährlich wird. Es ist zu bedauern, daß mit dem Ganzen so manche originelle Figur der Vergessenheit anheimfällt, aber der Charakter des Verjährten tritt dem heutigen Beurteiler doch zu störend entgegen. Man versteht es jetzt nicht mehr, daß ein so banales Stück wie „Wildheit und Großmut“ ins Französische übersetzt und mit großem Beifall in Paris aufgeführt werden konnte. Vom historischen Standpunkt aus gesehen, nehmen Wezels Lustspiele in der zeitgenössischen deutschen Theaterliteratur gewiß nicht die unterste Stufe ein, im Gegenteil, sie behaupten sich als selbständige Arbeiten neben den besten anderen dramatischen Werken der deutschen Bühne, die noch dazu in ihrer Mehrzahl Übersetzungen oder Umarbeitungen ausländischer Erzeugnisse sind. Fast alle Stücke der Wezelschen Muse wurden mit mehr oder weniger Beifall aufgeführt. Die Lustspiele „Rache für Rache“ und „Ertappt, ertappt“ sind allein in Gotha mehrere Male gegeben worden[1]).

[1]) Lustspiele von J. K. Wezel. 4 Teile. Leipzig, im Verlage der Dykischen

Auch über Wezels Tätigkeit als Kritiker wie über seine pädagogische Schriftstellerei müssen wir in dieser Einleitung rasch hinweggleiten. Neben seiner Mitarbeit an der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste“ lieferte er dem „Deutschen Museum“ eine Reihe von Rezensionen, welche großes Aufsehen erregten. So wandte er sich gegen die Göttinger Dichter, tadelte z. B. die Jamben an Bürgers Homerübersetzung wie dessen Verwendung veralteter Wörter, wandte sich in schärfster Weise gegen die Wiedererweckung der Volkspoesie, gegen Klopstocks Messias und sogar gegen Goethe; lobte dagegen Helfrich Peter Sturz, den feinsten Stilisten seiner Zeit. Wir können heute Wezels Kritiken nicht mehr bedingungslos unterschreiben, Zeit und unbefangeneres Urteil haben in vielen Fällen lange anders entschieden. Geradezu blamabel aber ist sein Angriff auf Shakespeare, obwohl damals als einzige Übersetzung die J. J. Eschenburgs in Frage kam, welche dem Original keineswegs gerecht wurde.

Nebenbei führte ihn sein ehemaliger Beruf als Erzieher naturgemäß pädagogischen Problemen zu. Unterhandlungen mit Basedow, dem bekannten Leiter des Dessauer Philanthropins zerschlugen sich zwar, doch lieferte er 1778 einige Aufsätze für die „Paedagogischen Unterhaltungen“, das philanthropische Journal des Instituts. Durch diese Arbeit wird in ihm der Gedanke einer Bearbeitung des Defoeschen „Robinson“ geweckt, die im Jahre 1779 unter dem Titel „Robinson Crusoe, neu bearbeitet“ zu Leipzig erschien, gleichzeitig mit Joh. Heinr. Campes bekanntem „Robinson der Jüngere“. Beide Autoren waren unabhängig voneinander auf den gleichen Stoff geraten. Während Wezel im ersten Teil seiner Ausgabe dem Originale im Wesentlichen treu bleibt, gibt er in einem 1780 herausgekommenen zweiten Bande eine Fortsetzung, die von Defoes Roman so erheblich abweicht, daß

Buchhandlung 1778—1787. Mit Titelkupfern von Crusius. Neben den erwähnten wären noch hervorzuheben: Eigensinn und Ehrlichkeit, Die seltsame Probe, Der blinde Lärm, Die komische Familie, Der erste Dank, Zelmor und Ermide, Die Komödianten, Der kluge Jakob, Kutsch und Pferd u. a. Alle Stücke erschienen auch in Einzelausgaben.

sie mit vollem Recht als eigene Arbeit Wezels bezeichnet werden kann. Ein Vergleich seines Werkes mit dem Johann Heinrich Campes ergibt, daß Wezels Bearbeitung entschieden den Vorzug verdient[1]).

Aus diesem zufälligen Zusammentreffen zweier Autoren auf gleichem Gebiete entspann sich eine höchst unerquickliche literarische Fehde, die einen boshaften und persönlichen Charakter annahm[2]). An sie schloß sich zum Überfluß noch eine weitere Auseinandersetzung Wezels mit dem Leipziger Zensor, Hofrat Böhme, an. Der hieraus entsprungene Ärger wie allerlei andere Demütigungen veranlaßten Wezel, sich immer mehr von jedem Verkehr zurückzuziehen. Sein Geist begann sich ganz und gar auf sich selbst zu beschränken, und man erzählte sich damals, daß er fast als Einsiedler zu Leipzig lebe und nur alle acht Tage den Magister Dyk auf eine Stunde besuche, um das Sprechen nicht zu verlernen. Vielleicht ist die drollige Szene im ersten Kapitel

[1]) Über Wezels kritische Tätigkeit wie über seine Bearbeitung des Robinson verbreitet sich sehr ausführlich: Gustav Kreymborg, Johann Karl Wezel. Sein Leben und seine Schriften Inaugural-Dissertation. 1913. (Universität Münster i. W.) — Ich hatte meine Einleitung zu „Herrmann und Ulrike" im Anfang des Jahres 1918 bereits im Felde, nach den mitgenommenen Aufzeichnungen, niedergeschrieben, als mir während eines Urlaubs in München bei zufälliger Einsicht in den 4. Band der dritten Auflage von Goedekes Grundriß die Kenntnis zweier mir bis dahin unbekannt gebliebener Dissertationen über Wezel wurde. Die erste bereits im Jahre 1911 erschienene Königsberger Dissertation von Siegfried Krampe konnte ich nach kurzer Einsicht sogleich beiseitelegen. Sie ist völlig ungenügend, da dem Verfasser nicht einmal sämtliche Schriften Wezels zu Gesicht gekommen sind. Er beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Besprechung und Zergliederung des „Belphegor". Im übrigen betrachtet er die Romane als etwas Nebensächliches, die der Autor nur für die Messe geschrieben habe. Dieses Urteil krönt er mit der Bemerkung, daß einem heutigen Leser von „Herrmann und Ulrike" die vier Bände durch ihre ermüdende Breite und die philosophischen Digressionen langweilen würden, womit sich alles, was er über das Buch zu sagen hat, erschöpft. Er schließt seine Untersuchung mit dem Ergebnis, daß Wezel kein Dichter und ohne jeden echten Humor war. — Kreymborgs Arbeit dagegen zeichnet sich durch Fleiß und Sorgfalt aus, sie ist wesentlich umfangreicher und nutzt alle Quellen zu einer guten biographischen Darstellung. Der

des neunten Teils von „Herrmann und Ulrike“, in dem Herrmann mit seinem stillen Leidensgefährten den Magister besucht und dort zwei weitere seltsame Käuze vorfindet, auf eine Erinnerung an diese Besuche zurückzuführen.

Im Anfang des Jahres 1780 scheint Wezel den Versuch gemacht zu haben, Leipzig den Rücken zu kehren, um anderswo eine feste Stellung anzunehmen, denn er reiste nach Kassel, wo er sich mit Hilfe eines Grafen Schlieffen beim Landgrafen um eine erledigte Lehrstelle bemühte. Da diese Bewerbung erfolglos blieb, wandte er sich nach Leipzig zurück, um selbst dort eine Erziehungsanstalt zu gründen. Die Richtlinien hierzu führte er in einer umfangreichen Schrift „Ankündigung einer Privatanstalt für den Unterricht und die Erziehung junger Leute vom 12. bis zum 18. Jahre“ (Leipzig 1780) aus. Die hierin niedergelegten Grundsätze zeugen von der praktischen Klugheit eines welterfahrenen Mannes. Sie decken sich ungefähr mit dem philantropischen Erziehungsprogramm. Ein Spiegelbild dieser Ideen finden wir in der Lei-

Verfasser hat die Werke Wezels ziemlich ausnahmslos gelesen und gibt brauchbare Inhaltsangaben. Ich verdanke dieser Dissertation, die ich nach Ablauf des Urlaubs mit hinaus nahm, einige Verbesserungen und Nachträge, ohne daß ich allerdings gezwungen gewesen wäre, eine merkliche Veränderung meiner Arbeit vornehmen zu müssen. Nach Rückkehr in die Heimat waren mir dann die Quellen dank den großen Bibliotheken wieder persönlich zugänglich. — In seinem Urteil über Wezel verfährt Kreymborg aber kaum glimpflicher als Krampe, auch er steht offenbar ganz unter dem Einfluß der absprechenden Biographen. Er verwirft den „Knaut“ als schlechte Nachahmung Sternes, spricht von Wezels falschem Humor, von dessen „Leerheit des Gefühlslebens, die sich deutlich in seinem Geisteskinde, dem stumpfen gefühllosen Knaut zu erkennen gibt.“ Der „Belphegor“ gilt ihm als „krasse Nachahmung des Candide“, nur das günstige Urteil über „Herrmann und Ulrike“ setzt in Erstaunen. Das reiche Lob Ebelings mag Kreymborg überwältigt haben, der dann Ebelings eigene Worte in seinen Text stellt, ohne sie als Zitat in Anführungszeichen zu setzen. Gleiches geschieht leider auch an andern Stellen, z. B. zitiert er wörtlich aus Fürsts „Vorläufer der modernen Novelle“, ohne die notwendigen Gänsefüßchen zu setzen.

*) Campe hatte behauptet, die Bearbeitung Wezels sei nicht faßlich genug für Kinder. Wezel dagegen nannte den Campeschen Dialog „hölzern“ und „ein Küchengewäsch“.

tung und den Unterweisungen des jungen Herrmann durch seinen Lehrer Schwinger im ersten Teile unseres Romans. Die Anstalt kam aus Mangel an Beteiligung nicht zustande.

Ebenfalls im Jahre 1780 erschien „Herrmann und Ulrike", der beste Roman unseres Dichters, auf den wir erst später ausführlich zu sprechen kommen werden.

Um die Mitte des gleichen Jahres verläßt Wezel Leipzig, wahrscheinlich verärgert durch die vielen Unannehmlichkeiten, die er dort hatte erdulden müssen, und siedelte nach Gotha über. Hier verkehrte er mit Friedrich Wilhelm Gotter und Heinrich August Ottokar Reichardt und schrieb seinen letzten großen Roman „Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindsamkeit", der allerdings erst zur Ostermesse 1782 („Zu finden in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau und bey Schwickert in Leipzig", geziert mit zwei Chodowieckischen Kupfern) in zwei Bänden erschien.

Der von uns schon genannte Friedrich Wilhelm Ebeling sagt von diesem Buche mit Recht: „Wezel sprach es damals laut aus, daß die Nachwelt den Homer des Romans in ihm verehren sollte. Wer aber dies erwartete, mußte durch die ‚Wilhelmine Arend' aus allen Himmeln geschleudert werden. Es ist ein durch und durch verunglücktes Buch, sowohl in der Anlage und Entwicklung des Plans, in der Zeichnung der Charaktere, als in der Durchführung der Tendenz: die Heldin durch Empfindsamkeit unglücklich werden zu lassen." Ebelings Urteil ist im einzelnen zu hart, wird aber verständlich, weil er dabei die Musterleistung von „Herrmann und Ulrike", die ja zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, im Auge hatte. Denn jener leicht hingeschriebene, viel zu breite und geschwätzige Roman gewinnt nur auf den letzten fünfzig Seiten an Schwung und Stärke, der Schlußteil hebt sich wirklich auffallend gegen alles Vorhergehende ab. Die Schilderung der letzten Tage der wahnsinnigen Wilhelmine wirkt wahrhaft ergreifend, und nicht nur deshalb, weil kurze Zeit später den Verfasser ein gleiches Schicksal ereilte. Hätte Wezel, der sonst so gute Beobachter, in diesem Buche weniger räsoniert, sondern

sich mehr auf Darstellung von Tatsachen, auf reine Schilderung beschränkt, dann hätten wir hier einen ganz neuzeitlich anmutenden psychologischen Roman vor uns. Denn in Wahrheit ist es mehr die Technik als der Inhalt, was uns abstößt. Aus dem gleichen Stoffe hätte ein moderner französischer Schriftsteller einen vorzüglichen psychologischen Sittenroman schaffen können. Was wäre in seiner geschickten Hand nicht allein aus den beiden Hauptfiguren zu machen gewesen: diesem leichtsinnigen Hamburger Kaufmann Arend, einem völlig charakterschwachen Lebemanne, und dieser zwischen Prüderie und versteckter Sinnlichkeit hin- und herschwankenden, durchaus hysterischen Gattin. Während Arend durch das Verhältnis mit einer Tänzerin, deretwegen er sich in nie zu tilgende Schulden stürzt und seinen völligen Zusammenbruch heraufbeschwört, seiner Frau, die er zum Überfluß noch maßlos schlecht behandelt, immer mehr entfremdet wird, verliebt sich diese in einen Schöngeist, ohne ihm aber aus „Empfindsamkeit" angehören zu wollen. Nach der Flucht vor ihrem die Scheidung verweigernden Gatten hält sie die erst nach langem Sträuben eingegangene heimliche Ehe mit ihrem Seelenfreunde für Bigamie und verfällt, nach selbst auferlegter Trennung von ihm, in Trübsinn und Raserei. Wir besitzen in diesem Werk einen deutschen Vorläufer des modernen französischen Sittenromans in der Art von Flauberts „Madame Bovary" oder Daudets „Sappho". — Seltsamerweise hält Wolfgang Menzel die „Wilhelmine Arend" für Wezels besten Roman und nennt dessen psychologische Wahrheit ergreifend, indem er allerdings in seiner kuriosen Art hinzusetzt: „Obgleich von widerwärtigem Inhalt." — Bei den Zeitgenossen fand dieses Buch, für das kein geringerer als Hamann in Königsberg Subskribenten gesammelt hatte, wenig Anklang.

1781 finden wir Wezel wieder in Leipzig, wo er mit dem Philosophen Ernst Platner in eine ärgere Fehde geriet, als er sie vorher mit Campe und Böhme bestanden hatte. Eine ganze Reihe von Streitschriften geben uns noch heute Zeugnis von dieser widerwärtigen Zänkerei, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen[1]).

[1]) Vgl. Goedeke IV, 353. Nr. 23 u. 24. Die Zahl der Schriften ließe

Infolge solch schwerer Gemütsbewegungen, vielleicht auch infolge geistiger Überanstrengung, kam Wezel in einen höchst bedenklichen Zustand. Die völlig überreizten Nerven verlangten Erholung, die der Kranke am ehesten durch eine Luftveränderung zu erreichen hoffte. Gegen den Sommer des Jahres 1782 taucht er in Wien auf, wo er einige seiner dramatischen Arbeiten dem durch Kaiser Joseph II. neu gegründeten Hof- und Nationaltheater einreicht[1]). Aber auch hier geriet er in ein Mißverhältnis zu den Schauspielern, und da es ihm nicht gelang, trotz aller Gunstbeweise des Kaisers am Theater festen Fuß zu fassen, so kehrte er, vermutlich noch im Jahre 1783, nach Leipzig zurück. Hier soll er, wie Blumröder überliefert, in fast glänzenden Verhältnissen gelebt haben, er schaffte sich Silberzeug und elegantes Hausgerät an und beschäftigte sogar für seine Übersetzungen mehrere Schreiber.

Mit der Jahreszahl 1784 erschien im Dykschen Verlage die halb in Prosa, halb in Versen geschriebene Erzählung „Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhundert"[2]). Es ist eine heiter und anmutig geschriebene phantastische Dichtung im Stil der im Orient spielenden Feenmärchen, in welcher ein Philosoph die Glückseligkeit sucht, die er nach allen Ergötzungen der Welt, die ihm nur Überdruß und Langeweile

sich wesentlich vergrößern. — Um diese Zeit betätigte sich Wezel auch als Übersetzer, 1782 erschien: „Anekdoten aus der alten Familie der Kinkverdankotsdarsprakengotschderns. Ein Weihnachtsmärchen. Aus dem Englischen übersetzt von J. K. Wezel. Leipzig." Im gleichen Verlage (Schwickert) und im selben Jahr: „Der Weltbürger, oder Briefe eines chinesischen Philosophen aus London an seine Familie im Orient. Aus dem Englischen des Doktor Goldsmith übersetzt."

[1]) Vgl. auch Wurzbach, Biogr. Lexikon Österreichs. 1885. Bd. 55 S. 183 ff.

[2]) Goedeke a. a. O. verzeichnet 2 Ausgaben, eine mit lateinischen Lettern von 1783, und eine mit deutschen Lettern 1784. Ebenso Enslin-Engelmann, Bibliothek der schönen Wissenschaften. 2. Aufl. Leipzig 1837, S. 480. Jördens setzt beide Ausgaben in das Jahr 1784. Dieselbe Angabe in Kaisers Deutscher Bücherkunde. Leipzig 1827 S. 133. Mein eigenes Exemplar des „Kakerlak", in lateinischen Lettern gedruckt, trägt die Jahreszahl 1784. Ebenso ein Exemplar der Münchener Universitätsbibliothek, das mit dem meinigen völlig übereinstimmt. Die Ausgabe hat ein Titelkupfer von Mechau.

bereiten, endlich in den Büchern der Weisheit, in sich selbst und in dem Streben findet, mit seinem Geschick zufrieden zu sein. Die Geschichte schließt mit den Versen:

> O das ist ein weiser Mann!
> Sieht das Glück der Welt mit Lächeln an,
> Findet auf des Lebens rauher Bahn
> Überall Ergötzen, wo er kann,
> Unterdrückt des Stolzes falschen Wahn:
> O das ist ein weiser Mann!

Die letzte dichterische Veröffentlichung Wezels ist „Prinz Edmund. Eine komische Erzählung" (in Versen), gleichfalls bei Dyk erschienen. Sie gehört zu seinen schwächeren Leistungen.

Auch die letzten Jahre in Leipzig verbitterten ihm das Leben durch erneute Streitigkeiten mit Gelehrten, Zensoren und Buchhändlern. Diebstahl und Betrug raubten ihm sein Besitztum. Alle Bemühungen um eine feste Stelle schlugen fehl. Ein Brief, der den Plan zur Errichtung einer weiblichen Akademie behandelt, gilt als erstes Zeichen seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Die letzten Kräfte hatte Wezel zur Ausarbeitung eines groß angelegten philosophischen Werkes „Versuch über die Kenntnis des Menschen", von dem zwei Teile 1784—1785 herauskamen, verwandt, die von den Zeitgenossen sehr günstig beurteilt wurden[1]).

Im Jahre 1786 kam Wezel wieder nach Sondershausen, bereits mit allen Anzeichen schwerer geistiger Erkrankung. Hier lebte er in menschenfeindlicher Absonderung von aller Welt, blieb tagsüber in seiner Wohnung eingeschlossen und ließ niemanden zu sich ein. Nachts dagegen streifte er in den Wäldern und einsamen Gegenden umher. Er trug anfangs eine phantastische Kleidung von bunten schreienden Farben und besteckte seinen Hut ringsum mit Blumen, daß die Kinder und Gassenjungen johlend

[1]) Fälschlicherweise führt Goedeke den Roman „Meister Klas und sein Sohn Traugott Schester, eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert" (Leipzig bei Crusius 1780) unter Wezels Werkeu an, gleichzeitig aber auch bei Joh. Ernst Stutz, dem das Werk in Wahrheit zukommt. Ebenso ist das „Tagebuch eines neuen Ehmanns" (Leipzig bei Crusius 1779), das Wezel zuweilen zugeschrieben wird, nicht von ihm, sondern von Gottlieb Jakob Planck.

hinter ihm drein liefen. Nach und nach aber beschränkte er sich ausschließlich auf sein Zimmer. Er genoß nichts als dünnen Kaffee und abgebrühte Kartoffeln, Schwarzbrot mit Branntwein begossen und rohes Sauerkraut. Von dem wenigen mitgebrachten Gelde lebte er äußerst sparsam, sorgfältig Tagebuch über seine Ausgaben führend. Zur Winterszeit saß er in einen Pelz gehüllt und Socken an den Füßen, um das Einheizen zu sparen. So zehrte er anfangs von dem aus Leipzigs Tagen erübrigten Schriftstellerhonorar; als dieses aufgezehrt war, sorgte der Hof zu Sondershausen für seinen notdürftigen Unterhalt, wie sich auch eine Anzahl von Menschenfreunden zu seiner Hilfe vereinigte[1]). Wezel soll alle Wohltaten angenommen haben, ohne dafür zu danken oder sich darum zu bekümmern, wer für ihn bezahlte. Bot man ihm aber persönliche Unterstützung an oder fragte ihn nach seinen Wünschen, so erwiderte er abweisend und kurz: „Ich brauche nichts!" Er ließ keine Besuche, weder Bekannte noch Freunde, zu sich ein, wofür wir in einer im Jahre 1799 zu Erfurt erschienenen Schrift vom Bürger J. N. Becker allerlei merkwürdige Beispiele finden. Der Titel des Büchleins lautet: „Wezel seit seines Aufenthalts in Sondershausen. Eine Aufforderung an alle Freunde der schönen Literatur, die eines der trefflichsten deutschen Genies nicht länger in unwürdiger Abgeschiedenheit schmachten lassen wollen[2])." Seine Zuverlässigkeit erscheint in vielen Punkten recht zweifelhaft.

Auf anfängliche Ordnung und Reinlichkeit folgt eine Zeit der

[1]) In den Zeitungen waren Aufsätze über ihn erschienen, die zu werktätiger Hilfe aufriefen. Bereits im Jahre 1794 hatte man eine Sammlung für ihn veranstaltet. 1799 waren im Reichsanzeiger Vorschläge zur Verbesserung von Wezels Lage gemacht worden. Vgl. ferner: Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 49.

[2]) Herrmann Marggraff hat diese Schrift nebst einigen eignen Bemerkungen in einem Aufsatz „J. K. Wezel, der Sonderling von Sondershausen" wieder abgedruckt (vgl. dessen „Bücher und Menschen", Bunzlau 1837). — Lutze a. a. O. S. 196 f. gibt den Titel etwas anders, nach seiner Ansicht hat Becker seine Kenntnisse nur aus Gesprächen mit Wezels Hauswirtin und einigen Bürgern, was allerdings der ganze Charakter der Schrift nicht unwahrscheinlich macht.

Unsauberkeit und Vernachlässigung, während der sich der Kranke einen ungeheuren Bart wachsen läßt. Hielt er sich anfangs für einen Fürsten, so erhebt er sich nach und nach zur Gottheit und unterschreibt seine Briefe mit „Gott Wezel". Nicht mit Unrecht vermutet Blumröder, daß die nachgelassenen Werke Wezels, die unter dem Titel „Gott Wezels Zuchtruthe des Menschengeschlechts", erschienen und die der Herausgeber als die letzten Werke aus Wezels Periode des Wahnsinns bezeichnet, eine nur auf Mystifikation des Publikums berechnete Finanzspekulation „eines übrigens geistreichen Gelehrten" seien. Fraglos handelt es sich hier um eine große literarische Fälschung[1]).

Zuweilen phantasierte der Kranke auf der Geige und sang dazu italienisch mit einer nicht unangenehmen Stimme, nie ließ er sich aber dazu bewegen, sich vor anderen auf diesem Instrumente hören zu lassen. Auch soll er zeitweilig auf einer alten Trompete nachts zum Fenster hinaus geblasen haben, zum Schrecken der Nachbarschaft. Dann schrieb er und meditierte, hielt Selbstgespräche und trank Schnaps dazu. Die Versuche, ihn zu heilen, scheiterten. Im Jahre 1800 wurde er unter Vermittlung Hufelands zum Dr. Hahnemann nach Altona gebracht, der den Bedauernswerten vier Wochen lang in ein dunkles Zimmer sperrte. Kein Wunder, daß er ungeheilt zurückkehrte. Doch trat später eine gewisse Besserung ein, er wurde manierlicher, wie Blumröder sich ausdrückt, brüllte nicht mehr aus dem Fenster, blieb aber trotzdem weltabgeschlossen und wortkarg. Der Fürst von Sondershausen

[1]) Der Nebentitel lautet: „Werke des Wahnsinns von Wezel dem Gott-Menschen." 4 Bändchen. Erfurt 1804. Wie man schon aus der Vorrede herauslesen kann, ist dies Buch nicht von Wezel. Goedeke (V, 472) führt es auch unter den Werken eines Gustav Teubner auf, der die Romane Bentzel-Sternaus und Jean Pauls parodierte. Wie aus einer andern Quelle zu erfahren, endete Teubner als 29-jähriger im Jahre 1809 durch Selbstmord. Da das Buch auch hier unter seinen Werken angeführt wird, haben wir in ihm wohl nicht nur den Herausgeber sondern auch den Verfasser zu vermuten. Bereits Ludloff hatte die Wezelsche Verfasserschaft abgelehnt. Lutze hält mit Blumröder, wohl irrtümlicherweise, den genannten Bürger Becker für den Verfasser. Mir sind nur zwei Bändchen des Werkes bekannt geworden, in denen unser Roman „Herrmann und Ulrike" gewaltig spukt.

gab sich viel Mühe mit ihm. Mit seiner Hilfe ließ man ihn Theater und Konzerte besuchen, doch fand der Kranke allein an letzteren und auch hier nur an wirklich guter Musik Gefallen. Er blieb aber allen persönlichen Annäherungen und Besuchen, selbst denen des Erbprinzen, abgeneigt und wurde zuweilen bei derartigen Gelegenheiten geradezu bösartig, was auch die bekannte mimische Darstellerin, die wegen ihrer großen Schönheit berühmte Hendel-Schütz, erfahren mußte. Wezel hielt sich aber nicht mehr für einen Gott und schien sich bartlos und in reinlicher Kleidung wohl zu fühlen. Er starb am 28. Januar 1819 an Altersschwäche.

Blumröder gibt folgendes Bild von Wezels äußerer Erscheinung: „Er war klein von Person und von zartem, aber keineswegs schwachem Körperbau. Sein Gesicht hatte etwas Angenehmes und Geistreiches und wurde nur dann widrig, wenn der Zorn es verzehrte. Hell blitzende Augen verkündeten seinen lebhaften Geist, der sich in einem angenehmen Tone der Stimme aussprach. Übrigens hatte sein Äußeres selbst während seiner Verrücktheit nichts Auffallendes, nur der starre Blick verriet seinen Zustand. Sein Gang war selbst im hohen Alter fest und gravitätisch. Den Kopf trug er aufwärts und zurückgebogen, und sein ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Selbstgefühl aus. Seiner Freundschaft konnten sich nur wenige rühmen. Ein gewisser Lorenzo [der unter diesem Sterneschen Pseudonym auch in Beckers Schrift erwähnt wird; es handelt sich um den Theaterdirektor Lorenz aus Mannheim] soll indessen sein ganzes Herz besessen haben." In dieser Charakteristik, in der mehr Anerkennung liegt, als der Biograph seinem Autor sonst zu spenden gewohnt ist, haben wir offenbar den Bericht eines anderen Zeitgenossen vor uns. Nach Ludloffs Schilderung soll Wezel Wert auf feine und blendend weiße Wäsche gelegt haben. Seine Kleidung, reich mit goldenen Tressen, Seide und Atlas verziert, verriet einen ausgesuchten Geschmack. Außer den alten Sprachen beherrschte er vollkommen die englische, französische und italienische Sprache. In ihm zusagender Gesellschaft war Wezel ein witziger, unterhaltender, ja oft ausgelassen lustiger Gast,

während er in gemischter zurückhaltend und ironisch gewesen sein und sich mehr auf die Beobachtung beschränkt haben soll[1]).

Leider räumen die Biographen der Wahnsinnsperiode einen unverhältnismäßig großen Raum ein und schildern in behaglicher Breite alle Tollheiten Wezels, der doch kaum noch ein Schatten seines ehemaligen Selbst war, sondern nur als ein armer, seiner selbst nicht mehr bewußter Kranker dahinvegetierte. Das Leben des Dichters hatte mit dem Jahre 1785 abgeschlossen. Ein grausames Schicksal verdammte ihn, noch 34 Jahre in geistiger Umnachtung dahinzudämmern. 34 volle Jahre. In dieser Zeit mögen die Zeugen von seinen Jugend- und Mannesjahren, die uns ein unbeflecktes Bild Johann Carl Wezels hätten geben können, gestorben sein. Aber mißglücken muß der Wiederaufbau eines versunkenen Lebens durch Leute, die nur noch die Trümmer einer ehemaligen Herrlichkeit sahen und sich doch berufen fühlten, aus ihnen das Bild der Vergangenheit wiederherzustellen, und Zeugnis ablegen wollten über einen Menschen, den sie niemals gekannt hatten. Um so minderwertigere Zeugen, als sie durch ein Zerrbild getäuscht und verärgert nicht imstande waren, sich zu einem klaren, unbefangenen Urteil durchzuringen[2]). In vorstehender biographischer Skizze habe ich versucht, das überlieferte Material von allen Unwahrscheinlichkeiten und fühlbaren Entstellungen zu reinigen, ein Unternehmen, das einem aufmerksamen Leser von „Herrmann und Ulrike" nicht schwer fallen konnte.

Von allen dichterischen Leistungen Wezels steht ohne Frage der Roman „Herrmann und Ulrike" am höchsten, ja er ist eigentlich das einzig wahrhaft vollendete Werk des Dichters, dem allein die Krone gebührt. In ihm besitzen wir ein Meisterwerk deutscher Erzählungskunst. Vorzüglich gelungen ist die Entwickelung der Fabel mit ihren mannigfachen Verknüpfungen und Verschlingungen, trefflich die Ausarbeitung der Charaktere, die erstaunliche Lebendigkeit aller Figuren, die sich greifbar wie im regsten Leben vor uns bewegen. Ungemein natürlich ist der Dialog. Haben wir

[1]) Vgl. Lutze a. a. O. S. 193.

[2]) Wie z. B. Blumröder. Vgl. Fußnote zu S. XII.

uns erst an manche Altertümlichkeit des Ausdrucks, an den durchaus persönlichen, den heutigen Lesern vielleicht ein wenig fremdartig anmutenden Stil des Verfassers gewöhnt, so fällt bald der antiquarische Überzug ab, und als zeitloses Kunstwerk, in unmittelbarer Frische und Farbigkeit ersteht diese versunkene Welt von neuem vor unseren Augen, um so plastischer und greifbarer, je weiter wir im Lesen fortschreiten.

Wir bewundern die auf scharfer Beobachtung beruhende Echtheit und Unmittelbarkeit vieler Szenen, mancher Gespräche, die wie erlauscht dem Leben nachgeschrieben zu sein scheinen, wofür wir in der Unterhaltung der Gouvernante mit der jungen Baronesse ein wahres Musterbeispiel besitzen[1]). Erstaunlich ist die hochgradige Feinhörigkeit des Verfassers, die allgegenwärtige Aufmerksamkeit auf Nebendinge, die dem Ganzen zur wirksamen Folie dienen, wobei aber keineswegs die künstlerische Zucht des Maßhaltens außer acht gelassen wird. Gerade im Vermeiden billiger Mittel, im Fortlassen belastenden Beiwerks, im flüchtigen Skizzieren scheinbar gleichgültiger und doch charakterisierender Begebnisse zeigt sich die Selbstbeherrschung des Dichters, seine ängstliche Sorgfalt, die Komposition nicht zu überladen. Auch greift er je nach Art des zu behandelnden Gegenstands zu anderen Ausdrucksmitteln. Wezels Technik dürfte auch heute noch des Studiums unserer Schriftsteller wert sein, um so mehr, als diese sich daran gewöhnt haben, bei russischen, skandinavischen und französischen Autoren in die Schule zu gehen, um dort ihre kleinen Anleihen zu machen, wodurch der deutsche Roman allgemach seine nationale Eigenart verloren hat. Ausländische Einflüsse sind aber in Wezels Werk durchaus nicht zu finden, und die damalige Kritik hatte es, wie wir bereits erwähnt haben, einen wahren deutschen Nationalroman genannt.

Dank seiner mannigfachen Vorzüge und nicht zuletzt seiner schlichten Realistik wegen wird dieser Roman einen ebenso tiefen Eindruck auf den gebildeten, nervösen und überfeinerten Leser wie auf harmlos unbefangene Gemüter machen, die allein durch die außer-

[1]) Vgl. im 1. Bande S. 82—87 unserer Ausgabe.

gewöhnlich geschickt angelegte Fabel in ständiger Spannung gehalten werden. Fesselt diese neben der unbewußten Anerkennung der gelungenen Charakteristik das rein Stoffliche, so wird jener der schriftstellerischen Leistung, der fabelhaft sicheren Erfassung aller Erscheinungen des täglichen Lebens und ihrer impressionistischen Wiedergabe erst völlig gerecht werden können. Der Literaturkenner aber, dem die bedeutenden Erzähler der Weltliteratur gegenwärtig sind, wird ermessen, auf welch hoher Stufe dieser deutsche Roman steht, und ihm den gebührenden Platz anweisen können.

Wie in einem Brennspiegel erfaßt Wezel das Gesamtleben der damaligen Zeit. Großstädte, Dörfer, Fürstenschlösser und Adelssitze bilden den Hintergrund der Handlung, Vertreter aller Stände, aller Berufsklassen schreiten ab und zu, in festen kräftigen Strichen gezeichnet, mit dem sicheren Blick eines bildenden Künstlers, häufig mit dem scharfen Auge des Karikaturisten gesehen. Daneben zeugen Naturschilderungen wie die der ländlichen Szenerie des Elbtals zwischen Meißen und Dresden[1]) nicht allein von rein malerischem Schauen, sondern sind auch von einer wundersamen Sprache von so bedeutender dichterischer Kraft getragen, wie wir sie in ähnlicher Art nur noch bei Jean Paul im Anfang des „Titan" bei der Darstellung des italienischen Sees kennen.

In diesem Buche offenbart sich ein gesunder Wirklichkeitssinn, ein auffallend naturalistischer Zug, der frei von jeder Zimperlichkeit selbst vor drastischen Auftritten und urwüchsigen Derbheiten nicht zurückschreckt, wenn es darauf ankommt, dem Gemälde Leben und Farbe zu verleihen. — Frei von jeder lyrischen Verschwommenheit, unnatürlichen Phantastik und empfindsamen Faselei offenbart der Verfasser tiefe Menschenkenntnis bei einem durchdringenden Blick für das Wesentliche und Charakteristische[2]).

[1]) Vgl. im vierten Teile das erste Kapitel: Bd. I S. 198 ff. unserer Ausgabe.
[2]) So zeichnet Wezel z. B. das Eheleben, das er bereits im „Peter Marks" und in der „Wilden Betty" zum Hauptthema gemacht hatte, auch in unserm Roman in allen Schattierungen. Wir haben hier die Ehen des Grafen Ohlau, der Eltern des jungen Herrmann, des Doktor Nicasius, des Fürsten usw. Dabei läßt der Verfasser alle Quellen seines Humors springen.

Was aber Wezel vor allen Schriftstellern seiner Zeit, also auch vor den unantastbaren Größen des deutschen Parnasses voraus hat, ist sein eminenter Sinn für groteske Komik. Es ist nicht der oft so weichliche „unter Tränen lächelnde" Humor Jean Pauls, nicht die graziöse, spöttische Satire des durch romanische Literatur beeinflußten Wieland, es ist ein monumentaler, gewaltiger Humor, der bisweilen so grimmig wird, daß er wie ein Kehrbesen unter all die lackierten Affen und fischbeinernen Reifröcke fährt. Hier sei auf die einzig dastehenden Ehestandsszenen zwischen dem alten Einnehmer Herrmann und seinem Millchen, auf den eingesperrten Amor im Tafelaufsatz, den bramarbasierenden Oberst, die prüde, und doch so liebesdurstige Hedwig, die ihrem dicken Amyntas nachläuft, besonders aufmerksam gemacht. Auch an die studentischen Tabakskollegien des Dr. Nicasius, an den schnapsbefeuerten Abend, an welchem der enthusiasmierte Herrmann mit dem korrupten Theologen Willibald die Bekehrung der Berliner feiert, an die vielen lustigen Szenen im Hause der Vignali mit Monsieur Piquepoint, mit Lord Leadwort und dem slavonischen Grafen mag erinnert werden. Prächtig ist ferner die skurrile Gespensterszene der vier Philosophen, deren schrullenhafte Einbildungskraft an burlesker Komik ihresgleichen sucht. Nicht zuletzt aber denke man an die einzigartigen Briefe der Baronesse Ulrike, deren Natürlichkeit und Drolligkeit schlechterdings unübertroffen sind, man vergegenwärtige sich allein die Schilderung der Schimpf- und Lärmszenen der Tante Sapperment. Niemals in einem Roman, weder vorher noch nachher, ist der Brief mit soviel Glück angewandt worden wie in „Herrmann und Ulrike", denn meist wirkt dieses durch Richardson in die Romanliteratur des 18. Jahrhunderts eingeführte Kunstmittel höchst unerfreulich. Eingeschobene, äußerst langatmige Briefe hemmen den dramatischen Fluß der Handlung und erfreuen sich kaum der Vorliebe neuzeitlicher Leser.

All diese bunten heiteren Bilder umschlingt aber wie ein goldenes Band die rührende, unzählige Hindernisse überwindende Liebe zwischen dem armen Sohne des Einnehmers und der jungen Baronesse Ulrike, diese Liebe, welche die ganze Skala von höchster

Lust bis zur tiefsten Verzweiflung durchläuft. In allen erdenklichen Variationen wird das Thema mit meisterhafter Virtuosität durchgespielt. Wezels Biographen, vornehmlich Blumröder und Gerber, die in der Herabsetzung seines Charakters das Menschenmögliche leisten, behaupten auch, daß er, abgesehen von nicht nachzuprüfenden Gerüchten, der Frauenliebe unzugänglich gewesen sei. Blumröder meint, daß sein kaltes Gemüt der wahren Liebe nicht fähig gewesen wäre und sein Stolz eine zu große Herrschaft über die Sinnlichkeit ausgeübt habe. Die Kenntnis von „Herrmann und Ulrike" scheint dabei sein Urteil nicht getrübt zu haben. Es steht außer aller Frage, daß dieser Roman eine Unzahl autobiographischer Stellen enthält, denn ohne sie wäre die starke unmittelbare Wirkung des Werkes, seine Lebendigkeit und Natürlichkeit gar nicht zu verstehen. Zu dem oben Gesagten aber möge hier eine offenbar eigne Lebenserfahrung atmende Stelle aus einem nachgelassenen Schriftstück Wezels seinen richtigen Platz finden:

„Ich habe mich in die Irrgänge der Wissenschaft gewagt, bin einem Schatten nachgerennt, der mich immer floh, immer mehr Schatten wurde, je näher ich ihm zu sein glaubte: müde Beine, geschwächte Gesundheit und die nämliche Ungewißheit, mit welcher ich den Lauf antrat, sind der Preis, den ich errang. Ich habe im Arm einer Grazie alle Süßigkeiten und Kümmernisse der Liebe geschmeckt, habe mich mit allen ihren Entzückungen berauscht; ich war zu arm, sie zu besitzen, und zu besorgt, sie im Besitz weniger zu lieben; ich riß mich, Laura, von Dir hinweg, wie weh mir das that. Aber was ist's, das ich verlor? Den Taumel eines Trunkenen, den ich nicht durch einen neuen Trunk erneuern mag, und doch ist die Stimme der Liebe noch die einzige, welche meiner Empfindung antwortet. Ich habe nach Ehre gebrannt, nach Reichtum gerungen, nach Ergötzlichkeit gelechzt: Alles, alles reizt meine Hand nicht mehr, sich einen Strohhalm breit weiter nach ihm auszustrecken, aber die Liebe, die Liebe tönt mir aus jedem Lüftchen, jedem Geräusch, das leise mein Ohr beberührt. Wie unglücklich bin ich alsdann, nicht, daß ich träumte, sondern, daß ich nicht länger träumte; und doch kenne ich keine

Sterbliche, die diese Flamme in mir angefacht hätte, denn Laura. Laura ist jetzt für mich eine schöne Venus in einem Antikenkabinette; ich darf sie bewundern, aber thöricht wär' es, sie zu lieben."

Der mitfühlende Leser von „Herrmann und Ulrike" muß gestehen, daß die Liebe selten schöner und überzeugender dargestellt worden ist. Diese wahre und in ihrer Beständigkeit und Beharrlichkeit bewundernswerte Liebe, die endlich alle Hindernisse besiegt, schildert kein krasser Selbstsüchtler und menschenfeindlicher Literat mit solcher Meisterschaft, ebensowenig wie er imstande ist, einen so vortrefflichen Idealisten in solcher Naturtreue hinzustellen, wie Wezel es mit Herrmanns Erzieher Schwinger getan hat. Die spätere Weltflucht und Menschenfeindlichkeit des Dichters haben nicht allein ihren Grund in der Verbitterung, die sich durch unablässige Anfeindungen und die erwähnten literarischen Fehden in ihm angesammelt hatte, sondern sind als erste Anzeichen seiner später ausbrechenden Geisteskrankheit aufzufassen. Das scheint mir deutlich aus dem leider nicht erhaltenen Brief an Wieland, dessen Inhalt wir aber aus dem Antwortschreiben vom 25. Mai 1777 erraten können, hervorzugehen[1]).

Bei der Beurteilung des Romans ist es erstes Erforderniß, ihn aus der Zeit selbst heraus zu würdigen, wodurch er entschieden noch an Bedeutung gewinnt. Gar manches, was heute trivial und verbraucht wirken könnte, trägt in Wahrheit hier die volle Frische der Unberührtheit, ein Umstand, den wir uns vor Augen halten müssen, wenn wir der schriftstellerischen Leistung in jeder Hinsicht gerecht werden wollen.

Gerade bei den arkadischen Szenen, jenen Bildern ländlicher Glückseligkeit, einem Abschnitt des Romans, der uns heute etwas breit und ein wenig schwülstig anmutet, bei den jugendlichen Überschwenglichkeiten der beiden Liebenden, die ihren Gipfelpunkt in dem Schwure ehelicher Enthaltsamkeit nach dem frühen Tode des Söhnchens erreichen, ist der heutige Leser bei seiner robusteren Konstitution des Leibes und der Seele nur zu leicht versucht, Unnatur und Manieriertheit festzustellen. Er soll aber bei diesen

[1]) Vgl. Fußnote zu S. XVIII.

idyllischen Schildereien Geßnerscher und Rousseauscher Stimmung nicht vergessen, daß das Empfindungsleben des 18. Jahrhunderts auf eine viel zartere Weise gestimmt war, die wir nur als wesentliches Merkmal einer höheren Kultur deuten dürfen.

Für den Leser unseres Romans, der sich möglicherweise an altertümlich klingenden Wortbildungen stößt, wäre die Kenntnis zweier Schriften unseres Wezels von Wert: die satirisch-lustigen, 1778 erschienene „Appellation der Vokalen an das Publikum" und seine noch heute lesenswerte, auf Friedrichs des Großen „De la littérature allemande" abgefaßte Gegenschrift „Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen" (1781). In dem Bestreben, unsere den Ausländern hart und wenig modulationsreich erscheinende Sprache wieder reich und geschmeidig zu machen, führt Wezel die im Laufe der Zeit ausgestoßenen Vokale, besonders das häufig elidierte e, wieder ein, denn die Rauheit unserer Sprache dünkt ihm in der Hauptsache von der Überladung mit Konsonanten, besonders mit dem „unangenehmen" r herzurühren. Ihm sind die Konsonanten in vielen Wörtern auf eine disharmonische Art zusammengedrängt, und viele einsilbige Wörter, die wir im Sprechen zusammenhängen, vermehren noch das Aufeinanderstoßen der Konsonanten. Aus dieser fraglos richtigen Erkenntnis heraus bildet er seine Worte um, wobei er meist nur auf eine ältere Form zurückzugreifen brauchte. So schreibt er „schlüpfet", „starret", „naget", „glaubest". Er sagt dem „Glücke", das „Herze"; „größerer" klingt ihm ebenso rauh wie „größrer", so umschreibt er den Satz lieber mit „mehr ein großer als" usw. Das Wort Pfarrer hält er für unerträglich und bildet „Pfarr" (vgl. Bd. II S. 243 ff.[1]). Diese wenigen Beispiele mögen genügen, denn es wäre nicht möglich, auf all die von

---

[1]) Wir sind in unserer Neuausgabe getreulich dem Originaltext gefolgt; das Lautbild wurde völlig gewahrt, nur die Orthographie wurde der heutigen angepaßt, ebenso die Interpunktion mit Beibehaltung ihrer ursprünglichen Merkmale schonend verbessert. Kleine Inkonsequenzen (so wechselt später fordern mit fodern) sind auf Rechnung der langen Unterbrechungen im Korrekturlesen zu setzen. Vgl. Fußnote zu S. XLI.

Wezel vorgeschlagenen und auch praktisch in den eigenen Schriften eingeführten Änderungen einzugehen. Ebenso scharf und aus gleichem Grunde bekämpft er die häufige Anwendung der Apostrophe in deutschen Büchern, wobei er in erster Linie die Dichter des Sturms und Drangs im Auge hat. Er setzt sich damit als Anhänger Gottscheds, Adelungs und Gellerts in bewußten Gegensatz zum jungen Goethe, zu Hamann und Herder. Ein Einblick in den Text unseres Romans zeigt auch, wie sorgsam der Autor allen überflüssigen Fremdwörtern aus dem Wege gegangen ist. Der Stil ist knapp und klar. Statt der ermüdenden Einschiebsel wie „sagte er", „antwortete sie" u. ä. setzt er bei längeren Dialogen wie in einem dramatischen Werke kurzerhand die Namen der sprechenden Personen in gesperrter Schrift vor die Rede.

Wir haben es bereits eingangs ausdrücklich betont, daß wir in „Herrmann und Ulrike" einen reinen Wirklichkeitsroman besitzen, der nichts weiter will, als ein treues Abbild des bürgerlichen Lebens der damaligen Zeit geben, er ist frei von jeder aufdringlichen Tendenz. Lernen aber mag ein jeder daraus, wie man aus allen Erscheinungen der Welt etwas lernen kann. Will man ihn aber durchaus in einen Begriff einschachteln, so wäre er vielleicht in mancher Hinsicht unter die Erziehungsromane zu zählen, denn in dem Helden sehen wir gewissermaßen das Erzeugnis einer bestimmten Erziehung, und zwar der seines Lehrers und Freundes Schwinger. Dieser prächtige Idealist ist ein Träger der pädagogischen Ideen jener Zeit, er wirkt auf seinen Schüler ganz im Geiste Basedows, des Begründers des berühmten Philanthropins zu Dessau, der als Grundidee seines Erziehungsproblems die entschiedene Forderung stellte, man müsse den Hang zur Freiheit im Zögling nicht unterdrücken, sondern nur leiten, und zwar zur Selbständigkeit. Wir sehen an Hand der Ereignisse denn auch Herrmanns anfänglich etwas schwankenden Charakter heranreifen. Glück und Liebe leihen ihm allerdings dabei eine hilfreiche Hand. Erscheint er doch anfangs allzusehr äußeren Einflüssen unterworfen, unschlüssig und untätig schwankt er eine Zeitlang hin und her, vom Wege abgelenkt durch ein

Übermaß von Empfindsamkeit und Haltlosigkeit. So bietet er durchaus nicht das Konterfei der üblichen beliebten Romanhelden von festem Sinn und starker Kraft, macht aber gerade dadurch seinem Erschaffer Wezel in Rücksicht auf die Wahrheit der Darstellung alle Ehre. Vollwertig steht sein Bild neben der des Tom Jones. Ist die männliche Figur des Wezelschen Romans der des Fieldingschen würdig an die Seite zu stellen, so stellt das deutsche Fräulein Ulrike die reizende Engländerin Sophia gänzlich in den Schatten. Gegen diese unnachahmliche Lebensfrische, gegen diese anmutige Liebenswürdigkeit und natürliche Munterkeit der Baronesse Ulrike, deren feurige, selbstlose Liebe sogar den Leser in Banden schlägt, kommen all die reizvollen Eigenschaften von Sophia Western nicht auf.

Lassen wir nun jenen Mann sprechen, der als erster und einziger dem Romane eine volle Würdigung zuteil werden ließ, Friedrich W. Ebeling[1]). Er sagt:

„Frei von jeder fremden Manier, ganz auf eignen Füßen,

[1]) Vgl. dessen „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts." Bd. III (Leipzig 1869) S. 570. — Für diejenigen, die es interessiert, wie unsere Neuausgabe zustande gekommen ist, sei folgendes gesagt. Nicht Ebelings günstiges Urteil war es, das meine Aufmerksamkeit auf „Herrmann und Ulrike" lenkte. Es wurde mir erst nach dem Lesen des Buches bekannt, da ich die Gewohnheit habe, mich nicht früher nach dem Urteil anderer umzusehen, ehe mein eigenes bereits feststeht. Auf meinen Streifzügen durch das 18. Jahrhundert war ich über die „Wilde Betty" hinweg auf den „Tobias Knaut" geraten, der mich auf weitere Arbeiten Wezels neugierig machte. Ich erstand 1911 die erste Ausgabe von „Herrmann und Ulrike" und beschloß gleich nach dem Lesen die Neuausgabe, auf welchen Plan der nun verstorbene Verleger Georg Müller einging. Bereits 1912 wurde der Roman gesetzt. Durch andere Arbeiten verhindert, mußte ich den Roman liegen lassen bis zum Jahr 1914. Kaum war ich an die weitere Korrektur geschritten, als der Krieg ausbrach, der alle Herausgeberpläne zu Wasser werden ließ. Da ich bald selbst unter den Waffen stand, ruhte die Arbeit wieder bis 1917. Ich setzte die Korrekturen des Textes an der Dünafront fort und entwarf die Einleitung im Februar und März des Jahres 1918 an der kurländischen Nordküste in einem Fischerdorf, wo mir keinerlei Hilfsmittel zur Verfügung standen. Erst nach meiner Rückkehr in die Heimat (Anfang 1919) konnten die Lücken ausgefüllt werden. Vgl. Fußnote zu S. XXIV.

ist er nicht bloß äußerst reich an glücklich erfundenen und mit dem höchsten Geschick verbundenen Begebenheiten, es offenbart sich in ihm auch eine besonders für jene Zeit überraschende Fertigkeit der Individualisierung in einer ausnehmenden Lebendigkeit fesselnder Darstellung, die bei aller Schlichtheit des Stils, welcher sich hin und wieder etwas zu leger bewegt, sich etwas mehr Zwang hätte antun sollen, doch ebenso den Schwung der Leidenschaft wie die warmen Töne anmutender Naturlyrik trifft ... Und ohne diesen Roman einen komischen zu nennen, ist er dennoch ein Prachtstück der komischen Muse ... Alle Höhen und Tiefen der Komik, vom leisesten Piano bis zum stärksten Forte werden durch alle Tonarten und Akkorde in schönster Harmonie abgespielt."

Ebelings Stimme hat keinen Widerhall gefunden, und vereinzelt steht sein Urteil da. Er gehörte zu den wenigen Literarhistorikern, die wirklich gelesen hatten, worüber sie schrieben, eine Eigentümlichkeit, die er mit dem eifernden Moralisten und streitlustigen Krakehler Wolfgang Menzel teilt, doch hat er vor diesem einen tieferen Blick und ein reiferes Urteil voraus.

Man hat fälschlicherweise der Geschichte von Herrmann und Ulrike die Bezeichnung „ein komischer Roman" gegeben; denn als Ganzes gesehen ist er durchaus ernster Natur. Der Fehler mag daher kommen, daß der Verleger selbst, wohl um den Absatz des Buches zu heben, für den Rest der ersten (und einzigen) Auflage ein neues Titelblatt mit jener Bezeichnung und der Jahreszahl 1790 drucken ließ und an Stelle des alten setzte. Der Originaltitel lautet nur: „Herrmann und Ulrike", ohne weiteren Zusatz. Der im gleichen Jahre (1780) zu Frankfurt und Leipzig (in Tübingen) erschienene Nachdruck trägt aber schon den Untertitel „ein komischer Roman", eben nur, um einen besseren Absatz zu erzielen[1]).

---

[1]) Die erste Ausgabe erschien mit vier gestochenen Titelblättern nebst vier Vignetten von Geyser nach Schenau. Ebenso erhielt jeder Band ein Kupfer des gleichen Zeichners und Stechers. Diese Kupfer zeichnen sich durch besondere Feinheit und zierliche Linienführung aus. — Das auf den Titel unserer Ausgabe gesetzte Porträt Wezels ist nach einem Stich von Geyser wiedergegeben.

Möge nun dieser urdeutsche Roman, den wir auch heute noch als wahrhaften Nationalroman ansprechen dürfen, wieder um Anerkennung im Vaterlande werben, diesmal aber, wie zu wünschen wäre, mit dauerndem Erfolge; ist es doch nicht zu begreifen, daß wir Deutschen bisher gleichgültig und teilnahmslos an einem dichterisch so starken, an Scherz und Ernst so reichen Werke vorübergehen konnten. Den „Gargantua" der Franzosen, den „Don Quixote" der Spanier, den „Tristram Shandy" und den „Tom Jones" der Engländer aber haben wir uns so zu eigen gemacht, daß sie ganz und gar zu unserm eisernen Bestande gehören. Und doch sollte sich niemand darüber verwundern oder es als bloßes Spiel des Zufalls ansehen, denn nicht einmal der erste große Roman der Deutschen, der unvergängliche „Simplizius Simplizissimus", der alle spanischen Schelmenromane tief in den Schatten stellt, hat in der Liebe und Achtung seiner Nation den Ehrenplatz erhalten, der ihm für alle Zeiten gebührt.

München, im Juni 1919.

Carl G. v. Maassen.

Vorrede

Der Roman ist eine Dichtungsart, die am meisten verachtet und am meisten gelesen wird, die viele Kenntnisse, lange Arbeit und angestrengte Übersicht eines weitläuftigen Ganzen erfodert und doch selbst von vielen Kunstverwandten sich als die Beschäftigung eines Menschen verschreien lassen muß, der nichts besseres hervorbringen kann. Ein Teil dieser unbilligen Schätzung entstund aus dem Vorurteile, daß Werke, wovon die Griechen und Römer keine Muster, und worüber Aristoteles keine Regeln gegeben hat, unmöglich unter die edleren Gattungen der Dichtkunst gehören könnten: zum Teil wurde sie auch durch die häufigen Mißgeburten veranlaßt, die in dieser Gattung erschienen und lange den Ton darinne angaben; denn freilich, eine Menge zusammengestoppelter übertriebner Situationen zusammenzureihen; gezwungene unnatürliche Charaktere ohne Sitten, Leben und Menschheit zusammenzustellen, und sich plagen, hauen, erwürgen und niedermetzeln zu lassen: oder einen Helden, der kaum ein Mensch ist, durch die ganze Welt herumzujagen und ihn Türken und Heiden in die Hände zu spielen, daß sie ihm als Sklaven das Leben sauer machen; ein verliebtes Mädchen durch mancherlei Qualen hindurchzuschleppen; Meerwunder von Tugend und schöne moralische Ungeheuer zu schaffen: ein solches Chaos von verschlungenen, gehäuften, unwahrscheinlichen Begebenheiten, Charaktere, die nirgends als in Romanen existierten und existieren konnten, solche Massen ohne Plan, poetische Haltung und Wahrscheinlichkeit zu erfinden, bedurfte es keines Dichtergenies und keiner dichterischen Kunst.

Der Verfasser gegenwärtigen Werkes war beständig der Meinung, daß man diese Dichtungsart dadurch aus der Verachtung und zur Vollkommenheit bringen könne, wenn man sie auf der einen Seite der Biographie und auf der andern dem Lustspiele näherte: so würde die wahre bürgerliche Epopöe entstehen, was eigentlich der Roman sein soll.

Das bisher sogenannte Heldengedicht und der Roman unterscheiden sich bloß durch den Ton der Sprache, der Charaktere und

Situationen: alles ist in jenem poetisch, alles muß in diesem menschlich, alles dort zum Ideale hinaufgeschraubt, alles hier in der Stimmung des wirklichen Lebens sein. Die Regeln, die man für jenes gegeben hat, paßten auch auf diesen, wenn sie nur nicht bloß willkürliche Dinge beträfen: aber die wirklichen Regeln, die sich auf die Natur, das Wesen und den Endzweck einer poetischen Erzählung gründen, sind beiden gemein: was man bisher zu Regeln des epischen Gedichts machte, ging bloß die Form und Manier an, und waren alle bloß von der Homerischen abgezogen.

Die bürgerliche Epopöe nimmt durchaus in ihrem erzählenden Teile die Miene der Geschichte an, beginnt in dem bescheidenen Tone des Geschichtschreibers, ohne pomphafte Ankündigung, und erhebt und senkt sich mit ihren Gegenständen: das Wunderbare, welches sie gebraucht, besteht einzig in der sonderbaren Zusammenkettung der Begebenheiten, der Bewegungsgründe und Handlungen. In dem gewöhnlichen Menschenleben, aus welchem sie ihre Materialien nimmt, nennen wir eine Reihe von Begebenheiten wunderbar, die nicht täglich vorkömmt: die einzelnen Begebenheiten können und müssen häufig geschehen—denn sonst wären sie nicht wahrscheinlich—aber nicht ihre Verknüpfung und Wirkung zu einem Zwecke. So verhält es sich auch mit dem Wunderbaren der Handlungen: wir schreiben es ihnen alsdann zu, wenn sie entweder aus einer ungewöhnlichen Kombination von Bewegungsgründen und Leidenschaften entstehen oder in dem Grade der Tätigkeit, womit sie getan werden, zu einer ungewöhnlichen Höhe steigen. Je höher der Dichter dieses Wunderbare treibt, je mehr verliert er an der Wahrscheinlichkeit bei denjenigen Lesern, die das nur wahrscheinlich finden, was in dem Kreise ihrer Erfahrung am häufigsten geschehen ist: aber dies ist eine falsche Beurteilung der poetischen Wahrscheinlichkeit, die allein in der Hinlänglichkeit der Ursachen zu den Wirkungen besteht. Der Dichter schildert das Ungewöhnliche, es liege nun in dem Grade der Anspannung bei Leidenschaften und Handlungen oder in der Verknüpfung der Begebenheiten und ihrer Richtung zu einem Zwecke; und dies Ungewöhnliche wird poetisch wahrscheinlich, wenn die Leidenschaften

durch hinlänglich starke Ursachen zu einem solchen Grade angespannt werden, wenn die vorhergehende Begebenheit hinlänglich stark ist, die folgende hervorzubringen, oder die Summe aller hinlänglich stark ist, den Zweck zu bewirken, auf welchen sie gerichtet sind. Dies ist der einzige feine Punkt, der das Wunderbare und Abenteuerliche scheidet.

Der Verfasser kann unmöglich in einer Vorrede die Ideen alle entwickeln, die ihn bei der Entwerfung seines Plans leiteten, und wie er seine beiden vorhin angegebnen Absichten zu erreichen suchte: er muß es auf das Urteil der Kunsterfahrnen ankommen lassen, ob sie in seinem Werke Spuren antreffen, daß er mit Wahl und Absicht verfuhr. Er wählte eine Handlung, die den größten Teil von dem Leben seiner beiden Helden einnahm, um sich die Rechte eines Biographen zu erwerben: aber er wählte unter den Begebenheiten und Handlungen, die diesen größten Teil des Lebens ausmachten, nur solche, die auf seine Haupthandlung Beziehung oder Einfluß hatten, um ein poetisches Ganze zu machen.

Jedes poetische Ganze hat zween Teile — die Anspinnung, Verwickelung und Entwickelung der Fabel: die Exposition und stufenweise Entwickelung des Hauptcharakters oder der Hauptcharaktere. Auf diese beiden Punkte muß der Blick des Dichters bei der Anordnung beständig gerichtet sein, um zu beurteilen, welche Charaktere er nur als Nebenfiguren behandeln, wie er sie stellen und handeln lassen soll, daß sie auf die Hauptpersonen ein vorteilhaftes Licht werfen, ihre Charaktere durch Kontrast oder bloß graduale Verschiedenheit heben und anschaulich machen; um zu beurteilen, wie er die Szenen stellen soll, daß die vorhergehenden die folgenden mittelbar oder unmittelbar vorbereiten und alle auf den Hauptzweck losarbeiten; welche er gleichsam nur im Schatten lassen, nur flüchtig und kurz übergehen, und welche er in das größte Licht setzen und völlig ausmalen soll; wie er sie so ordnen soll, daß jede mit der nächsten mehr oder weniger kontrastiert, und wie er dieses Mehr oder Weniger so einrichten soll, daß es Einförmigkeit und gezwungene Symmetrie verhindert.

Um sich diese und so viele andre Pflichten zu erleichtern, ver-

einigte der Verfasser alle Mittel, die dem Dichter verstattet sind — Erzählung und Dialog, worunter man auch den Brief rechnen muß, der eigentlich ein Dialog zwischen Abwesenden ist. Ob er ein jedes am rechten Orte, dem poetischen Effekte gemäß, gebraucht und den eigentlichen Dialog und die Erzählung gehörig ineinander verflößt hat, kann nur der Leser beurteilen, der hierinne kompetenter Richter ist. Wer ihm Fehler anzeigt und sich so dabei benimmt, daß er mit Nachdenken gelesen und mit Einsicht geurteilt zu haben scheint, wird ihn durch eine solche, mit Gründen unterstützte Anzeige so sehr verbinden als durch den uneingeschränktesten Beifall: wer aus geheimer Abneigung gegen den Verfasser oder aus Tadelsucht auf sein Buch schlechtweg schmäht und das Geradeste am schiefsten findet, wird erlangen, was er verdient — Verachtung.

Viele Leser erlassen dem Romanenschreiber gern alle mögliche poetische Vollkommenheiten, wenn er sie nur durch eine Menge seltsamer Begebenheiten unterhält, worunter eine mit der andern an Abenteuerlichkeit streitet, und die Personen recht winseln, brav küssen und oft sterben läßt: solche Leser werden bei dem Verfasser ihre Rechnung nicht sehr finden; denn er geht mit den Küssen außerordentlich knickerig um und steigt nie zu einer großen Quantität, um ihren Wert und Effekt nicht abzunutzen. Keine von seinen Personen wird bis zum Wahnsinne melancholisch, keine ist so sanft und schmelzend, als wenn sie nur ein Fluidum von Tränen wäre. Überhaupt hat der Verfasser die Ketzerei, daß er den raschen, von Sanftheit temperierten Ton in der Menschheit liebt und die butterweichen Seelen, die fast gar keine Konsistenz haben, schlechterdings entweder belachen oder verachten muß: auch glaubt er daher, daß es für die Stimmung unsers Geistes zuträglicher wäre, wenn wir mit unsern Romanen wieder in den Geschmack der Zeiten zurückgingen, wo der Liebhaber aus Liebe tätig wurde und nicht bloß aus Liebe litt, wo die Liebe die Triebfeder zum Handeln, zu Beweisung großer Tugenden wurde, Geist und Nerven anspannte aber nicht erschlaffte.

Andre Leser verlangen bloß Muster der Tugend, oder wie sie es nennen, die Menschheit auf der schönen Seite zu sehen: der

Verfasser hat allen Respekt für die Tugend und möchte sie, um sich in diesem Respekte zu erhalten, nicht gern zur alltäglichen Sache machen: er findet, daß diese kostbare Pflanze in unserer Welt nur dünne gesäet ist, und will sich also nicht so sehr an dem Schöpfer versündigen und seine Welt schöner machen, als er es für gut befand.

Endlich suchen einige in einem Romane und auf dem Theater die nämliche Erbauung, die ihnen eine Predigt gibt, und wollen gern, wenn sie das Buch zumachen, das moralische Thema samt seinen partibus wissen, das der Herr Autor abgehandelt hat. Für diese hat der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte am meisten gesorgt; denn aus jeder Zeile können sie sich eine Moral ziehen, wenn es ihnen beliebt. Wzl.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Im Jahre nach Erschaffung der Welt, als die Damen kurze Absätze und niedrige Topés, die Herren große Hüte und kleine Haarbeutel und niemand leicht Gold auf dem Kleide trug, der nicht wenigstens Silber genug in der Tasche hatte, um es bezahlen zu können, wurde auf dem Schlosse des Grafen von Ohlau ein Knabe erzogen, der bei dem Publikum des dazu gehörigen Städtchens nicht weniger Aufmerksamkeit erregte und in den langen Winterabenden nicht weniger Stoff zur Unterhaltung gab als Alexander, ehe er auf Abenteuer wider die Perser ausging. Graf und Gräfin, deren Liebling er einige Zeit war, nannten ihn Henri, seine Eltern Heinrich und das ganze Städtchen den kleinen Herrmann, nach dem Geschlechtsnamen seines vorgeblichen Vaters — seines vorgeblichen, sage ich; denn so sehr die körperliche Ähnlichkeit mit ihm es wahrscheinlich machte, daß er sein wahres echtes Produkt sein möchte, und so wenig auch der erfahrenste Physiognomist auf den Einfall gekommen wäre, eine andere wirkende Ursache zu vermuten, so hatte doch jedermann die Unverschämtheit, trotz jenes wichtigen Grundes, ihn seinem Vater völlig abzuleugnen, und zwar aus der sonderbaren Ursache — weil der Sohn ein feiner, witziger, lebhafter Knabe wäre und gerade so viel Verstand als sein Vater Dummheit besäße.

Freilich war wohl diese Ursache etwas unzureichend, einem armen Sterblichen seine ehrliche Geburt abzusprechen; auch gab der alte Herrmann nichts weniger zu, als daß er dumm sei, und bewies sehr häufig durch die Tat, daß er sich hierinne nicht irrte: gleichwohl hätten sich die Leute eher bereden lassen, nicht mehr an den Kobold zu glauben, als den jungen Herrmann für den rechtmäßigen Sohn des alten Herrmanns zu erkennen. Indessen, so genau alles, Alt und Jung, in dieser Behauptung übereinstimmte, so verschieden wurden die Meinungen, wenn es darauf ankam, die Entstehung des Knabens zu erklären; und wenn man alles, was darüber gedacht und gesagt worden ist, sorgfältig aufbewahrt hätte, so würde eine solche Sammlung ungleich mehr Drucker

und Setzer ernähren als alle Träumereien der Philosophen. Einige, die des Sonntags zweimal in die Kirche gingen und darum billiger dachten als andre, die wöchentlich nur eine Predigt hörten, nahmen doch seinem Vater nicht die ganze Ehre des Anteils an der Erzeugung seines Sohns, sondern gestunden mit einem weisen Achselzucken, daß ihm vielleicht die eine Hälfte angehören könnte: allein es wird vermutlich weltkundig sein, daß ein gelehrter Akademist die Unmöglichkeit einer solchen Entstehung sonnenklar dargetan hat, und die Anhänger jener Meinung werden mir daher vergeben, daß ich diesem Manne, der den Homer, Virgil und die sämtlichen Erzväter des alten Testaments auf seine Seite zu bringen weiß, eher Glauben beimesse als ihnen—Leuten, die nie ein griechisches Wort gesehen haben.

Der Herr Major im letzten Kriege mag ihn wohl zurückgelassen haben, sagten andere Leute, die sich etwas besser auf Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit verstunden.

Er ist ein Sohn von dem Herrn Grafen, zischelte sich Jedermann ins Ohr, der auf die Gunst neidisch war, die die Herrmannische Familie von dem Grafen genoß; und dieses war das ganze Städtchen.—Tausend ähnliche besser und schlechter gegründete Vermutungen erzählte man sich als Wahrheiten, vertraute man sich mit geheimnisreicher Miene. Wenn in den kühlen Abendstunden des Sommers zwo Nachbarinnen vor der Tür beisammensaßen, wenn sich zwo Freundinnen am Brunnen trafen, bei dem Spinnrocken oder der Kaffeetasse plauderten, war zuverlässig der kleine Herrmann ihr Gespräch. Wer aber unter allen am sichersten der Wahrheit zu viel weder zur Rechten noch zur Linken gehen wollte, der versicherte schlechtweg—der kleine Herrmann ist ein Hurkind.

Natürlicherweise muß mir unendlich viel daran liegen, daß diese Meinung nicht unter meinen Lesern Glauben gewinnt, da der Kunstgriff, den Helden seiner Geschichte aus einer Galanterie entstehen zu lassen, seit des alten Homers Zeiten schon so abgenutzt ist, daß sich ein honneter Dichter schämen muß, etwas mit Hurkindern zu tun zu haben. Es ist eine auf Urkunden gegründete

Wahrheit, daß der alte Herrmann den Dienstag nach Misericordias unter priesterlicher Einsegnung das Recht empfing, einen Sohn zu zeugen, und daß seine innig geliebteste Frau Ehegattin ihn den vierten Advent des nämlichen Jahres gegen Sonnenuntergang mit einem wohlgestalten Knäblein erfreute, welches zugestoßener Schwachheit halber in derselben Nacht die Nottaufe empfing; und dieses war der Herrmann, dessen Geschichte ich erzähle. Wer nach einem so einleuchtenden Beweise noch eine Minute zweifelt, muß entweder mich oder meinen Herrmann hassen.

Zweites Kapitel

An einem sehr heißen Sommertage, gerade als die Sonne in den Krebs treten wollte, ging der Graf Ohlau, seine Gemahlin am Arme und in Begleitung seiner sämtlichen Domestiken, überaus prächtig in der neuangelegten Lindenallee spazieren, welches er jeden Sonntag bei heiterm Wetter zu tun pflegte. Das ganze Städtchen, das seine Liebe zur Pracht kannte, paradierte alsdann auf beiden Seiten der Allee in den auserlesensten Feierkleidern: Männer und Weiber, Kinder und Eltern machten eine Gasse auf beiden Seiten und sahen mit gaffender Bewunderung das starre goldreiche Kleid ihres hochgebornen Herrn Grafen nebst einem langen Zuge von reicher Liverei durch die doppelte Reihe gravitätisch dahinwandeln. Nero konnte nicht grausamer zürnen, wenn er auf dem Theater sang und diesen oder jenen Bekannten unter den Zuschauern vermißte, als der Graf Ohlau, wenn bey diesem sonntägigen feierlichen Spaziergange jemand von den Einwohnern des Städtchens fehlte: ob er gleich einen solchen Verächter seiner Hoheit nicht, wie jener Heide, köpfen ließ, so war doch allemal in so einem Übertretungsfalle auf einen heftigen Groll und bei der nächsten Gelegenheit auf eine empfindliche Rache zu rechnen. Obgleich zuweilen die Sonne so brennende Strahlen auf die Versammlung warf, daß die kahlen Köpfe der Alten wie Ziegelsteine glühten, daß die weißgepuderten Parucken der Ratsherren von der

geschmolzenen Pomade mohrenschwarz und die schönen schneeweißen Mädchengesichter rotbraun und mit Sommersprossen und Blattern von der Hitze gezeichnet wurden, so wagte es doch niemand, so lange sich der Graf in der Allee aufhielt, den Schatten zu suchen: man schwitzte, ächzte und ward gelassen zum Märtyrer des herrlichen Kleides, das der Graf zu begaffen gab. Er selbst machte sich mit der nämlichen Standhaftigkeit zum Opfer seines Stolzes, und seine Gemahlin—mehr aus Gefälligkeit gegen ihn als aus eigner Neigung—steckte sich jedesmal in einen großen Fischbeinrock und ein schweres reiches Kleid, um die Herrlichkeit seines Spazierganges vermehren zu helfen.

Die Last dieser Feierlichkeit war noch keinen Tag so drückend gewesen, daß der Graf sie nicht hätte ertragen können: doch izt am gemeldeten Sonntage schoß die Sonne bei ihrem Eintritte in den Krebs so empfindliche Strahlen, die wie Pfeile verwundeten. Die Augen der Zuschauer waren matt und blickten mit schwacher Bewunderung auf das apfelgrüne Kleid, in dessen Stickerei die Silberflittern wie ein gestirnter Himmel glänzten und die Folie mit allen Farben des Regenbogens spielte: Jedermann lechzte und dachte, empfand und sagte nichts als—„das ist heiß!" Der Graf wedelte sich unaufhörlich mit dem musselinen Schnupftuche das Gesicht, blies um sich und seufzte einmal über das andere seiner Gemahlin zu—„das ist heiß!" Die Frau Gräfin ging geduldig an seiner Seite unter dem rottaffetnen Sonnenschirme mit glühendem aufgelaufenen Gesichte und klopfendem Busen, wo große Schweißtropfen wie die Perlen eines starken Morgentaues standen, zerrannen und in kleinen Bächen hinabliefen, atmete tief und keuchte nach ihrem Gemahle hin—„das ist heiß!" Laufer, Heiducken, Jäger und Lakaien, so stolz sie sonst in ihren Galakleidern daherschritten, schlichen mit gesenkten Häuptern mutlos und schmachtend hinterdrein und brummten einander, ein jeder mit seinem Lieblingsfluche, zu—„das ist heiß!" Es war nichts anders übrig, als der Sonne nachzugeben und dem Schatten zuzueilen.

Gerade mußte sich es treffen, daß unter der schattichten Linde, wo der Graf mit seinem Gefolge Schutz suchte, der kleine Herrmann

mit einigen seiner Kameraden sein gewöhnliches Spiel spielte: er war König, teilte Befehle aus, die die übrigen vollziehen mußten, und saß eben damals mit völliger Majestät und Würde auf der Bank unter der Linde, um einem Paar Abgesandten Audienz zu geben. Sobald sich der Graf dem Baume näherte, liefen die erschrocknen Abgesandten davon, nur der kleine König blieb, in die Hoheit seiner Rolle vertieft, mit gravitätischem Ernste sitzen. Die Mutter, die in der Ferne gegenüberstand, biß sich vor Ärger über die Unhöflichkeit ihres Sohnes in die Lippen, und der Vater hub schon mit Zähneknirschen und einem unwilligen — „du sollst es kriegen" — sein Rohr drohend in die Höhe. Die Gräfin lächelte über die Unerschrockenheit, mit welcher sie der Knabe erwartete, und sagte freundlich zu ihm: „Rücke zu, mein Kleiner!" — „Nein, das kann ich nicht!" antwortete der Knabe. „Ich muß in der Mitte sitzen; denn ich bin König und Sie sind nur Graf." — Man lachte und gab, aus Ehrerbietung gegen seine königliche Würde, seinem Verlangen nach.

Ohne langes Besinnen fuhr er in seiner Rolle fort und gab mit der nämlichen Dreistigkeit, womit er seine Gespielen beherrscht hatte, auch dem Grafen Befehle, und weil dieser nicht für nötig erachtete, sie zu vollstrecken, so versicherte ihn der kleine Monarch, daß er sich einen bessern Untertan in ihm versprochen hätte, und drohte ihm für seinen Ungehorsam die fürchterlichsten Strafen an. Die Gräfin, die sehr bald merkte, daß alle diese Ideen, ob es gleich nur Kinderspiel war, dem Stolze ihres Gemahls widrig wurden, suchte den Knaben auf etwas anders zu lenken und bat ihn, seine Majestät einmal beiseite zu setzen und ihr ein paar Blumen zu pflücken. Pfeilschnell sprang er von der Bank hinweg, setzte sich ins Gras, pflückte Blumen und band mit dem sorgfältigsten Fleiße ein sehr zierliches Bukett, das er der Gräfin mit dem verliebten Anstande eines Schäfers und einem Handkusse überreichte, nebst der galanten Versicherung, daß er sie sehr lieb habe. — „Mein Sohn," sagte die Gräfin darauf, „du wirst einmal ein großer Mann oder ein großer Narr werden." — „Ach," erwiderte der Knabe mit kindischer Naivität, „mit dem großen Narren hat's

keine Not: das will ich wohl bald werden, wenn ich nur erst ein großer Mann bin." —

Gräfin. Hast du denn Lust ein großer Mann zu werden?

Der Kleine. Ja, das werd ich; und weiter nichts!

Gräfin. Auch ein großer Narr?

Der Kleine. Nein, das ist meine Sache nicht. — Das ist einer, setzte er hinzu und wies mit dem Finger auf den Grafen.

Steifigkeit und Gezwungenheit müssen auf jede richtig gestimmte Seele einen unmittelbaren widrigen Eindruck machen; sonst hätte unmöglich diesem kleinen Schwätzer ein so kindischer Sarkasmus, so voll der bittersten Wahrheit, entwischen können. Der Graf fühlte ihn mit Widerwillen, und es tat ihm sehr wehe, daß er nicht zürnen konnte, weil ihn ein Kind gesagt hatte: seine Gemahlin, die seinen Stolz und seine zeremoniöse Eitelkeit innerlich sehr mißbilligte und sich nur nicht offenherzig gegen ihn herauszulassen getraute, freute sich im Herzen über den Vorwitz des Bubens und ermahnte ihn zur Behutsamkeit und zum Respekte in seinen Ausdrücken, vielleicht gar in der boshaften Absicht, seine Unverschämtheit noch mehr zu reizen.

„Was hast du denn an mir auszusetzen?" fragte der Graf mit hastigem Tone, um seine Empfindlichkeit zu verstecken.

Der Kleine. Sehr viel! — Warum ziehen Sie sich denn so warm an? itzt in der Hitze? Sehn Sie! das ist gescheit angezogen! — (wobei er seine kleine rotstreifichte Leinwandjacke auseinanderzog und von der Luft durchwehen ließ.)

Die Gräfin verbarg eine boshafte Freude hinter dem Fächer und machte ihm den Einwurf, daß sich eine solche Kleidung nicht für den Grafen schicke.

Der Kleine. Warum denn nicht? Wenn sie sich für mich schickt?

Die Gräfin. Und du bist doch ein König!

Der Kleine. O, Sie sind eine scharmante Frau: ich habe Sie wahrhaftig recht lieb, das können Sie glauben. Wenn ich groß bin, will ich Sie heiraten.

Die Gräfin. Du mich? — Ich habe ja schon einen Mann.

Der Kleine. Ja—(wobei er den Grafen mit schiefem verächtlichen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen übersah)—den hätt' ich nicht genommen.

Die Gräfin. Warum denn nicht?

Der Kleine. Weil er so viel Silber auf dem Rocke hat.

Die Gräfin. Du wirst also vermutlich kein Silber tragen, wenn wir einander heiraten?

Der Kleine. Also wollen Sie mich?—Geben Sie mir Ihre Hand darauf!

Die Gräfin. Hier ist sie.—Warum bist du denn aber dem Silber so gram?

Der Kleine. Weil es zu geputzt aussieht.

Die Gräfin. Ich merke also wohl, du bist kein Liebhaber vom Geputzten.

Der Kleine. Gar nicht! Wenn ich auch einmal ein großer Mann bin, geh ich doch nicht anders wie itzo.

Die Gräfin. Was für ein großer Mann denkst du denn zu werden?

Der Kleine. Das weiß ich selber noch nicht recht. Sonst wollt' ich immer ein König werden: aber das gefällt mir nicht mehr. Ich will lieber zur See gehen und Länder entdecken.

Die Gräfin. Da wirst du mich bald zur Witwe machen.

Der Kleine. Ja, wenn ich Sie heirate!—(Vor Freude tat er zwei große Sprünge bei diesen Worten.)—Da bleib ich lieber zu Hause bei Ihnen und werde recht gelehrt—recht erstaunend gelehrt! Hernach müssen die Leute aus der ganzen Welt zu mir kommen und mich sehen wollen: die Königin aus Saba muß zu mir kommen: da lös' ich ihr Rätsel auf.

Die Gräfin. Die gute Frau ist schon lange tot.

Der Kleine. Es wird doch wohl eine Andre wieder da sein. Die bringt mir dann große Geschenke—Gold, Silber, Weihrauch—

Die Gräfin. Du bist ja kein Liebhaber von Gold und Silber.

Der Kleine. Ach, ich behalte nichts davon: ich schenke alles wieder weg, alles.

Die Gräfin. Das ist edelmütig. — Ich dächte, so ein munterer Bursch wie du ginge lieber in den Krieg.

Der Kleine. Nein, das ist gar nicht meine Sache.

Die Gräfin. Warum nicht?

Der Kleine. Das Pulver macht schmutzige Hände: die Soldaten sehen mir alle zu wild aus; und im Kriege wird man ja totgeschossen!

Die Gräfin. Du mußt die Andern totschießen, damit sie dich nicht totschießen können.

Der Kleine. Ich sollte Jemanden totschießen? — Das könnt' ich nicht. Das tät mir so weh, als wenn meine Mutter eine Henne abschlachtet. — Ich kann gar kein Blut sehn — (setzte er mit leisem Tone und halbem Schauer hinzu.)

Die Gräfin. Bist du so mitleidig?

„Ach," seufzte der Knabe, und Tränen standen ihm in den dunkelblauen Augen, „ich kann gar nicht sterben sehn! Auch keinen Menschen, dem etwas weh tut! Der lahme Görge hier in der Stadt — wenn ich den mit seiner Stelze kommen sehe — ach, da geh' ich allemal in eine andere Gasse, daß ich nicht vor ihm vorbei muß." —

„Dort kömmt die Kutsche!" unterbrach der Graf freudig ihr Gespräch, der unterdessen voller Ungeduld, wie auf Feuer, dagesessen und nach der lange verschobnen Ankunft des blauen Staatswagens geseufzt hatte.

Bei seinem Vergnügen an der Pracht spielten Kutschen und Pferde keine geringe Rolle: er verschrieb sich alle mögliche Risse von Staatskarossen und den sämtlichen übrigen Arten von Wagen, und niemand durfte ihm leicht ein merkwürdiges Fuhrwerk oder Pferdegeschirr nennen, ohne daß er nicht den Auftrag bekam, eine Zeichnung davon zu schaffen. Keine Schmeicheleien und kein Geld wurden dabei gespart, den Zeichner und Kommissionar zur Beschleunigung seines Wunsches aufzumuntern: empfahl sich einer unter den erhaltnen Rissen durch unwiderstehliche Schönheiten, so wurde er ausgeführt, und jedesmal, wenn so ein neues Werk vollendet und zum ersten Male gebraucht wurde, empfing das ganze Schloß einen Schmaus, wie andere Leute zu geben pflegen,

wenn sie ein Haus gebaut haben. Schade war es nur, daß die herrlichen Gebäude allemal aus einem doppelten Grunde unbrauchbar und meistens auch ziemlich abgeschmackt waren: seine Leidenschaft für die Pracht zog Schönheit und Geschmack so wenig zu Rate, daß jedes Fleckchen von der Decke bis zur Radeschiene, von dem äußersten Ende der Deichsel bis zu der äußersten Spitze des letzten Eisens hinter dem Kasten, mit Gold beklebt werden mußte, wofern es andere Ursachen nur im mindsten zuließen: auf der andern Seite wollte sein Geiz—wovon ihm eine starke Dosis zuteil geworden war—jenen prächtigen Kunstwerken die Dauerhaftigkeit einer ägyptischen Pyramide geben und riet ihm, sie so massiv, so plump bauen zu lassen, daß selten eine Kutsche nach geendigter Schöpfung mit weniger als acht Pferden von der Stelle gebracht werden konnte. Dieselben Ursachen machten auch seine Pferdegeschirre zu wahren Meisterstücken des schlechten Geschmacks: sie waren alle so schwer, daß unter der kostbaren Last die armen Rosse ihres Lebens nicht froh wurden und meistens zwei Tage eine Entkräftung fühlten, wenn sie einmal eine Stunde lang in ihrem ganzen Schmucke an so einem vergoldeten Hause gezogen hatten. Bei einer solchen Bewandtnis ist es kein Wunder, daß der Herr Graf während der vorhergehenden Unterredung seiner Gemahlin mit dem kleinen Herrmann so lange auf den blauen Wagen warten mußte, ob er gleich beinahe schon angespannt war, als der Spaziergang eröffnet wurde: das ungeheure Gebäude konnte bei der gewaltigen Hitze nicht anders als in dem Tempo eines gemeinen Mistwagens fortbewegt werden, und noch blieben die niedergeschlagnen Pferde alle sechs Schritte einmal stehen, um auszuschnauben.

Endlich langte die blaue fensterreiche Karosse bei der Linde an: sechs Perlfarben zogen sie unter einem blausamtnen, mit goldnen Tressen und unzählbaren Schnallen gezierten Geschirre; sie hingen traurig den schöngeflochtnen, mit goldnen Rosen geschmückten Hals und fühlten ihr glänzendes Elend so stark, daß sie nicht einmal die funkelnde Quaste auf dem Kopfe schüttelten. Graf und Gräfin stiegen hinein, und ohne daß man es gewahr wurde, wie

ein Wind, wischte der kleine Herrmann hinter ihnen drein—pump! saß er da, dem hochgebornen Paare gegenüber. Der Graf erschreckte ihn zwar durch die auffahrende Frage—„was willst du hier?"—allein der Knabe antwortete ihm unerschüttert: „Ich will einmal sehn, wie sich's in so einem Wagen fährt."

Unterwegs machte er sehr oft die Anmerkung, daß diese Art zu fahren für ihn erstaunend langweilig wäre, bezeugte auch zuweilen ein großes Verlangen, aus dem Kasten herauszugehn, und da ihn die Gräfin zur Ruhe vermahnte, versicherte er, daß er nur aus Liebe zu ihr sich so lange darinne zurückhalten ließe.

Allmählich begann der zweite Akt des Spaziergangs. Wenn der Graf sich bei dieser Sonntagskomödie mit der ganzen Kommun seiner Residenz einige Zeit von der Sonne hatte sengen und brennen lassen, erschien gewöhnlich, wie itzo, eine von seinen schwerfälligen Staatskutschen, worinne er mit der Langsamkeit einer Leichenbegleitung durch die Alleen eines Lustwäldchens fuhr: die ganze Stadt folgte ihm alsdann zu Fuß auf beiden Seiten und hinten nach, und jeder Knabe hatte die Erlaubnis, ein Band, ein Schnupftuch oder jede andre Sache, die weich genug war, um keine Beulen zu machen, wenn sie einen Kopf traf, in den Wagen zu werfen. Nach geendigter Spazierfahrt sammelte der Kammerdiener alle hineingeworfnen Lappen in einen Korb, trat mit ihm mitten auf den Schloßhof, die Stadtjugend stellte sich in einem Zirkel um ihn, und sobald der Graf das Fenster öffnete, fing er an, ein Band, ein Tuch nach dem andern in die Höhe zu halten und nach dem Eigentümer desselben zu fragen: wer sich dazu bekannte und sein Recht aus gültigen Gründen beweisen konnte, erhielt bei der Rückgabe etwas Geld: waren die Ansprüche so verwickelt und zweifelhaft, daß sich der Kammerdiener ohne Verletzung seines Richtergewissens nicht zu entscheiden getraute, so mußte der Zweikampf den Ausschlag tun: die Kompetenten traten in die Mitte des Kreises, rangen mit einander, und wer den andern zuerst niederwarf, besaß das Band und den damit verbundenen Preis ungestört bis in alle Ewigkeit, wenn es auch gleich dem Überwundnen gehörte. Während der Austeilung wurde ein

Faß voll Bier in Bereitschaft gesetzt, auf einen kleinen Wagen geladen; und hatte jedes Band seinen Besitzer gefunden, so spannte sich ein Trupp Knaben daran und zog ihn, Musik voraus, in den herrschaftlichen Garten, wo in einem alten Pavillon die Mädchen warteten, um mit ihnen gemeinschaftlich den Abend unter Tänzen und Liedern hinzubringen. Sehr oft sah der Graf mit seiner Gemahlin ihren jugendlichen Ergötzlichkeiten zu, wenigstens waren doch auf allen Fall die Eltern zugegen, um Unordnungen vorzubeugen und durch ihre Gegenwart Reizungen zu unterdrücken, welche der Tanz leicht erweckt.

Der kleine Herrmann, der aus Liebe zur Gräfin die ganze Fahrt hindurch bis zur Ankunft auf dem Schlosse in der Kutsche ruhig ausgehalten hatte, bat sich die Erlaubnis aus, bei der darauffolgenden Preisausteilung die Stelle des Kammerdieners zu vertreten: und auf Zureden seiner Gönnerin bewilligte ihm der Graf seine Bitte. Er sammelte die zahlreichen Bänder und Tücher aus dem Wagen mit eilfertiger Geschäftigkeit zusammen und trat mit dem völligen feierlichen Anstande eines Richters, unter der Begleitung des Kammerdieners, der Korb und Geld neben ihm hertrug, in den Kreis seiner erstaunten Kameraden. Sie murmelten zwar einander einige kleine Höhnereien zu, daß ihresgleichen über sie erkennen sollte: allein Graf und Gräfin öffneten das Fenster, und man schwieg. Der neue Richter schwenkte ein Band in die Luft, fragte, wem es gehörte, gab es dem ersten, der mit einem deutlichen Mir antwortete, aber kein Geld, verfuhr mit den übrigen eben so, und niemand bekam Geld. Der Kammerdiener, dieser neuen Praxis ungewohnt, wollte ihm ins Amt greifen; die ganze versammelte Jugend wurde schwürig und wollte die alte Prozeßordnung hergestellt wissen: doch die Gräfin rief — „laßt ihn nur machen!" — und man mußte sich beruhigen. Als der Korb ausgeleert war, befahl er einem Jeden nach der Reihe, seine eingelösten Bänder zu zählen, und wer die meisten hatte, bekam das wenigste Geld: ein einziger Knabe, der nur eins in den Wagen geworfen und auch nur eins zurückgefodert hatte, erhielt den höchsten Preis — gerade so viel, als alle übrige zusammen. Natürlich mußten die andern

über ihre getäuschte Unverschämtheit unwillig werden, und weil kein Mittel zu einer größern Rache vorhanden war, schimpfte, schmähte, verspottete man die neue Weisheit des Richters: der Kammerdiener, dem es auch nicht anstund, daß der Knabe klüger sein wollte als er alter Mann, suchte ihn anzuhetzen und in einen Streit zu verwickeln, wo er notwendig den Kürzern ziehen würde. „Leid' es nicht", zischelte er ihm leise zu: allein er bekam nichts als die stolze Antwort — „Das schadet mir nichts, ich bleibe dennoch, wer ich bin" — und so wanderte unser kleine Herrmann voll edlen Bewußtseins nach dem Zimmer des Grafen.

Der Empfang vonseiten der Gräfin war ungemein lebhaft und freundlich, und selbst ihr Gemahl fühlte in dem Verfahren des Knaben bei der Preisausteilung so etwas, das mehr als einen gemeinen Geist voraussetzte. Sie lobten ihn beide, beschenkten ihn, und der Graf gab sich selbst die gnädige Mühe, ihn mit hoher Hand in seinen Staatszimmern herumzuführen; denn nach seinen Begriffen war es die größte Gnadenbezeugung, wenn er jemandem Gelegenheit gab, ihn in seiner Pracht zu bewundern. — „Wie gefällt dir das alles?" fragte der Graf. — „Ganz wohl," erwiderte der Knabe; „nur das viele Gold kann ich nicht leiden." — „Was möchtest du nun am liebsten unter allen diesen Sachen haben;" fing die Gräfin an. — „Nichts als das!" antwortete der Kleine und wies auf ein Porträt der Gräfin.

Die Vorstellung — „ich gefalle" — verbreitet über weibliche Nerven jederzeit so eine eigne lebhafte Behaglichkeit, daß ihr ein Frauenzimmer auch bei einem sechsjährigen Knaben nicht widerstehen kann: die Gräfin ging, ohne ein Wort zu sagen, in ihr Zimmer und kam mit einem Miniaturgemälde zurück, das sie ihrem Lieblinge — denn das war er nun völlig — zum Geschenk überreichte. — „Wenn dir," sagte sie, „die Frau auf dem großen Gemälde hier so wohlgefällt, so will ich dir ihr Porträt im Kleinen geben: behalt es zu meinem Andenken!" — Der Knabe tat einen freudigen Sprung, seine ganze Miene wurde Vergnügen, er küßte das Bild etlichemal und bat um ein Band: die Gräfin vertröstete ihn bis zur Zurückkunft in ihr Zimmer: hurtig machte sich der galante Bube sein Knie-

band los, zog es durch das Öhr des Porträts und hing es um den Hals. — „Mein Orden ist tausendmal schöner als Ihrer," sprach er zum Grafen und drückte sich das Bild so fest an die Brust, daß die Gräfin sich nicht enthalten konnte, ihm für diese unschuldige Schmeichelei einen derben Kuß auf die runden roten Backen zu drücken.

Man öffnete die beiden Flügel der Tür: der Graf erblickte die Spieltische in völliger Bereitschaft: — „zum Spiel" rief er und bot seiner Gemahlin die Hand, die sie ungern annahm, weil sie sich von ihrem kleinen Liebhaber trennen sollte. Zugleich gab er einem Laufer Befehl, den Knaben zu seinen Eltern zurückzubringen: das war ein Donnerschlag für den armen Verliebten. Er schluchzte, ging niedergeschlagen und langsam zur Gräfin, faßte ihre Hand, küßte sie und brach in lautes Weinen aus: die Dame ward durch die kindische Betrübnis so gerührt, daß ihr eine Träne über die Wange herabrollte: mit hastiger Bewegung riß sie den weinenden Knaben zurück, gab ihm zween recht feurige Küsse, reichte mit einem Seufzer dem versilberten strotzenden Herrn Gemahle die Hand und ging an den Spieltisch.

Die Mutter erwartete ihn an der Tür, als er mit dem Laufer angewandert kam, und empfing ihn mit lautem Jubel über das Glück und die Gnade, die ihm heute widerfahren wäre, und belud seinen Überbringer mit so vielen untertänigsten und alleruntertänigsten Danksagungen dafür, daß sie einen Maulesel nicht schwerer hätte bepacken können. Destomehr war der Vater wider sie und seinen Leibeserben aufgebracht; er hielt es schlechterdings für eine Beschimpfung seiner Familie, daß sein Sohn sich zu dem Grafen drängte, und wollte ihn kraft der väterlichen Gewalt, zu seinem Besten, mit einer nachdrücklichen Züchtigung bestrafen, wenn nicht die Mutter noch zu rechter Zeit hinzugesprungen wäre und den armen Jungen unter dem ausgeholten Rutenhiebe weggerissen hätte. — „Mag er mich schlagen!" sagte der kleine Heinrich; „hab' ich doch mein liebes Bild" — und dabei küßte er das Porträt der Gräfin.

Dies war, beiläufig gesagt, der Zeitpunkt, wo das Stadtpublikum an der ehelichen rechtmäßigen Zeugung des Knaben zu zweifeln anfing.

Drittes Kapitel

Die Gräfin, die — wie man bereits gemerkt haben wird — mehr eitel als stolz war, fand in der kindischen Liebe des kleinen Herrmanns soviel schmeichelndes, daß sie nach aufgehobner Tafel, als sie ihr Gemahl auf ihr Zimmer gebracht hatte, das Gespräch sogleich auf ihn lenkte. Sie bestand darauf, daß man einem so viel versprechenden Subjekte eine beßre Erziehung verschaffen müßte, als er bei seinen Eltern haben könnte, und tat deswegen den Vorschlag, ihn auf das Schloß zu nehmen und den Unterricht und die Aufsicht des Lehrers mitgenießen zu lassen, den man ohnehin für die kleine Ulrike — eine arme Schwestertochter des Grafen — bezahlte. Ihr Gemahl machte zwar Einwendungen, und darunter eine, die weiser war als alle, die er gewöhnlich zu machen pflegte: er besorgte nämlich, daß man den Knaben durch eine vornehme, seinem Stand und Vermögen nicht angemeßne Erziehung nur unglücklich machen werde. „Wir geben ihm," sagte er, „eine Menge Bedürfnisse, die er in seiner Eltern Hause nie würde kennen lernen; wir fachen seinen Ehrgeiz nur noch mehr an, da er schon für sich stark genug ist; durch den beständigen Umgang mit dem andern Geschlechte wird seine natürliche Empfindlichkeit erhöht, er wird weichlich, wollüstig und vielleicht gar ein Geck. Haben Sie nicht seinen übermäßigen Stolz bemerkt? — Wenn man sieht, daß er Ihr Liebling ist, wird ihm jedermann schmeicheln, um Ihnen zu schmeicheln, und in zwei Jahren ist sonach er der verdorbenste, aufgeblasenste und unerträglichste Bursch, der niemanden in der Welt achtet als sich selbst. Ihre Güte ist auf alle Fälle zuversichtlich sein Unglück. — Es geht schlechterdings nicht," setzte er mit seinem gewöhnlichen peremtorischen Tone hinzu.

Der Graf machte sehr oft dergleichen gute oder schlechtere philosophische Anmerkungen und Einwendungen bei jeder Gelegenheit, aber niemals im eigentlichen Ernste, um zu widerlegen oder die vorgeschlagene Sache zu hindern, sondern bloß aus Räsoniersucht, um seinen vorgeblichen Verstand zu zeigen: räumte man ihm daher seine Einwürfe als unüberwindlich ein, so war nichts

leichter, als ihn unmittelbar durch diese stillschweigende Anerkennung seiner Überlegenheit zu der nämlichen Sache zu bereden, die er bestritten hatte. Seine Gemahlin kannte alle feste und schwache Plätze seines Charakters so genau, daß sie eine Karte davon hätte zeichnen können, und gestand ihm deswegen in dem vorhabenden Falle mit betrübter Verlegenheit zu, daß es freilich unmöglich sei, so starke und vernünftige Gegengründe zu entkräften. — „Man muß also darauf denken“ setzte sie hinzu, „wie man den Burschen auf eine weniger gefährliche Art unterstützt.“

„Aber,“ fiel ihr der Graf ins Wort, „man kann es ja versuchen: merkt man, daß er durch seinen Aufenthalt bei uns verschlimmert wird, so schickt man ihn wieder zu seinen Eltern. Aber freilich, liebe Gemahlin, Sie sind schwach: wenn Sie einmal etwas lieben, dann fällt es Ihnen schwer, sich davon zu trennen: Ihre Liebe wird gleich zu heftig.“

„Freilich wohl, gnädiger Herr!“ antwortete die Gräfin seufzend und zupfte mit einiger Verlegenheit an ihrem Kleide. „Ich erkenne wohl, wie sehr Sie recht haben, daß meine Liebe die Leute meistens verdirbt: ich fühle meine Schwäche in diesem Punkte. — Wir wollen den Burschen lassen, wo er ist.“

„Aber,“ nahm der Graf mit einer kleinen Hastigkeit das Wort, „warum wollen Sie es denn nicht versuchen, wenn Sie Ihr Vergnügen dabei finden? — Wollen Sie zuweilen eine kleine freundschaftliche Warnung von mir annehmen, im Falle daß Sie zu weit gehen —“

Die Gräfin. O mit Freuden, gnädiger Herr! Sie wissen, wie willig ich mich von Ihnen leiten lasse, wie gern ich Ihre Vernunftgründe zugebe, daß ich leicht von etwas abstehe, wenn Sie es mißbilligen —

Der Graf. Ja, ich kenne Ihre Güte —

Die Gräfin. Nennen Sie das nicht Güte, gnädiger Herr! Pflicht, Schuldigkeit ist es. Ich schätze mich glücklich genug, daß ich fähig bin, die Richtigkeit und Billigkeit Ihrer Einwendungen und Befehle einzusehen: auf keinen andren Verstand als auf diesen mache ich Anspruch.

Der Graf. War denn Ihre Absicht, daß der Knabe bei uns auf dem Schlosse wohnen sollte?

Die Gräfin. Meine Absicht war es allerdings; denn eine doppelte, so ganz entgegengesetzte Erziehung —

Der Graf. Würde ihn nur verderben! Was er in den paar Stunden, die er sich bei uns aufhielt, Gutes lernte, würde er den übrigen Teil des Tages bei seinen Eltern wieder vergessen; die Fehler, die er bei uns ablegte, würde er dort wieder annehmen. Sein Vater ist ohnehin etwas ungeschliffen. Das täte gar nicht gut: wenn er einmal besser erzogen werden soll, so muß er von der Lebensart seiner Eltern gar nichts mehr zu sehen bekommen. Zudem wäre mir's auch unangenehm, ihn unter uns zu leiden, wenn er hernach wieder mit seinesgleichen, mit gemeinen Jungen auf der Gasse spielen und herumlaufen dürfte.

Die Gräfin. Ihre Bedenklichkeiten sind völlig gegründet: es läßt sich nicht das mindeste dawider einwenden. — Ich will mir die Grille wieder vergehen lassen: der Junge mag bleiben, wo er ist. —

„Aber wozu denn?" rief der Graf mit ereiferter Güte. „Ich will dem Haushofmeister befehlen, daß er —"

Die Gräfin. Ich bitte Sie, gnädiger Herr! Verursachen Sie sich meinethalben nicht die Beschwerlichkeit, einen Jungen um sich zu sehn, der Ihnen freilich anfangs nicht mit der gehörigen Ehrerbietung begegnen wird.

Der Graf. Das besorge ich eben. Er hat noch keine Manieren, ist auch wohl zuweilen ungezogen: aber ich denke, er soll sich durch unsern Umgang bald bilden.

Die Gräfin. Das hoff' ich! — Mir sollte die Sorge für seine Erziehung ein süßes Geschäfte sein. —

Nach einer kleinen tiefsinnigen Pause setzte sie traurig und mit nassen Augen hinzu: „Da mir das Glück keine eignen Kinder zu erziehen gibt, muß ich die mütterlichen Vergnügen an fremden genießen."

„Aber," warf ihr der Graf ein, „Sie werden sich zu sehr an den Knaben fesseln, sich zu sehr mit ihm abgeben und dadurch eine unendliche Last auf sich laden."

Die Gräfin. Meine Last dabei wäre sehr gering: allein für Sie, gnädiger Herr, könnte sie größer sein, als ich wünschte. — Es mag unterbleiben.

Der Graf. Nein doch! Sie sollen sich schlechterdings meinetwegen kein Vergnügen versagen.

Die Gräfin. Und ich will schlechterdings kein Vergnügen genießen, das Ihnen nur eine mißvergnügte Minute machen könnte. Wollte ich doch, daß ich nicht so unbescheiden gewesen wäre, Ihnen von meinem unüberlegten Einfalle etwas zu sagen!

Der Graf. Ihr Einfall muß befriedigt werden: ich geb' es nicht anders zu.

Die Gräfin. Gnädiger Herr, ich müßte mir selbst Vorwürfe machen, wenn ich aus Unbesonnenheit Ihre Güte so mißbrauchte –

Der Graf. Ich will nun, ich will.

Nunmehr war er auf den Punkt gebracht, wohin er sollte: er sagte die letzten Worte mit so einem auffahrenden positiven Tone, daß nur noch eine Gegenvorstellung nötig war, um ihn zornig zu machen. War er einmal unvermerkt dahin geleitet, daß er die Sache selbst verlangen und befehlen mußte, die er anfangs bestritt und im Grunde sehr ungern sah, so hatte die Gräfin zu viel Feinheit, um seinen Stolz bis auf das äußerste zu treiben und einen wirklichen Zorn abzuwarten, sondern sie ergab sich nunmehr mit anscheinendem Widerwillen. — „Ich unterwerfe mich Ihrem Befehle," sprach sie mit einer tiefen Verbeugung und küßte ihm ehrerbietig die Hand; „Sie können meiner Dankbarkeit gewiß sein, und ebensosehr meiner Folgsamkeit, sobald Ihnen Ihre Güte nur die mindeste Beschwerlichkeit —"

„Denken Sie nicht mehr daran!" unterbrach sie ihr Gemahl. „Ihr Vergnügen und das meinige können nie ohneeinander sein. —"

Er sagte gleich darauf mit der verbindlichsten Freundlichkeit Gute Nacht und trieb die Verbindlichkeit so weit, daß er unmittelbar nach seiner Ankunft in seinem Zimmer bei dem Ausziehen dem Kammerdiener Befehl gab, noch denselben Abend zu dem Einnehmer Herrmann zu gehen und ihm zu melden, daß er sich morgen früh um sieben Uhr vor des Grafen Zimmer einfinden solle.

Die ganze Herrmannische Familie lag schon in tiefem Schlummer; der Hausvater schnarchte bereits so lieblich und mit so mannigfaltigen Veränderungen alle Oktaven durch, daß die arme Ehegattin an seiner Seite nicht fünf Minuten zusammenhängenden vernünftigen Schlummer zuwege bringen konnte. Eben war es ihr geglückt, alle Hindernisse zu überwältigen und in einen sanften erquickenden Schlaf dahinzusinken, als der Kammerdiener des Grafen an der Tür rasselte, und da er diese verschlossen fand, an die niedrigen Fensterladen so emphatisch mit geballten Fäusten anpochte, daß die beiden Eheleute vor Schrecken im Bette weit in die Höhe prellten. Halb aus Scham, halb aus Furchtsamkeit wollte die erwachte Frau das Fenster nicht öffnen, sondern stieß den wieder eingeschlafenen Gemahl so heftig in die Rippen, knipp ihn in die Wangen und paukte ihm endlich so derb auf der Brust herum, daß sich der arme Mann mit einem erstickenden Husten aufrichtete und ein schlaftrunknes „Was gibt's?" herauszukrächzen anfing, als der ungeduldige Kammerdiener mit verdoppelter Stärke an den Laden donnerte. Urplötzlich raffte sich der Mann in der Betäubung auf, rannte an das Fenster, riß den Laden auf, faßte den Abgesandten des Grafen bei dem Kopfe und schüttelte ihn mit so lebhaftem Grimme, daß er vor Schmerz laut zu heulen anfing. — „Ich bin's ja," rief er einmal über das andre und nannte seinen Namen. — „So? sind Sie's?" rief Herrmann voller Erstaunen. „Hier haben Sie Ihre Haare wieder." — Er hatte dem armen kahlköpfigen Alten in der Hitze der vermeinten Beleidigung fast das ganze kleine Tupé ausgerissen, und lieferte es ihm, wie er's zwischen den Fingern hielt, unbeschädigt wieder aus. Natürlich konnte eine so gewalttätige Szene nicht ohne Wortzank ablaufen: beide stritten und schimpften, bis sich die Frau vom Hause einfand, ihren Mann vom Fenster wegzog und sich höflich bei dem Kammerdiener nach seinem Verlangen erkundigte: er richtete seine Botschaft aus und ging mit einer angenehmen Ruh, sein ausgerauftes Tupé in der Hand, nach dem Schlosse zurück.

Unbekümmert, ob dieses hohe Verlangen des Grafen nach der Gegenwart des alten Herrmanns Gnade oder Ungnade für ihn

bedeuten möchte, legte er sich wieder ins Bette und brummte nicht wenig, daß man ihn um einer solchen Kleinigkeit willen in dem Schlafe störte. Seine Ehefrau hingegen, die den Wert der Botschaft besser fühlte, warf sogleich ihren kattunen ziegelfarbenen Nachtmantel um sich, zündete Licht an und war schon von so großen Gedanken schwanger, daß ihr beide Backen von Erwartung glühten. Sie wollte ihre Mutmaßungen ihrem Manne mitteilen, aber da war keine Antwort! Als eine sorgsame Hausfrau, holte sie das feinste Hemde ihres Mannes herbei, nähte daran zwei starre ungeheure Manschetten, wo auf einem musselinen Grunde große Tulpen und Rosen in einem Relief von dickem Zwirne prangten. Oft ruhte die Nadel, und oft rückte in vielen Minuten die Arbeit nicht um einen Stich weiter; denn die geschäftige Einbildungskraft unterhielt die gute Frau mit einer solchen Menge Aussichten, Gnadenbezeugungen und Lobsprüchen über das Verhalten ihres Sohns—der nach ihrer Meinung den verlangten Besuch veranlaßt haben mußte—mit so herrlichen Szenen künftiger Größe und künftigen Wohlseins, daß sie sogar in der Selbstvergessenheit zweimal die Arbeit unter den Tisch fallen ließ; und der Nachtwächter meldete eben grunzend unter ihrem Fenster, daß es Zwölfe geschlagen habe, als sie den letzten Knoten machte. Darauf ergriff sie das beste Kleid in ihres Mannes Garderobe, jagte den Staub mit lauten Stockschlägen heraus und bürstete so lange, bis sich kein Fäserchen mehr darauf blicken ließ. Die letzte und beschwerlichste Arbeit war noch übrig: die Stutzperücke mußte beinahe ganz umgeschaffen werden: Hoffnung und Freude gaben ihren Händen ungewöhnliche Geschicklichkeit, sie schlugen meisterhafte Locken: alle gelangen auf den ersten Wurf, als wenn sie ein schöpferisches Dichterfeuer belebte, und nunmehr wurde, in Ermangelung des Puders, durch ein Sieb auf die schöne Frisur in so reichlichem Überflusse Mehl gestreut, daß der stattliche Stutz in der schlecht erleuchteten Stube wie ein Morgenstern glänzte. Wirklich fing auch schon die Morgendämmerung an, als sie mit Wohlgefallen den letzten Blick auf ihre Arbeit warf und zum Bette zurückkehrte.

Die Ruhe war unmöglich: ihre Gedanken ließen sie nicht einschlafen: kaum krähte der Hahn zum zweitenmale, als sie wieder aufsprang, um den übrigen Staat für ihren Mann in Bereitschaft zu setzen. Sie weckte ihn und machte indessen Anstalt zum Kaffee.

Herr Herrmann dehnte sich dreimal mit einem lauten Stöhnen und stund auf, achtete weder des schöngepuderten Stutzes noch der blumenreichen Manschetten noch des übrigen wohlgesäuberten Putzes, ob er gleich ausgebreitet vor seinen Augen dalag, sondern zog seine gewöhnliche Alltagskleidung an, einen grautuchnen Überrock und graue wollne Strümpfe, kämmte sein Haar in eine große Rolle, wie es ihm von sich selbst zu fallen beliebte, und pfiff dabei ein sehr erbauliches — „Wach auf mein Herz und singe."

Die Frau brachte den Kaffee, und der Ärger erstickte den Guten Morgen, den sie schon halb ausgesprochen hatte, als sie ihren Mann in seiner schlechten Alltagsmontur erblickte: sie ward bleich, zitterte, setzte den Kaffee auf den Tisch, stemmte die Arme in die Seiten, wollte sehr pathetisch in Verwunderung und Vorwürfe ausbrechen und — verstummte: der Ärger schnürte ihr die Kehle zu. Sie ging hinaus in die Küche und weinte bitterlich. Indessen schenkte sich ihr Ehegatte ein und pfiff dabei sein Morgenlied so munter und so durchdringend hell wie ein Gimpel, schlürfte einen Schluck aus der Tasse und pfiff weiter, suchte seine Tabakspfeife, fand sie nicht, fluchte ein paar Donnerwetter und pfiff weiter. Wie unsinnig lief er mit abwechselndem Fluchen und Pfeifen in der Stube herum, störte alles um, wo eine Tabakspfeife versteckt sein konnte, stieß an den Perückenstock, daß der schöne Stutz über das saubere braune Kleid herunterstürzte und auf seinem ganzen Wege, wie ein ausgeschütteter Mehlsack, eine dicke Wolke von sich blies: eine Flasche mit einem Reste vom gestrigen Abendtrunke rollte nach langem Taumeln über den Tisch hin und ließ eine große See von Bier zurück, ehe sie auf den Fußboden herabsprang und in kleine Scherben zerbrach.

Das Geräusch der zerbrechenden Flasche rief die erschrockne Ehefrau in die Stube: sie trat betrübt, mit roten aufgelaufenen Augen herein, als eben ihr wütender Gemahl das treffliche Hembe

zusammengedrückt in der Faust hielt, und ohne sich zu bedenken, in die Biersee gerade hineinwarf. — „Ach!“ rief die Frau an der Tür aus, und ein Strom von Tränen brach ihr aus den Augen. Ohne ihren schmerzhaften Seufzer wahrgenommen zu haben, drehte sich der Mann und lief hastig auf sie zu. — „Nillchen, Nillchen!“ schrie er, „wo ist meine Pfeife?“

Die Frau konnte ihm mit nichts antworten als mit Tränen und einem doppelten — Ach!

„Nillchen, was ist dir denn?“ fragte er und suchte in dem Tischkasten. — „Was ist dir denn?“

Die Frau. Ach! du wirst mich noch vor der Zeit ins Grab bringen.

Der Mann. Schaff mir nur erst meine Pfeife! — Ich dich ins Grab? — Warum denn, Nillchen?

Die Frau. Du fragst noch? — Sieh nur, was du gemacht hast! dann brauchst du gewiß nicht mehr zu fragen.

Der Mann. Was hab' ich denn gemacht, Nillchen? — Ja, etwas umgeworfen! die Flasche zerbrochen! Warum tust du alle die Sachen nicht an ihren rechten Ort?

Die Frau. So? — Erst sitz' ich die ganze Nacht auf und breche mir den Schlaf ab; und hernach bin ich gar noch schuld daran, wenn du, wie ein Heide, alles zerschlägst und verdirbst?

Der Mann. Du hast nicht geschlafen? — Warum denn, Nillchen?

Die Frau. Warum denn als deinetwegen? — Hab' ich denn nicht gesessen und genäht, daß mir das Blut aus den Nägeln hätte springen mögen? —

„Da liegt's, das schöne Hemde!“ fuhr sie nach einer Pause schluchzend fort und wischte sich mit der Schürze die Augen. — „Da liegts! ich kann's vor Jammer gar nicht ansehen!“

Der Mann. Ja — und mein schönes braunes Kleid — ach Zeter! wer hat denn das so entsetzlich zugerichtet? das sieht ja aus, als wenn's im Mehlkasten gesteckt hätte. Kehr' es doch, Nillchen!

Die Frau. Daß ich eine Närrin wäre! Wer den Unflat gemacht hat, salva venia, der mag ihn wieder wegkehren.

Der Mann. Wer hat's denn getan? — Doch wohl der Junge? Die Brut hat niemals die Gedanken beisammen.

Die Frau. Ja, der Junge! der gute Junge hat die Gedanken besser beisammen als der Vater.

Der Mann. Wär ich's gewesen?

Die Frau. Wer denn sonst? — Ich habe an der Perücke gekämmt, daß mir der Arm noch wehe tut: wer sieht's ihr nun an? — Ich möchte dir sie gleich ins Gesicht werfen.

Der Mann. Spaße nicht, Nillchen!

Die Frau. Ja, ich und der Spaß, wir kämen wohl zusammen! — Was willst du denn nun machen, du alter Schmaucher? Du wirst doch nicht in der häßlichen Kutte zum Grafen gehen wollen? Was würde denn der Herr sprechen?

Der Mann. Mag er sprechen, was er will! Wenn ich ihm so nicht gut genug bin, so mag er mich lassen, wo ich bin: ich verlange ja nicht nach ihm.

Die Frau. Schäme dich, Adam! so eine hohe Gnade!

Der Mann. Ich mag keine von ihm. Ich habe so lange ohne sie gelebt —

Die Frau. Adam, sei doch nicht so griesgramicht! Sei ja hübsch freundlich gegen den Herrn Grafen! bücke dich fein tief und antworte nicht immer so kurz weg, wie du zu tun pflegst! Daß du ja nicht so schlecht hin „Ihr Diener" zum Herrn Grafen sprichst: er nimmt's sehr übel, wenn man nicht untertäniger Diener sagt.

Der Mann. Nillchen, ich will sagen, wie mir's gefällt. Ich tue dem Grafen meine Arbeit redlich, und er gibt mir dafür mein Brot: außerdem bin ich weder sein untertäniger noch sein gehorsamer Diener; aber sein Diener bin ich — denn er bezahlt mich dafür — nicht ein Haar breit mehr noch weniger!

Die Frau. Es ist aber doch einmal Mode —

Der Mann. Ach was Mode! die Mode gehört für die Narren: genug ich gebe mich für nichts Schlechteres aus, als ich bin. — Mache mir den Kopf nicht warm, Nillchen! ich bin so heute nicht aufgeräumt, daß ich meine Pfeife nicht habe.

Die Frau. Du hast ja itzt keine Zeit zum Rauchen. Wenn du nun mit dem Tabaksgeruche zum Grafen kämst—

Der Mann. Mag er sich die Nase zuhalten, wenn ihm mein Geruch nicht ansteht! Ich verlange nicht von ihm, daß er sich nach mir richten soll: aber ich werde mich auch nicht nach ihm richten. Das wäre der erste, der's so weit bei mir brächte.

Die Frau. Zieh dich nur allgemach an—

Der Mann. Anziehen? Wozu denn?—Nicht eine Faser! Wenn ich mir in dem Rocke nicht zu schlecht bin, so werd' ich's dem Grafen wohl auch nicht sein.

Die Frau. Du alter Adam! man hat doch nichts als Schande von dir.

Der Mann. Rillchen, Rillchen! nicht zu viel geschwatzt!—

„Ist es denn nicht wahr," schluchzte die Frau mit halb weinendem Tone. „Ich werde gewiß noch vor Ärger über dich sterben."

Der Mann. Sei kein Narr, Rillchen!

Die Frau. Wenn ich nur schon tot wäre!—(Dabei brach sie in völliges Weinen aus.) Ich muß mich ja in die Seele schämen, wenn die Frau Gräfin meinen Mann so einhergehen sieht wie einen schmutzigen Pudel—

Der Mann. Rillchen, es klopft jemand.—

Rillchen öffnete die Tür, und es trat ein abermaliger Bote vom Herrn Grafen herein, der ihn mit Ungeduld erwartete. Er nahm Hut und Stock und ging, ohne ein Wort zu sagen, fort, ob ihm gleich seine Frau mit Tränen um den Hals fiel und ihn um Gottes willen bat, sie und die ganze Familie nicht durch seine schlechte Kleidung zu entehren.

Tränend ging sie an das Fenster, sah durch die Scheibe dem Starrkopfe nach und bedachte nunmehr erst, daß sie ihm nicht hätte widersprechen sollen, um ihn dazu zu bewegen, was sie wünschte. Nicht weniger war sie nunmehr wegen seiner Aufführung bei dem Grafen besorgt.

Der Graf bat ihn mit ungewöhnlicher Herablassung, daß er ihm und seiner Gemahlin die Erziehung seines Sohns überlassen möchte, und stellte ihm, statt der Bewegungsgründe, die große

Liebe und Gnade der Gräfin für den Knaben und die wichtigen Vorteile vor, die diesem in Ansehung seines künftigen Glücks daraus zuwachsen würden: er suchte seinen Eigennutz und Ehrgeiz in das Spiel zu ziehen und führte ihm zu Gemüte, daß er ohne die mindsten Unkosten auf diese Weise einen Sohn erhalten werde, der alle Stadtkinder an Bildung, Wissenschaft und guten Manieren übertreffe. Der alte Herrmann stand unbeweglich da, beide Hände übereinander auf den Knopf seines knotichten Stocks gelegt, die eine hinterste Spitze seines großen Hutes zwischen den zwei Vorderfingern der linken Hand. — „Nein," sagte er endlich trocken, als ihn der Graf fragte, was er zu tun gesonnen wäre — „Nein, daraus wird nichts. Wer den Jungen gemacht hat, wird ihn auch erziehen. Mein Sohn soll kein Schmarotzer bei Grafen und Edelleuten werden. Wenn er so viel lernt, wie ich, daß er sich sein Brot notdürftig verdienen kann, da hat er genug: nach den übrigen Fratzen soll er mir nicht eine Hand aufheben. —"

„Aber ihn an seinem Glücke, an seiner Bildung zu hindern, ist doch sehr unvorsichtig" — wandte ihm der Graf ein.

„Bildung hin, Bildung her!" fiel ihm Herrmann mit auffahrendem Tone ins Wort. „Mit dem Kopfe an die Wand wollt' ich ihn rennen, daß er krepierte, wenn so ein Scheißkerl aus ihm würde, so ein geputzter grinsender Tellerlecker, der um die Vornehmen herumkriecht und ihnen den Dreck von den Händen küßt. — Pfui! daß dich der Henker holte!"

Der Graf. Es ist ja doch besser, daß er nicht so roh bleibt wie sein Vater. —

Herrmann. Roh! das bin ich, das will ich sein, und wer mich nicht so leiden kann, der mag mich lassen, wo ich bin. Ich habe in meinem Leben keinem vornehmen Narren aufgewartet. Ich habe das meinige auf Schulen und Universitäten getan, und weit mehr als mancher, der mit sechs Pferden fährt und Wunder denkt, was er für ein großer Götze ist. Weil ich nicht um Sterne und Ordensbänder herumspringen und vornehmen Speichel lecken wollte, wurd' ich freilich nur Einnehmer in einer hochgräflichen Herrschaft: aber ich mache mir einen Quark aus allen

den Titeln und den großen Aufschneidereien. Ich will Vornehmen ehrlich und redlich arbeiten, und sie sollen mich dafür bezahlen; und dann hundert Schritte vom Leibe! So denk' ich, und so soll mein Junge auch denken.

Der Graf. Es ist schade um das Kind, daß es so einen ungeschliffenen Vater hat.

Herrmann. Seht mir doch! Sie denken wohl gar, daß Sie dem König Salomo aus dem Steiße gefallen sind. Weil ich nicht immer an Ihrem Rockzipfel kaue wie die andern dummen Jungen, die, wie angeputzte Strohwische, da in Ihrem Vorzimmer herumstehen; weil ich nicht immer bei jedem Worte die Nase zwischen den Beinen stecken habe und mir nicht alle acht Tage mit Reverenzen ein Paar Mastrichter Sohlen entzweischarre; weil ich nicht immer schmunzle, mich krümme und winde wie ein Ohrwurm, nicht immer Zeitungen zutrage, nicht immer —mit Respekt zu sagen—jeden Quark lobe und bewundere, der Ihnen aus dem Maule fällt, als wenn's die goldnen Sprüche des Pythagoras wären: deswegen bin ich ungeschliffen! Deswegen nehmen Sie auch solche Schafköpfe in Ihre Dienste und machen sie zu Ihren Lieblingen, damit sie Ihnen beständig den Kopf krauen, weil sie selber keinen haben. Wenn's etwas zu schmeicheln, zu verleumden, zu höhnen oder zu schmarotzen gibt —ah! da sind sie die ersten: aber wenn einmal Holland in Not ist, da stehen die Schurken alle da und blecken die Zungen wie die Löwen um Salomons Thron. Ich bin ein ehrlicher Mann, und weiter will ich nichts sein.—

Der Graf, der sich durch diese derbe Lektion mehr getroffen fühlte, als er wünschte, und doch über einen Mann nicht zürnen konnte, der ihm wegen seiner Dienste unentbehrlich war, auch sich einmal in den Besitz des Rechts gesetzt hatte, schlechterdings ohne alle Sitten zu sein—der Graf, sage ich, spazierte während jener Rede auf und nieder und räusperte sich unaufhörlich, weil ihm zu viel daran lag, zum Hauptzwecke mit ihm zu kommen. Er antwortete deswegen kein Wort auf alle seine Vorwürfe, unterdrückte seinen Unwillen mit meisterhafter Selbstverleugnung,

und kam, als die Beredsamkeit seines Moralisten noch einige Zeit in jenem Tone fortgelaufen war, auf die Hauptsache zurück, warum er ihn hatte rufen lassen. Er bat ihn itzt, daß er seinem Sohne nur wenigstens auf einige Wochen den Aufenthalt auf dem Schlosse verstatten sollte, und zwar bloß aus Gefälligkeit gegen die Gräfin.

„Mit meinem Wissen nicht eine Minute!" unterbrach ihn der Einnehmer. „Es geschieht nicht, damit ist das Lied am Ende. Ich schämte mich, wenn ich Lust hätte, Kinder zu erziehen, und mir nicht selber eins schaffen könnte. Machen Sie's wie ich! so brauchen Sie keins zu borgen. Wenn Sie sonst nichts wollen, so geh' ich."

„Das kann Er!" sagte der Graf mit empfindlichem Tone; und Herrmann hatte die Tür schon in der Hand, ehe er es herausgesagt hatte.

Warum es sich der Graf so sehr angelegen sein ließ, den störrischen Mann zu einer Sache zu bewegen, die er im Herzen als eine große Gnade betrachtete und Andere auch dafür angenommen hätten?—Dazu trieb ihn keine Ursache als die Politesse, seine oberste Gesetzgeberin. Aus Menschenliebe hatte er noch in seinem Leben sehr wenig Gutes getan, aber aus Politesse ungemein viel: jene konnte man ihm ungestraft absprechen, allein wenn er in Ansehung dieser sich nur der mindesten Unterlassungssünde bewußt war, so quälte ihn ein solcher Gedanke so stark und verursachte ihm eine so unruhige Ängstlichkeit, als Mord und Totschlag einem aufgewachten Gewissen. Selbst aus Liebe zu seiner Gemahlin, die er doch zu gewissen Zeiten recht herzlich zu lieben glaubte, bewegte er nicht eine Hand; und wenn es zuweilen schien, als ob er die Erfüllung eines ihrer Wünsche mit so lebhaftem Eifer betriebe, um ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, so lag die Schuld fürwahr nicht an ihm, sondern an dem falschen Urteile der Leute, die bei ihm die nämlichen Bewegungsgründe vermuteten, nach welchen sie vielleicht handelten: nein! sich, sich wollte er eine Gefälligkeit erzeigen: sich wollte er das süße Bewußtsein verschaffen, daß er abermals einen rühmlichen Beweis seiner

Galanterie und Politesse abgelegt habe. Jede solche Handlung war ihm gerade so lieb als dem Helden ein erfochtener Lorbeer. Deswegen ging er jetzt nach dem Abtritte des alten Herrmanns so unmutig und trostlos im Zimmer herum als ein Mensch, der in einer verdrießlichen Stellung weder ein noch aus weiß; denn er hatte sich vorgenommen, der Gräfin mit dem kleinen Heinrich zu ihrem Geburtstage ein Geschenk zu machen, und der verzweifelte Geburtstag war schon übermorgen. Welch eine Not!

Viertes Kapitel

Die Frau Herrmann konnte vor brennender Ungeduld die Rückkunft ihres Mannes nicht in der Stube abwarten: kein Tropfen Kaffee schmeckte ihr: sie mußte sich schlechterdings in die Tür stellen, wo sie noch mit glühenden Backen stand, als ihr Mann um die Ecke der nächsten Gasse herumkam. Gern wäre sie ihm entgegengegangen, wenn ihr nur der leidige Wohlstand nicht verboten hätte, sich im Negligé über die Türschwelle zu wagen. — Warum geht er nur so langsam? — Ach! da führt der böse Feind gar einen Mann her, mit dem er spricht! — Die arme Frau möchte vergehen über dem ewigen Geschwätze: der Hals wird ihr ganz trocken, sie schmachtet vor Erwartung, sie kann auf keiner Stelle bleiben, tut bald einen Schritt vorwärts, bald einen rückwärts. — Jtzt nehmen sie Abschied; jetzt kömmt er. — „Was wollte der Graf?“ schwebt ihr schon auf der Zunge; sie steht unbeweglich da und strebt ihm mit Kopf und Brust entgegen. — „Was wollt“ ... ist schon ausgesprochen. — O so muß der leibhafte Teufel mit im Spiele sein: nicht zwei Schritte ist er von der Tür, da ruft ihn der Herr Nachbar ans Fenster: man möchte unsinnig werden; vor heute Abend erfährt die arme Frau gewiß nichts. — Die Tränen stehen ihr schon in den Augen vor Ärger, und dreimal knirscht sie unwillig mit den Zähnen — aber nein! sie hatten einander nur ein paar Worte zu sagen, und der Mann kömmt mächtig dahergeschritten.

„Was wollte der Herr Graf?“ rief ihm die Frau mit freudigem Tone entgegen, indem sie auf die unterste steinerne Stufe vor der Tür herabstieg. — Der Mann ging in das Haus und antwortete nichts. — „Adam, was wollte der Herr Graf?“ wiederholte sie mit etwas stärkerer Stimme, als sie hinter ihm drein in den Hof ging.

Der Mann. Was wollte er? — Nicht viel Gescheidtes! was solche Leute immer wollen!

Die Frau. Nun? so erzähle mir doch, Adamchen! — Dachte er nicht an unsern Heinrich?

Der Mann. Mehr als zuviel! — Das ist heiß! — (und so jagte er mit seinem Stocke ein paar Hühner von einer alten Schnitzbank und nahm ihren Platz ein.)

„Was sagte er denn von unserm Heinrich?“ setzte die Frau das Gespräch fort, indem sie sich mit halbem Leibe auf des Mannes linke Schulter legte.

Der Mann. Kannst du dir einbilden, Nillchen? Er will unseren Jungen zu sich auf das Schloß haben und einen Narren aus ihm machen.

Ach! — tat die Frau einen lauten Schrei vor Freude.

Der Mann. Aber ich hab' es ihm rund abgeschlagen.

Die Frau. Abgeschlagen! — (Dies sprach sie mit der leisen erlöschenden Stimme eines Kranken, der eben abscheiden will: in den Augen zogen sich schon eine Menge wehmütige Feuchtigkeiten zusammen.)

Der Mann. Mein Junge soll nicht so ein Taugenichts, so ein Tagedieb werden wie die Schlaraffengesichter, die da beständig hinter dem Grafen dreinziehen.

Die Frau. So eine hohe Gnade! und abgeschlagen! — Du bist ein recht ungeschliffener Mann — (wobei er einen wegstoßenden Schlag von ihrer Hand bekam.)

Der Mann. Der Graf mag seine Gnade für sich behalten; ich brauche sie nicht. Nicht den Hut nehme ich dafür ab. — Wo willst du hin, Nillchen?

Die Frau. Zur Frau Gräfin, um ihr zu sagen, daß mein Mann den Verstand verloren hat! —

„Nillchen! bleib hier!“ antwortete er ganz gelassen und zog sie bei dem Rocke von hinten auf die Bank zurück. — „Wenn du einen Schritt tust, Nillchen,“ fuhr er mit gesetzgebendem Ton fort, „um den Jungen bei der Gräfin anzuschmarotzen, so schließ ich ihn oben in den großen Kleiderschrank, daß ihn der Teufel nicht herauskriegen soll, so lange ich nicht will; und müßt' er gleich darinnen verschmachten.“

Die Frau. Das kannst du: ich gehe doch. Ich will deine Grobheit nicht auch auf mich kommen lassen. —

„Nillchen,“ sagte der Mann mit dem nämlichen kalten Blute und zog sie auf die nämliche Art bei dem Rocke zurück — „da halte meinen Stock! ich komme gleich wieder. —“

Sie setzte sich; er ging und kam nach einigen Minuten zurück. — „Nun kannst du zur Gräfin gehen,“ sprach er trocken, nahm ihr seinen Stock ab und setzte sich.

Die gute Frau vermutete wohl hinter dieser plötzlichen Sinnesänderung einen bösen Streich und ging also mehr aus Neubegierde, um zu sehen, ob er wirklich die Tollheit begangen habe, den kleinen Heinrich einzuschließen. Sie rief an dem Kleiderschranke und in allen Winkeln: nirgends war ein Heinrich, der ihr antwortete. Ihre Empfindlichkeit wurde durch dieses hämische Verfahren noch mehr gereizt — denn sie glaubte wirklich, ihr Mann habe ihn irgendwo versteckt — und wollte ihren Willen deswegen schlechterdings durchsetzen: hastig warf sie einen Teil ihres Negligés von sich und wollte sich anputzen, um zur Gräfin zu gehen. Sie eilte zur Kommode — sie war verschlossen: zum Schranke — er war verschlossen. Nun merkte sie wohl die Bosheit: ihr Mann hatte ihr vorhin, als er sie verließ, alle Kleider eingeschlossen und die Schlüssel zu sich gesteckt.

Sie wußte nicht, ob sie zu ihm zurückgehen oder bleiben sollte: endlich entschloß sie sich kurz, legte ihr Negligé wieder an und wanderte in den Hof zurück, fest entschlossen, Ärger und Verlegenheit zu verbergen.

„Warum gehst du denn nicht?“ fragte der Herr Ehegatte, tückisch nach ihr hinschielend.

„Ich will warten bis Nachmittag," erwiderte sie mit persiflierendem Tone und ließ sich neben ihm nieder. Er saß da, beide Hände vor sich auf den Stock gestemmt, das Kinn auf die Hände gestützt, den Blick vor sich hin nach dem Hause gerichtet: der linke Schoß des Überrockes hing nach der Länge über die Bank hinten herunter. Hurtig wischte die Dame mit der rechten Hand leise in seine Tasche, holte einen Schlüssel heraus und—husch! damit in die andere Hand unter den Mantel! Die Rechte tat noch ein paar solche heimliche Gänge, bis alle nötigen Schlüssel durch diesen Hokuspokus sich unter ihrem Mantel befanden: alsdann tat sie einen verstellten Seufzer, wandte mit angenommener Niedergeschlagenheit eine ökonomische Angelegenheit vor und ging, innerlich triumphierend, langsam ins Haus.

Desto schneller flog sie die Treppe hinauf und zum Kleiderschranke. Keine Schleife wurde aufgeknüpft, alles heruntergerissen, mit freudiger Übereilung das schönste Galakleid herausgeholt, die schönste Haube aufgesetzt, und in einer halben Viertelstunde wallte schon ihr Busen vor Entzücken unter dem flornen Halstuche, und ihr Herz klopfte vor Freude über ihre gelungene List und vor Triumph, ihren Mann zu übertrotzen, so hoch, daß die seidne Kontusche knisterte. Nicht zufrieden gesiegt zu haben, wollte sie ihren Gegner auch kränken: noch einen selbstgefälligen Blick in den Spiegel!—und dann nahm sie alle eroberte Schlüssel zu sich und rauschte glühend und sich räuspernd die Treppe hinunter in den Hof. Da stund sie vor dem Manne, der staunend die Augen weit aufriß und hastig mit der Hand in die Tasche fuhr: er wurde bald inne, wie man ihn überlistet hatte, aber er ließ sich nichts merken.

„Ich will zur Frau Gräfin gehn," sprach sie mit spöttischer Gleichgültigkeit, machte eine tiefe Verbeugung und sagte—„Leb wohl."

Nillchen,—rief der überwundene Ehegatte mit der äußersten Kälte, ob ihm gleich der innerliche Groll beide Backen mit einer merklichen Röte färbte,—„warte noch ein wenig! Ich habe mich anders besonnen.—"

Nillchen hielt diesen vorgegebenen Vergleich für eine neue List, wodurch er sich für ihre Taschenspielerei desto empfindlicher rächen wollte; sie wartete nicht.

„So warte doch!" rief er abermals, ging ihr nach und erwischte sie in der Hoftüre bei dem kannevaßnen Rocke. — „Warte doch! Ich habe mir's überlegt: ich will meinen Jungen aufs Schloß geben."

Sie sah ihn mißtrauisch an und wußte nicht, ob sie seiner trocknen ernsten Miene glauben sollte. — „Nun gut!" sagte sie endlich, „so will ich zur Gräfin gehen und ihr deinen Entschluß melden."

Der Mann. Ja, das sollst du! — Aber sage mir nur erst: welche Bündel Stroh soll denn der Pfarrknecht kriegen? — Er möchte indessen kommen.

Die Frau. Daß du ihm ja nicht die guten gibst!

Der Mann. Zeige mir sie doch, ehe du gehst, damit du nicht hernach wieder sprichst, ich gebe alles weg, wenn ich die unrechten —

„Komm! ich will sie dir zeigen," unterbrach sie ihn und tanzte, wie ein triumphierendes Mädchen nach der ersten Eroberung, über den Hof nach der Scheune hin. Der Mann schlenderte langsam hinter drein.

Das Tor wurde geöffnet: sie trat mit vorsichtigem Schritte, um die weißen seidnen Schuhe nicht zu verletzen, unter die Strohbündel und erhub den rechten Zeigefinger, dem Manne deutlich und augenscheinlich zu demonstrieren, was er tun sollte. Mitten in ihrer Demonstration hörte sie das Tor hinter sich knarren, sie sah sich um und entdeckte — daß sie eingeschlossen war.

„Adam, Adam! wo bist du?" rief sie mit innerlicher Ängstlichkeit; umsonst: Adam legte eben das große Schloß vor das Scheunentor, schnappte es zu, sagte nicht eine Silbe und ging langsam in das Haus.

Nun merkte die arme eingesperrte Frau wohl, durch welche betrügerische Verstellung sie hintergangen war, daß sie in diesem dunkeln Gefängnisse aushalten mußte, so lang es ihrem Mann beliebte, daß sie nicht zur Frau Gräfin gehn konnte, daß ihres Mannes Trotz die Oberhand behielt — „Ach!" rief sie bei diesem letzten entsetzlichen Gedanken aus, riß daß weiße Schnupftuch mit thea-

tralischem Anstande aus der Tasche, bedeckte ihr betränktes Gesicht und sank auf ein Bündel Stroh hin—ob in Ohnmacht?—das weiß ich wahrhaftig nicht: aber ich zweifle; denn es war ja niemand in der Scheune, der es gesehn hätte.

Voller Schadenfreude nahm indessen der Mann den geraden Weg nach Heinrichs Schlafkammer, fand ihn nicht, stutzte, ging weiter: er durchwanderte das Haus von dem obersten Bodenwinkel bis zum untersten Keller, suchte, rief—vergebens: er ging vor die Tür, in den Hof—nirgends eine menschliche Kreatur, die Heinrich heißen wollte!—Hui! dachte er, daß mir die Frau den Streich gespielt und den Jungen auf das Schloß voran geschickt hat! Warte, Nille! wir wollen dich schon kriegen!—

Die Vermutung, so falsch sie auch war, wiegelte seine ganze Galle auf: seine eheliche Autorität war durch die kränkendste Hinterlist beleidigt, und er sann auf eine exemplarische Strafe für eine so unerhörte Empörung gegen seine gesetzgebende Macht. Die Ehe dieser beiden Leutchen hatte überhaupt einen ganz originalen Ton: ohne sich jemals förmlich zu zanken, lagen sie in beständigem Kriege widereinander: nimmermehr ließ eins das andre zur offnen Schlacht, nicht einmal zum Scharmützel kommen, sondern jeder Teil suchte den andern beständig durch heimtückische Überfälle, Streifereien und listige Kniffe zu necken, und mitten unter solchen Plagereien liebten sie sich so feurig als nur jemals ein Paar, das der Trauring verknüpft hat.

Sobald es bei ihm ausgemacht war, daß er, trotz der Einsperrung seiner Frau, der überwundne Teil sei, so machte er, weil sich allmählich die kleinstädtische Zeit des Mittagsessens näherte, in eigner Person Anstalt dazu. Seine Kochkunst war äußerst gering, und wenn sie auch einen weitern Umfang gehabt hätte, wollte er doch vorsätzlich nichts hervorbringen als eine Wassersuppe. Um sich aber nicht zugleich selbst zu strafen, stillte er erst seinen Appetit mit einigen soliden Stücken geräucherten Fleisches, und als die kalte Küche verzehrt war, richtete er seine magere ungesalzene Wassersuppe an, deckte den Tisch, setzte sein einziges Gericht in die Mitte und rings herum eine große Menge leere Schüsseln.

Darauf ging er zur Scheune, öffnete sie und lud seine Gefangene zur Mittagsmahlzeit ein.

„Ich mag nicht essen," sagte sie etwas schnippisch, kehrte ihm den Rücken und ging an das andre Ende der Scheune.

Der Mann. Nillchen, du wirst dich doch nicht zu Tode hungern wollen! Komm! Die Frau Gräfin hat die hohe Gnade gehabt, uns ein ganzes Gastmahl zu schicken—vor großer Freude, daß unser Heinrich bei ihr ist. Sie hatte sogar die allerhöchste Gnade und ließ uns versichern, daß wir alle Tage ein paar Schüsseln aus ihrer Küche könnten holen lassen: aber das sieht mir so almosenmäßig aus: ich hab' es ausgeschlagen.

„Ausgeschlagen!" rief die leichtgläubige Ehefrau. „Ja, wenn du deiner Frau eine Mühe ersparen kannst, so tust dus gewiß nicht."

Der Mann. Wenn ich's angenommen hätte, alsdann, denkst du, brauchtest du nicht mehr zu kochen? —Nillchen, eben deswegen hab' ich's ausgeschlagen, damit du das Kochen nicht verlernst, bloß um deines Bestens willen!—Die Frau Gräfin ließ besonders sehr viele gnädige Komplimente an dich machen.

Die Frau. Es ist doch eine recht liebreiche Dame—(wobei ein tiefer Knix in das Bündel Stroh hinein gemacht wurde, worauf sie stand).

Der Mann. Das ist sie! Der Laufer fragte sehr nach dir, Nillchen: ob er vielleicht gar Präsente für dich mitbrachte? Es kam mir so vor—

Die Frau. Und da fragte der alte Adam auch nicht weiter?

Der Mann. Was sollt' ich fragen?—Ich sagte ihm, meine Frau wäre im Gefängnisse, nach Tische käme sie los, alsdann könnt' er sie sprechen.

Die Frau. Und das sagtest du ihm?—Wahrhaftig, es wäre kein Wunder, wenn man sich zu Tode bei dir ärgerte. Mir solche Schande zu machen!

Der Mann. Was ist denn das nun für Schande mehr!—Wenn ein Beutelschneider auf dem Diebstahl ertappt wird, so steckt man ihn ein: wenn dirs keine Schande gewesen ist, meine

Taschen zu bestehlen, so kann dich's auch nicht beschimpfen, daß man dich in Arrest gebracht hat. — Aber komm! ehe das Essen kalt wird! es sind sehr fette Speisen dabei.

Die Arrestantin folgte ihm halb mit Betrübnis, daß ihre Einsperrung durch ihren eignen Mann bekannt gemacht war, halb mit freudigem Verlangen nach dem versprochenen herrlichen Gastgebote und den noch herrlichern Geschenken, die nach Tische sich wieder einfinden sollten.

Sie trat in die Stube: wie versteinert stand sie da, als sie ihre Leichtgläubigkeit abermals auf das Schändlichste betrogen fand, biß sich in die Lippen und vermochte vor Scham kein Auge aufzuheben. In der Bestürzung ließ sie sich vom Manne an den Tisch führen und auf einen Stuhl setzen: welch neue Bosheit! Der Heimtückische hatte die Wassersuppe so reichlich mit Zwiebeln — einem für sie unleidlichen Gewächse — angefüllt, daß ihr der entgegenkommende Geruch den Atem versetzte.

Was war zu tun? — Essen konnte sie weder vor Ärger, der in ihr bis zu den Lippen heraufschwoll, noch wegen der widrigen Zubereitung des Gerichts. Adam hingegen, so übel es ihm selbst schmeckte, aß ihr zum Trotze mit einer Begierde, als wenn es der köstlichste Leckerbissen wäre.

„Sage mir einmal!" fing er nach einem langen Stillschweigen an, „wenn hast du denn Heinrichen auf das Schloß geschickt?"

Die Frau kratzte mit den Fingern auf dem Tischtuche, senkte den tränenvollen Blick unbeweglich auf den Teller, schluchzte und schwieg.

„Rillchen, sei kein Trotzkopf!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Sage mir's aufrichtig, wenn hast du den Jungen zur Gräfin geschickt?"

Die Frau. Ich hab' ihn nicht geschickt.

Der Mann. Wo ist er? — Verschweig mir's nicht, wenn du ihn versteckt hast! er ist weg. Wenn er mit deinem Wissen und durch deinen Vorschub, bloß um mir zu trotzen, aus dem Hause gekommen ist, so soll — ich will nicht schwören — aber der Teufel soll mich holen, wenn ich zeitlebens wieder in einem Bette mit dir schlafe.

Bei so vielem Ernste war ein zeitiger Rückzug das klügste: sie fühlte ihre schlimme Lage und die Notwendigkeit, ihm durch Nachgeben auszuweichen, so lebhaft, daß sie ihm sogleich ins Wort fiel und mit einem teuren Eide versicherte, sie wisse nichts von dem Knaben.

Der Mann. So komm, wir wollen ihn suchen!

Diese Auffoderung geschah freilich zum Teil aus heimtückischer Absicht, weil er nicht glaubte, daß sie ihr Gewissen bei ihrem Schwur rein und unbefleckt erhalten habe: er wollte ihr die Kränkung antun, sie an einem Tage, wo sich keine Seele im ganzen Städtchen putzte, in ihrem Galakleide durch alle Gassen, und bei der großen Sonnenhitze durch Staub, über Stock und Stein zu führen. Sie wollte zwar zur Umkleidung Anstalt machen, allein er faßte mit einem Griffe so plötzlich Hut, Stock und ihren Arm, daß keine Zeit zur Einrede übrig blieb: der Marsch ging fort. Mit der Neubegierde der kleinen Städte, wo die Leute hinter den niedrigen Fenstern, wie die Diebe hinter dem Busche, auf die Vorübergehenden lauren, waren gleich alle Häuser die ganze Gasse durch mit Menschenköpfen besetzt, an welchen sich die Nasen rümpften, oder die Lippen spöttisch grinsten, oder die Augen sich weit aufsperrten, als unser edles Paar vorbeispazierte. Etwas komisch war der Anblick, an dem Arme eines so unsauber gekleideten Gesellen die Dame in dem auserlesensten Schmucke dahinwandeln zu sehn: doch das war noch lange nicht der unangenehmste Akt des Possenspiels. Ungegessen, ohne Schutz und Schirm wider die Sonne, in dem durchhitzten Sande, auf offnem Felde, bei der brennendsten Mittagsglut, unter beständiger Ängstlichkeit, daß vielleicht dem Anzuge ein Unglück widerfahre, mit ziemlich starken Schritten dahinzutraben, das war allerdings eine ausgesuchte Strafe, und man mußte mehr als grausam sein, um einen weiblichen Eigensinn so bestrafen zu können. Der Spaziergang wurde zwei Stunden lang fortgesetzt: das arme Weib schmachtete, der Schweiß rann in starken Strömen herab und tigerte die apfelgrüne Kontusche mit Flecken: aber Trotz und Verzweiflung gaben ihr Mut: sie spannte alle Kräfte an, um ihren Schmerz nicht merken zu lassen oder um

Verminderung ihrer Qual zu bitten. Endlich, da fast alle Nerven ihrer Standhaftigkeit erschlafften, nötigte sie ihr strenger Gesetzgeber in einem kleinen Tannenwäldchen auszuruhen. Traurig saß sie da und scheuerte mit dem Schnupftuche an den unauslöschbaren Flecken ihrer Kleidung und brach in bittres Weinen aus, als sie alle Wahrscheinlichkeit den gänzlichen Untergang der geliebten Kontusche erwarten hieß.

„Weiter! wir müssen aufbrechen!" rief der grausame Mann und hub sich von der Erde auf.

„Ich kann nicht mehr," rief die Frau mit schwacher Stimme — „mir schwindelt." —

„Fort! fort!" erschallte abermals und zwar etwas gebietrischer, wobei er ihr zugleich die Hand reichte und sie aufhob. War es Verstellung oder wirkliche Kraftlosigkeit? — genug, sie sank wieder zurück und würde sich den Kopf an einem Stamme zerschmettert haben, wenn er sie nicht beizeiten aufgefangen hätte.

Der Mann. Wir müssen aufs Schloß: izt wird die Gräfin abgespeist haben. Willst du deine Präsente nicht holen?

Die Frau. Bringe mich doch lieber gleich um, du Barbar! Da! schlag mich vor den Kopf oder hänge mich hier an einen Baum! Weiter willst du doch nichts als daß ich wegkommen soll, damit du wieder eine andre zu Tode plagen kannst, du Weiberhenker!

Der Mann. Laß gut sein, Nillchen! Laß gut sein! — Marsch!

Die Frau. Nicht eher sollst du mich von der Stelle bringen, als wenn du mich in Stücken zerreißest.

Der Mann. Ach warum nicht gar? Da werd' ich mir wohl so viele Wege machen und dich stückweise wegtragen. Lieber transportiere ich dich auf einmal im Ganzen.

Wie ein Blitz hatte er sie auf seine Schultern geladen, und so sehr sie mit Händen und Füßen kämpfte, so packte er sie doch so fest, daß sie sich nicht loszureißen vermochte; und nun fortan! wie ein Römer mit einer geraubten Sabinerin auf dem Rücken, eilte er über das Feld hin, nach dem Städtchen zu! Jedermann blieb vor Verwundrung stehen, jedermann ließ Sichel und Sense ruhen,

alle Weiber und Mädchen, so weit das blache Feld reichte, lehnten sich auf die Harken und gafften mit offnem Munde dem sonderbaren Schauspiele nach. In der Länge ward ihm doch ihre Last zu schwer: er setzte sie also keuchend unter einem Weidenbaum ab und gebot, den übrigen Weg zu Fuße zu machen. Ergrimmt, daß sie seinen Steifsinn durch keins von ihren herzangreifenden Mitteln mürbe machen konnte, wollte sie ihn auf das äußerste treiben und beschloß bei sich, schlechterdings nicht von der Stelle zu gehen. Nach einer dreifachen Ermunterung zum Aufbruche fragte er sie: „Willst du nicht mit, Nillchen?" — Hierauf bekam er nichts als ein trotziges, flüchtig hingeworfnes Nein. — „So bleib hier! Ich will dir einen Wagen schicken," sprach er und verließ sie.

Hier saß nun die arme Betrübte unter einer großen Weide mitten auf einem ungeheuren Felde, wenigstens eine gute Stunde von der Stadt, und wußte nicht, ob sie gehn oder bleiben, sein Versprechen in Ansehung des Wagens für Spott oder Ernst annehmen sollte. Ihm nachzulaufen? — welche Erniedrigung für ihren ohnehin schon tief verwundeten Stolz! welcher Triumph für die Schadenfreude ihres Mannes! Da zu bleiben und den Wagen zu erwarten? — wie mißlich und zugleich wie gefährlich! Wenn er sie nun bis in die späte Nacht warten ließe? — denn einer solchen Tyrannei wäre er fähig — Wenn sie nun nach langem Warten mit Spott und Schande für ihre abermalige Leichtgläubigkeit zurückkehren müßte?

Ihre Verlegenheit und ihr Kummer stieg wirklich so hoch, daß sie mit heißen Zähren den Kopf in die Hände legte und im völligen Ernste den Himmel um ein schleuniges Ende anflehte; sehr leid tat es ihr, daß nicht gerade ein Gewitter über dem Horizonte stand, um sich einen hülfreichen Donnerschlag ausbitten zu können. Weder ihr körperlicher Zustand, noch ihre weite Entfernung von dem Städtchen war so höchsttraurig: aber ihr überwältigter Trotz, ihre überlistete Feinheit, die kalte Grausamkeit ihres Mannes, die tückische Schadenfreude, womit er sie so vielfältig hinterging, die Unmöglichkeit, ihm an irgendeiner schwachen Seite beizukommen — das, das waren die Stacheln, die ihr Innerstes, wie der Geier Tityus' Leber, zerfleischten.

Ein tüchtiger brausender Zank ist das beste Heilungsmittel wider zurückgehaltnen Aerger: die Natur fing allmählich an, in ihr zu diesem Zwecke zu wirken. Da sie wohl merkte, daß mit dem Tode nichts anzufangen war, setzte sich ihr Blut nach und nach in schnellere Bewegung: sie ließ ihren Lebensgeistern den straffgezognen Zügel schießen, und in weniger denn drei Minuten war die kleinste Nerve zu Streit und Hader gewaffnet. Sie machte sich sogleich auf, um ihrem Manne nachzusetzen und ihren ganzen Grimm ins Gesicht zu schwatzen. Unterwegs bereitete sie sich zu diesem feierlichen Aktus vor und hatte schon den ganzen Dialog im Kopfe, als sie von hinten durch die Gartentüre ins Haus ging.

Aber wie an ihn zu kommen? — Eine Gelegenheit mußte sie doch haben, die den Zank auf eine natürliche Art einleitete: zudem sollte er, nach ihrem Wunsche, den Angriff tun, damit sie durch die Selbstverteidigung zu ihrer beschlossnen Rache berechtigt wäre, Sie wußte für ihren Plan keinen schicklichern Ausweg, als daß sie im Hause herum aus einer Stube, einer Kammer in die andre wanderte und jede Tür mit einer Heftigkeit hinter sich zuschlug, daß sich alle Fenster unaufhörlich in einem erdbebenmäßigen Zittern befanden. Daß nur der alte Fuchs ihre Absicht nicht gemerkt hätte! Anfangs hielt er das Bombardement ruhig aus und schrieb ungestört an seiner Rechnung fort: da es ihm in der Länge zu lästig wurde, ging er hinter ihr drein, und sobald sie aus einer Kammer oder Stube heraus war, schloß er die Tür ab und steckte den Schlüssel ein, ohne nur einen Laut zu sagen. In kurzem war sie so sehr aus allem Vorteile herausgetrieben, daß ihr nichts als die Küchentür übrig blieb, und da sich diese wegen eines Gebrechens am Schlosse nicht verschließen ließ, hub er sie aus: das nämliche tat er mit der Stubentür und ging zu seiner Schreiberei zurück.

Dergleichen Bösewicht! nach so unendlichen Plagereien der armen Frau nicht einmal die Freude zu gönnen, daß sie sich zanken kann! — Dieser neue Streich erhöhte den vorigen Groll: sie wollte mit aller Gewalt durchbrechen und stellte sich zu dem Ende an die hinterste Haustür mit dem wohlgemeinten Vorsatze, sie unaufhörlich auf- und zuzuschlagen: allein bei dem ersten Öffnen lehrte sie

der Zufall ein andres Mittel, das ihren Zweck mit millionenmal sichererm Erfolge beförderte. Die Türangel war bei der großen Hitze ganz trocken von Öle und so durstig geworden, daß sie bei jeder Umdrehung in einem hellen schneidenden Tone schrie: unter allen Unannehmlichkeiten, die sterbliche Ohren martern können, war dieses für ihren Mann die angreifendste, das wußte sie: was sie tat, kann man nunmehr leicht raten: das war so ein durchdringendes, Mark und Nerven zerreißendes Quieken in einer Leier fort, als wenn sich alle Türen im Hause verschworen hätten, den Mann musikalisch zu Tode zu martern. In der ersten Überraschung schwoll sein Zorn wohl ein wenig auf, allein sogleich faßte er sich wieder, holte einen Strick aus der Kammer, und da sie ihn mit diesem Instrumente kommen sah und vermutete, daß vielleicht gar ihr Rücken damit gemeint sei, verließ sie bestürzt ihren Posten und flüchtete in die Küche. Ohne etwas mehr im Sinne gehabt zu haben, band er die Hoftür, die auch kein zuverlässiges Schloß hatte, so fest an einen inwendigen Haken, daß mehr als Weiberstärke dazu gehörte, sie wieder musikalisch zu machen. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zurück an seine Arbeit.

Die Frau wollte in Verzweiflung geraten, daß ihr alle Anschläge mißlungen. Indessen daß sie auf neue Ränke sann, kam der Laufer des Grafen, überbrachte einen gnädigen Gruß von seinem Herrn und drei Bouteillen Wein, mit der Bitte, sie morgen an dem Geburtstage der Gräfin auf ihre Gesundheit auszuleeren.

„Ich mag keinen Wein vom Grafen," sagte Herrmann trotzig und schrieb, ohne aufzublicken, brummend fort. — „Was für Wein ist es denn?" fragte er in der nämlichen Positur nach einer kleinen Pause.

„Ungarwein" antwortete der Laufer.

Herrmann stund von seinem Stuhle langsam auf, steckte die Feder hinter das rechte Ohr, zog den Kork von der Flasche, setzte an und tat einen herzhaften Schluck. — „Er ist gut," sprach er, indem er sie wieder auf den Tisch stellte; „ich will ihn behalten."

„Zugleich," fuhr der Laufer fort, „soll ich Ihnen auch die Nachricht von Ihrem Heinrich bringen —"

Herrmann. Ist der verfluchte Junge auf dem Schlosse?

Der Laufer. Ja, schon seit heute früh um sechs Uhr. Er ist heimlich aus dem Bette fortgeschlichen und war schon lange da, ehe Sie zum Grafen kamen: aber er bat inständig, daß wir ihn vor Ihnen verstecken sollten. So ist er in unsrer Stube geblieben, bis es der Graf erfuhr und ihn zu sich aufs Zimmer kommen ließ. Er hat ihn dem Kammerdiener übergeben, bei dem er wohnen und schlafen soll. Man konnt' ihn gar nicht bereden, wieder wegzugehen, und er läßt ihnen sagen, daß Sie sich weiter nicht um ihn bekümmern sollten, er wäre versorgt.

Herrmann. Darum braucht er nicht zu bitten, daß ich mich nicht weiter um ihn bekümmern soll. — Nicht einen Fuß darf er mir wieder über die Schwelle setzen, der Tagedieb! —

Er tat zu gleicher Zeit einen zweiten Schluck aus der Flasche, die er beständig während des Sprechens in der Hand behielt. — „Der Wein ist recht gut," sagte er freundlich, als er absetzte.

Der Laufer. Morgen werd' ich Ihnen mehr bringen, wenn der Herr Graf weiß, daß er Ihnen so gut schmeckt.

Herrmann hatte während dieses Versprechens den dritten Schluck getan und antwortete mit beinahe stammelnder Zunge: Es soll mir lieb sein.

„Sagen Sie nur dem Grafen," setzte er hinzu, als der Laufer Abschied nahm, „er möchte meinen Heinrich bei sich behalten, so lang er wollte — er darf sich gar nicht fürchten, daß ich mich deswegen wieder mit ihm zanken werde — ich hab' ihm auch heute früh nichts übel genommen, das kann er versichert sein — nur soll er mir nicht so einen Tagedieb aus ihm machen, wie es die Laffen alle um ihn herum sind! Oder ich schmeiße den Jungen mit dem Kopfe an den ersten Stein, wo ich ihn finde."

Während dieser halbtrunknen Rede hatte er den Laufer an die Haustür begleitet und nahm izt Abschied mit einem Händedrucke und dem nochmaligen Auftrage, daß er den Grafen ja versichern sollte, er habe ihm heute früh gar nichts übel genommen; er wüßte wohl, daß es des Grafen Art einmal sei, etwas frei zu reden. — Eine solche Verwechslung der Personen begegnete ihm gewöhn-

lich auch bei dem kleinsten Rausche: immer glaubte er alsdann, daß die Leute ihm die Grobheiten gesagt hätten, wodurch sie von ihm kurz vorher waren beleidigt worden: widerfuhr es ihm — welches auch nicht selten geschah — daß er in der Trunkenheit jemanden recht derb ausschalt, so beging er, wenn er wieder nüchtern war, die nämliche Verwechslung und versicherte ihn herzlich, daß er ihm alles vergeben habe. Beständig schien er sich der beleidigte Teil, und nur seine Frau machte hierinne eine Ausnahme.

Überhaupt hatte er das Unglück, daß er bei aller Stärke und Klugheit, womit er ihrem Eigensinn und Trotze widerstand, gemeiniglich sein gewonnenes Spiel selbst wieder verdarb. Auch ohne Trunk wurde er immer zunehmend schwach, je mehr sich die Sonne nach Westen neigte: wie ein Fieber überfiel ihn gegen Abend ein so heftiger Paroxysmus von Liebe und Zärtlichkeit, daß er ängstlich um seine Frau herumging und auf alle ersinnliche Weise sie wieder auszusöhnen suchte und oft wegen des Widerstandes, den er ihr den Tag über mit der überlegtesten Klugheit getan hatte, demütig und reuig um Vergebung bat. Führte ihm nun vollends das Schicksal ein begeisterndes Getränk in den Weg, so war es ganz um seine Standhaftigkeit geschehen: sein schwachnervichter Kopf war auf den ersten Schluck eingenommen, und er wurde bis zum Gecken in sein Nillchen verliebt. Gegen jeden Andern beobachtete er in einem solchen Zustande die Regel genau, daß er sich mit ihm zankte, wenn er den Tag über sein Freund gewesen war, und sich mit ihm versöhnte, wenn er sich mit ihm gezankt hatte. Deswegen wartete auch seine Frau bei mittelmäßigen Bedrückungen gelassen den Abend ab oder setzte ihm des Nachmittags ein Glas Branntewein in den Weg; denn zu keiner andern Zeit nahm er einen Tropfen starken Getränkes zu sich.

Bei der Ankunft des Laufers mit dem Weine freute sie sich von dem Wirbel bis zur Fußzehe herzinniglich auf die demütigende Rache, die sie auf seine eigne Veranlassung an ihm zu nehmen gedachte. Er ging nach dem Abschiede des Laufers wieder zu seiner

Flasche zurück, doch ohne zu trinken: die vorigen drei Schlucke wirkten schon hinlänglich: er stund vor dem Tische, die linke Hand auf die offne Bouteille gelegt.

„Nillchen," redte er vor sich hin, „so hab' ich dir ja, hol mich der Teufel! unrecht getan! — Du armes Nillchen! habe dir deine Kontusche verdorben! — habe dich eingesperrt!"

Er lief die Stube auf und nieder und rang die Hände. — „Was mach' ich nur?" klagte er mit wehmütigem Tone. „Was nur? daß sie sich nicht zu Tode grämt? — Ich habe das Herzblättchen so lieb und martre sie so! Ich möchte mir gleich die Kehle abschneiden."

Er blieb mitten in der Stube stehen, erblickte sich im Spiegel: — „O du alter gottloser Adam!" rief er und spie auf sein Bild im Spiegel. „Was du einmal gemacht hast! — hast deine Frau einmal geplagt! Ich möchte dich gleich zu Tode prügeln;" — (und dabei gab er seinen eignen Backen eine reiche Ladung kräftiger lautschallender Ohrfeigen.) — „Da! du abscheulicher Höllenbrand!" sagte er sich im Spiegel dazu. „Du eingefleischter Teufel! Wirst die arme Frau wohl noch unter die Erde bringen, du Katzenkopf! — Ich kann dich nicht mehr ansehn; pfui!"

Mit dem größten Unwillen kehrte er sich von seinem Bilde hinweg und wurde bei der Wendung das Gesicht seiner gemißhandelten Ehegattin gewahr, die hinter einem Fenster, das neben dem Ofen aus der Küche in die Stube ging, seine Reue mit kitzelnder Freude belauschte. — „Nillchen, liebes Engelskind!" rief er und lief mit ausgebreiteten Armen nach ihr hin, daß er wider die Wand taumelte. — „Komm! köpfe, hänge, rädre, erschieße mich! Ich bins wert. Ich bin ein rechter Teufelsbraten. Hab' ich dich einmal gemartert? — Ach! es tut mir so leid! es frißt mirs Herz ab. — Sieh nur! wie ich dich wieder lieb habe! recht lieb, du scharmantes Cyperkätzchen!"

Diese Liebkosungen, die beständig mit den kläglichsten Ausdrücken der Reue abwechselten, wurden von einer höchstkomischen Bewegung begleitet: so oft er ihr seine Liebe beteuerte, hub er das rechte Bein in die Höhe, um durch das Fenster zu ihr hinauszu-

steigen, ob es gleich gute zwei Ellen von dem Fußboden und so enge war, daß kaum eine große Katze durchkriechen konnte.

Die Frau antwortete lange nicht: endlich sprach sie verdrieß- lich: — „Es liegt mir nichts an der Liebe eines solchen Weiberteu- fels: erst reißest du deiner armen Frau den Kopf ab, hernach willst du ihn wieder aufsetzen."

Der Mann. Will ihn nicht wieder abreißen! — Du sollst mich an den Spieß stecken und braten wie eine Schöpskeule, wenn ich dir ihn wieder abreiße. — Habe dir Unrecht getan; vergib mirs, mein Augäpfelchen! —

Nach langem Kapitulieren ließ sich endlich die siegende Ehefrau bewegen und kam zu ihm in die Stube: sie mußte sich in den Lehnstuhl setzen, er warf sich zu ihren Füßen und bat sie in den reuvollsten Ausdrücken, bald mit weinerlichem, bald mit wüten- dem Tone, unter heftigen Schmähungen gegen sich selbst um Ver- zeihung und foderte zum Zeichen der Versöhnung die Erlaubnis, in ihrem Schoße zu schlafen. Um ihn zu besänftigen, mußte sie ihm seine Bitten zugestehn: er warf sich aus der knienden Posi- tur herum in eine sitzende Lage, legte den Kopf in ihren Schoß, und in einer halben Minute schnarchte er schon, wie der über- wältigte Simson in Delila's Schoße. Die Frau, um sich für ihr erlittnes Kreuz zu entschädigen, langte nach einer von den nahe stehenden Weinflaschen, ersetzte den Abgang ihrer Kräfte durch einige starke Züge so reichlich, daß sehr bald die ganze Stube vor ihrem Blicke schwamm, und sich ihre Augenlieder gleichfalls zu einem herzstärkenden kummerstillenden Schlafe zusammenschlossen.

Fünftes Kapitel

Die Reue des alten Herrmanns war wirklich Schuldigkeit: er hatte ihr durch seine Vermutung, daß sie dem kleinen Heinrich heimlich ihm zum Trotze fortgeholfen habe, unrecht getan; denn der Knabe war des Morgens noch vor sechs Uhr aufgestanden, hatte sich selbst angekleidet, hatte wie ein wahrer Inamorato das

Bild der Gräfin um den Hals gehangen, sich leise aus dem Hause hinausgeschlichen und langte, des Laufers Berichte gemäß, mit dem Schlage sechs auf dem Schlosse an. Der Graf trug anfangs Bedenken, ihn ohne Vorwissen der Eltern dazubehalten, allein da der Knabe sich weinend und flehend allen Vorstellungen widersetzte, ließ ihn der Graf verbergen und beschloß, seiner Gemahlin den folgenden Tag auf eine eigene Art ein Geschenk mit ihm zu machen.

Es war bereits zu ihrem hohen Geburtsfeste ein herrlicher Aufsatz auf die Tafel verfertigt worden, der die Gärten der Alcina vorstellte: auf Brettern, die auf kupfernen Füßen ruhten, prangten Alleen und Hecken von grünem Wachs, Parterre, Boulingrins und breite Gänge zum Lustwandeln aus bunten Zuckerkörnern, klare Seen, Teiche, Bassins von Spiegelglas, Statuen von Meißner Porzellan, Nischen, Pavillons, Eremitagen, Monumente, in Wildnissen versteckt—alles, was nur einen französischen Garten verschönern kann, auf das sauberste nach einem ziemlich großen Maßstabe nachgeahmt. In den beiden entferntesten Enden des Gartens hatte der Künstler zwei große Tempel aus Teig, statt des Marmors mit einem nachahmenden weißen Zuckergusse überzogen, auf zwei Bergen symmetrisch aufgebauet. Beide sollten im antiken Geschmack sein: ein majestätischer Säulengang umgab einen jeden, und durch die gläsernen Wände leuchtete die porzelläne Gottheit hindurch, welcher sie geweihet waren. Über den beiden entgegenstehenden Eingängen, zu welchen hohe breite Stufen hinanführten, kündigte eine goldene lateinische Inschrift den Namen der Gottheit an: der eine war der Treue, der andere der Glückseligkeit gewidmet. Die zween Tempel gaben dem Grafen einen Einfall, der vermutlich der einzige war, solange die ganze Konditorwelt steht; es sollte mitten in dem Garten auf einem besondern Brette ein großer Tempel eingeschoben werden, der den kleinen Heinrich, als Amor gekleidet, anständiger Weise in sich faßte; und der Graf erfand selbst auf der Stelle die Inschrift Amori dazu. Der Künstler wandte demütig die Schwierigkeiten ein, stellte den Übelstand vor, den ein so ungeheures Gebäude unter den anderen,

nach einem viel kleineren Maßstabe verfertigten Gegenständen hervorbringen müßte, ließ auch mit unter versteckter Weise ein paar Wörtchen über das Lächerliche und Abenteuerliche der Idee fallen, daß sich der Erfinder derselben entrüstete und mit einem gebieterischen — „ich will" — alle Einwürfe, wie mit einem Donnerkeile, niederschlug. Bald darauf besann er sich aber, daß die Kürze der Zeit den Bau eines so großen Tempels nicht wohl erlauben möchte, und befahl wegen dieser weisen Voraussehung, bloß eine große Nische von grünem Lattenwerke aufzuführen. Es geschah: man nahm dem kleinen Heinrich das Maß zu seiner Hütte und war schon im Begriffe, Hand an die Arbeit zu legen, als in des Grafens Kopfe eine viel sinnreichere Idee aufstand. In dem Nachdenken über die Verschönerung und den wahrscheinlichen Effekt des großen Tempels ging er in sein Kabinet, und siehe da! — bei dem ersten Aufschlagen der Augen traf sein Blick auf einen Kupferstich, wo ein verliebter Schäfer den kleinen mutwilligen Amor in einem Vogelbauer seiner Geliebten überreichte. Das Bild war wie für ihn erfunden: die Vorstellung reizte ihn so mächtig, daß er sogleich den Konditor holen ließ, um ihm zu befehlen, daß aus der großen Nische ein großer Vogelbauer werden sollte. Der Künstler war über diesen Antrag noch mehr betreten und zeigte ihm die Unschicklichkeit, einen ungeheuren Vogelbauer ohne allen Zusammenhang mitten in einen kleinen Garten hinzustellen, und zugleich die Mißdeutung, der ein Amor im Käfig, seiner Gemahlin an ihrem Geburtstage geschenkt, unterworfen wäre: allein der Graf entrüstete sich zum zweiten Male und ward höchst ungehalten, daß man beständig der Ausführung seiner Einfälle so viele Schwierigkeiten mache, da sie doch größer und sinnreicher wären als die elenden Pößchen, die der Konditor auf etliche Bretter hingeklebt hätte. Der Zuckerarchitekt wurde empfindlich über diesen verächtlichen Ausdruck, bat sich die Bezahlung für seine Arbeit aus, empfahl dem Herrn Grafen, sich seine Vogelbauer selbst zu bauen, und reiste wieder in die Stadt zurück, woher man ihn verschrieben hatte.

Unter seinen Bedienten hatte der Graf einen, Siegfried genannt, der die andern alle an Dummheit und Bosheit übertraf und

wegen der erstern bei ihm in vorzüglicher Gunst stand: deswegen trug er auch eine auszeichnende, mit Gold fast bedeckte rote Liverei nebst einem roten Federbusch auf dem Hute, welches einen witzigen Kopf unter seinen neidischen Kameraden auf den Einfall brachte, ihn des Grafen Maulesel zu nennen, und diese Benennung bei dem Publikum des ganzen Städtchen gebräuchlich und beliebt zu machen. Er war der Ratgeber oder vielmehr Beherrscher des Grafen: denn weil er alles ohne das mindste Bedenken billigte und lobte, was seinen Herrn durch den Kopf und über die Zunge fuhr, wenn's gleich die größte Abgeschmacktheit war, so besaß er dafür das Recht, mit ebensowenig Bedenken auch die größten Abgeschmacktheiten zu fodern und zu erlangen. Gemeiniglich leuchtete sein Verdienst am hellsten, wenn der Graf eine ähnliche Widerwärtigkeit, wie itzt bei dem Konditor, erlitten hatte, daß klügre Leute eine von seinen rohen Ideen nicht billigen wollten: sogleich berief er alsdenn seinen Maulesel zu sich, stellte ihm die bestrittene Sache begreiflich vor Augen, und es fehlte ihm niemals, daß sein Ratgeber sie nicht so bewundernswürdig fand, als sie klügern Leuten verwerflich und ungereimt schien: oft war seine Billigung List, meistens aber Mangel an Einsicht. Er hatte sogar jederzeit die Unverschämtheit, sich zur Ausführung zu erbieten, und das besondre Glück, daß ihm der Graf nie Vorwürfe machte, wenn sie ihm auch mißlang, obgleich dies in den meisten Fällen geschah.

Durch die nämliche Öffnung der Tür, die der beleidigte Konditor machte, um aus dem Zimmer zu gehen, wurde auch der Maulesel hereingerufen: es versteht sich, daß er kaum vom Amor im Vogelbauer etwas gehört hatte, als er schon in lautes Lachen und laute Lobeserhebungen ausbrach. — „Ich will das schon besorgen: verlassen Sie sich auf mich!" sagte er mit weiser Miene. „Der Zuckerbäcker versteht das nicht so wie ich: ich weiß besser, wie man einen Spaß machen soll. — Morgen soll Ihr Vogelbauer auf dem Tische stehen — verlassen Sie sich auf mich! —"

Er hielt Wort. Der Tischler mußte von Latten einen runden Käfig zusammennageln, ihn grün anstreichen, und weil das Gebäude zu Ehren eines Geburtstages aufgeführt wurde, geriet

Siegfried auf die glückliche Erfindung, von dem Koche, statt des Knopfs, eine große runde Biskuittorte darauf setzen zu lassen, an welcher rings herum in einem weißen Zuckergrund mit Pistatien, blauen, gelben und roten Körnern, ein Vivat nebst dem Namen der Gräfin eingelegt war. Um niemanden einem Augenblick die Mühe des Nachsinnens zu verursachen, was für einen Vogel der Käfig enthielt, ließ der Graf um den obersten Rand desselben, wo das spitzige Dach anfing, einen zierlich ausgeschnittenen Streifen Postpapier, mit der schwarzen leserlichen Aufschrift L'Amour encagé kleistern.

Der Mittag des festlichen Tages erschien. Der kleine Heinrich war bereits in fleischfarbnen Atlas gekleidet, sein lichtbraunes Haar in kurze frei hinwallende Locken geschlagen und mit einer Rose geschmückt, sein Rücken mit einem Paar Flügeln von Gaze und Fischbein geziert, über die Schultern herab hing ihm an einem blauseidnen Bande ein Köcher von Pappe mit Goldpapier überzogen, statt verwundender Pfeile mit friedlichen Gänsefedern angefüllt; seine Rechte hielt den niefehlenden Bogen, dessen Sehne eine Vorhangsschnur und so schlaff war, als da das gute Kind um Mitternacht in dem schrecklichsten Regenwetter bei dem alten Anakreon einkehrte. Venus hätte sich eines solchen Sohns nicht schämen dürfen, so liebreich lächelte sein weißes rundes Gesichtchen mit den runden roten Backen, und so schalkhaft sah sein geistreiches Auge unter den schwarzen gewölbten Augenbraunen hervor. Dreimal trat der kleine Bube vor den Spiegel und fühlte die Macht seiner Reize so sehr, daß er seinem eignen Bilde einen Kuß zuwarf.

Das ganze Städtchen hatte sich itzo schon vor zwei Stunden gesättigt: der Ackerknecht spannte die ausgeruhten Ochsen an den Pflug: die gemolknen Stadtkühe wandelten unter dem Peitschenschalle ihres Monarchen durch das Tor auf die Weide hinaus, und die hochgräfliche Gesellschaft schritt feierlich durch die weiten Flügeltüren zur Tafel. Der kleine Amor hatte sich zwar sehr stark geweigert, in den Käfig zu kriechen, und versichert, daß es wider seine Ehre wäre; der Graf mußte sogar in eigner Person ins

Tafelzimmer gehen und seinen Ehrgeiz durch die Vorstellung einschläfern, daß er's aus Liebe zur Gräfin tun solle: ohne Anstand sprang er auf den Stuhl und ließ sich in seine enge Wohnung hineinstecken.

Die Gesellschaft war sehr zahlreich und von allen gräflichen und adligen Sitzen aus der Nachbarschaft zusammen geladen. Erstaunt rissen die Damen sich von den Händen ihrer Führer los, erstaunt ließen die Kavaliere ohne Verbeugung die Hände der Damen fahren, als man beim Eintritte in den Saal den hohen babylonischen Turm mit dem Knopfe von Kraftmehl mitten auf der Tafel erblickte; nur die Gräfin war mehr verlegen als erstaunt. Sie mußte ein Lachen verbergen, das ihr die Gestalt des Käfigs abnötigte; sie hielt lange meisterhaft an sich, doch bei Erblickung des Biskuits, der wie ein runder Strohhut auf dem spitzen Dache steckte, überwand das Lächerliche alle ihre Stärke: sie mußte das Schnupftuch herausziehen und sich so lange hinter ihm räuspern, bis ihr Gesicht wieder in ernste Falten gelegt war. Noch einen größern Sturz mußte sie aushalten, als sie den fleischfarbenen Amor darinne sitzen sah; ihre Einbildungskraft malte ihr schlechterdings wegen der vollkommenen Ähnlichkeit des Hauses einen Liebesgott vor, der gewisse menschliche Bedürfnisse abwartete. Sie nahm Tabak, sie räusperte sich, sie aß Suppe, sie sprach mit ihrem Nachbar: nichts half! immer kam das verzweifelte Bild wieder zurück, immer wollten ihre Lippen lachen. Zum Unglück bemerkte jedermann ihre Verlegenheit, ob man gleich die wahre Ursache derselben nicht erriet: doch schien der Graf etwas schlimmes zu mutmaßen. Er war ohnehin schon mißmütig genug, daß man so stumm dasaß und seine Erfindung auch nicht mit einem Bröckchen Beifall beehrte: geschah es weil man mit der Gräfin gleiche Empfindung hatte, oder weil man noch so ganz nichts von dem Sinnreichen darinne begriff, daß man auch nicht aus Schmeichelei zu loben wagte, ohne sich zu verraten, daß es bloße Schmeichelei sei?—das kann ich nicht entscheiden: so viel bleibt gewiß, daß es bei vielen die letzte Ursache größtenteils wirkte, wenn auch die erste nichts dabei tat; und diese Ursache zu entfernen, das heißt, sich

nach der Absicht des großen mittlern Korbes zu erkundigen, hielt jedermann nach hergebrachter teutscher Sitte für unanständig.

Ein alter Oberster, der sich gänzlich über Zwang und Zurückhaltung hinwegsetzte, brach endlich die Bahn: er wäre schon längst so vorlaut gewesen, wenn ihn nicht bisher die Betrachtung des Gartens beschäftigt hätte: doch izt kam die Reihe an Amors Käfig. — „Was ist das für ein Stall hier in der Mitte?" fragte er den sogenannten Maulesel des Grafen, der horchend hinter den Stühlen herumschlich und spionierte, was für Urteile man über seine Arbeit fällte. — „Das ist kein Stall", antwortete der empfindliche Erfinder. — „Es steckt ja doch da ein Vieh darinne: was soll's denn sein?" fragte der Oberste weiter. — „Lesen Sie doch nur!" war die höchsttrotzige Antwort hierauf.

Der Oberste folgte seinem Rate, setzte die Brille auf, las die Inschriften und brachte mit Hülfe der gegenübersitzenden Nachbarin heraus: Vivat Sophia Eleonora l'Amour encagé. — „Hm!" brummte der Oberste, „das sollte ja wohl heißen: Vivat Sophia Eleonora et l'amour encagé?"

„So?" unterbrach ihn die Gräfin lächelnd. „Das hieße ja so viel, als ob ich und die Liebe am besten aufgehoben wären, wenn man uns einsperrte."

Er sann nach: — „Der Teufel! ja, das hieß es," fuhr er heraus. „Haben Sie das gemeint, Herr Graf?"

Die Gräfin winkte zwar dem Obersten, ihrem Gemahl, der keinen Spaß verstund, die Frage nicht zu wiederholen: allein der übereilte Mann achtete auf keinen Wink, sondern schrie den ganzen streitigen Punkt mit allen Klauseln über die lange Tafel hinauf: der Graf wurde rot, weil ihm das Gespräch einen Tadel über sein Werk in sich zu schließen schien, und verbarg sein Mißfallen damit, daß er sich stellte, als wenn er nichts verstehen könnte. Unterdessen wurde die Materie um und neben dem Obersten, unter seinem Vorsitze, noch genauer untersucht. Sobald nur Fräulein Hedwig — eine weitläuftge Anverwandtin der Gräfin, die als Wirtschaftsdame bei ihr lebte und zugleich die Stelle einer Gouvernante bei der Baronesse Ulrike versah, die Krone aller häßlichen Fräulein —

sobald sie, sage ich, heraus hatte, daß ein Amor im Käfig steckte, so konnte sie nicht unterlassen, die Gesellschaft mit einem Gerichte von ihrer beliebten Gelehrsamkeit zu bedienen. „Das ist ja," fing sie an und reckte den dicken Kopf in die Höhe, „wie dort bei dem Virgilio Marus, wo die jungen Grafen des Aeneas den Amor in einen Topf stecken[1])."

„Doch nicht in einen Nachttopf?" schrie der unsaubre Herr Oberste. Ob sich gleich Fräulein Hedwig bei seiner unanständigen Frage die Nase zuhielt und die Miene des Ekels sich in ihrem Gesichte auf das lebhafteste ausdrückte, so erwischte sie doch die günstige Gelegenheit, ihrer Gelehrsamkeit Ehre zu machen, mit großer Herzensfreude. „Ach," fuhr sie fort, „der arme Bube hat schon viel Herzeleid ausstehen müssen: wie dort bei dem Ambrosius wird er gar mit Stecknadeln gestochen, und im Cicero Marcus binden ihn die Hofdamen der Königin Semiramis mit ihren jartieres" —

„Womit?" unterbrach sie der Oberste. Fräulein Hedwig wiederholte es.

„Mit den Strumpfbändern also?" rief der Oberste.

„Fi!" antwortete das Fräulein mit Naserümpfen und nahm Tabak. „Wer wird denn so etwas über Tafel nennen?"

Der Oberste. Warum denn nicht?

Fräulein Hedwig. Über Tafel darf man von nichts reden, was unter der Tafel ist.

1) Der Himmel weiß, was für eine Stelle das hochgelehrte Fräulein Hedwig meint. So viel ist mir bekannt, daß sie zuweilen die Verwegenheit hatte, in den lateinischen Text der alten Autoren hineinzusehen, und weil sie nur hin und wieder ein Wort verstand, war ihre Übersetzungsart ganz drollicht. Comites Aeneae waren ihr die jungen Grafen des Aeneas: wo sie duces erblickte, da setzte sie Herzoge hin, und jeden Caesar machte sie zum Kaiser: auf diese Art gelang es ihr, die sämtlichen Stände des heiligen römischen Reichs in den Virgil hineinzubringen. Vielleicht hat sie durch eine ähnliche Auslegungskunst ihren Amor im Topfe herausgekünstelt. Vermutlich fand sie in einer ältern Ausgabe irgendeines Autors amor in ollam statt illam; denn das begegnete ihr sehr oft, daß sie einem Schriftsteller zuschrieb, was ein anderer tausend Jahre vor oder nach ihm gesagt hatte.

Der Oberste. Das mag wohl bei Ihren Carus und Narrus und wie die Kerle weiter heißen, Mode gewesen sein: aber ich wüßte nicht, wer mir's wehren wollte, von Strümpfen und Schuhen —

Das Fräulein. Schämen Sie sich doch! Wer wird denn dergleichen Sachen deutsch nennen? Wenn Sie ja davon sprechen müssen, so dürfen Sie ja nur chaussure sagen.

Der Oberste. Was ist denn das bessers? — Ob ich, zum Exempel, sage: Votre cû large oder —

Indem er die Übersetzung hinzufügen wollte, zog ein allgemeiner Aufstand an dem andern Ende der Tafel seine Aufmerksamkeit von der vorhabenden Disputation ab. Der kleine Amor hatte in seinem Käfig Langeweile: durch die Ausdünstungen des Essens, die eine Atmosphäre von Wohlgeruch um ihn bildeten, wurde sein Appetit ungemein rege gemacht: — diese beiden Ursachen trieben ihn an, mit seinen kleinen Fingern in die Biskuittorte, die auf dem Dache des Käfigs ruhte, hineinzubohren und sich ein Stück herauszuzwicken. Der Genuß feuerte die Begierde noch mehr an, und da er ringsrum alles, was er durch die offnen Zwischenräume der Latten erreichen konnte, heruntergeholt und verzehrt hatte, suchte er durch einen Stoß mit dem Bogen der Torte eine Wendung zu geben, daß sie ihm eine noch unangetastete Seite zukehrte: allein der Stoß geriet in der Hitze der Leidenschaft zu stark, die Torte stürzte herab, in die Gärten der Alcina hinein, zerschmetterte Bäume, Hecken und Pavillons, taumelte über die Gartenmauer hinaus und fiel mit lautem Geräusche in eine Assiette hinein, daß ein dichter Platzregen von schwarzer Brühe auf die dort Sitzenden herabströmte. Alles sprang auf, seine Kleider zu retten, als schon die ganze herumgesprützte Essenz auf ihnen lag: in einem Tempo wurde eine ganze Reihe Stühle zurückgeworfen! Bediente schrien, daß man ihre Zehen quetschte: die Kavaliere, denen die emporschnellenden Fischbeinröcke der Damen bei dem Aufspringen Ohrfeigen gaben, stolperten, um ihnen zu entgehen, über die Stühle hinweg: der kleine bucklichte Herr von E** wurde durch den einen Windflügel der Frau Geheimerätin von S** so gewaltig aus allem

Gleichgewichte gebracht, daß er zu Boden stürzte, und weil sich die Dame sogleich auf den zurückgestoßnen Stuhl wieder niedersetzte, um sich die entstandnen Flecke abzuwischen, so deckte sie den ganzen kleinen gestürzten E** mit ihrem ungeheuren Fischbeinrocke zu, und in der Hoffnung, daß sie bald ihren Sitz verändern möchte, blieb er geduldig liegen. Die gehoffte Veränderung erfolgte nicht, und er fing also an, sich aus seinem Zelte herauszuarbeiten. Der Kammerherr T**, der daneben stund, sah unter der Schleppe der Geheimerätin zween ihm bekannte Menschenfüße hervorkommen und fragte: „E**, wo sind Sie denn?" — „Hier!" seufzte der arme Junker unter dem Fischbeinrocke hervor, spannte seine Schnellkraft an und kroch mit den Bewegungen einer Raupe auf allen vieren aus der erstickenden Atmosphäre heraus.

Noch wußte niemand, daß der Vogelbauer eine lebendige Kreatur verbarg, sondern man bildete sich ein, daß die Torte durch ihre eigne Schwerkraft den gefährlichen Fall getan habe: Amor hatte sich, dem gegebnen Befehle gemäß, so still darinne gehalten, daß man ihn für eine Wachspuppe ansah, und seine Bewegungen bei dem Bestehlen der Torte wurden durch das Geräusch des Gesprächs verschlungen. Jzt aber ward es ihm unmöglich, länger eine Puppe vorzustellen: der genoßne Biskuit fing an, heftige Unordnungen in seinem kleinen Körper zu verursachen: die Schmerzen wüteten so heftig, und die Besorgnis vor einer entehrenden Aufführung quälte ihn so sehr, daß sich der arme Bube niedersetzte und bitterlich weinte. Es war gerade Ebbe in der Unterhaltung, und alle Ohren wandten sich verwundrungsvoll nach dem Orte hin, woher die Klagetöne kamen: einige suchten unter der Tafel, aber die Gräfin lenkte ihre Augen sogleich auf den Käfig, sah aufmerksamer als bisher durch die schmalen Zwischenräume der Latten und wurde mit Erstaunen ihren lieben kleinen Heinrich gewahr. Hurtig gab sie Befehl, ihn herauszulassen: der schöngelockte Liebesgott drückte sein verschämtes Gesicht dicht an die Brust des Bedienten, der ihn herausnahm, und ließ sich voll von innerlichen Martern der gekränkten Ehre zum Zimmer hinaustragen. Knirschend trat er vor der Türe hin, stampfte und warf,

voll Ärgers über sich selbst, den Bogen auf den Fußboden und deckte mit den kleinen Händen das glühende Gesicht zu. Man sprach ihm Trost ein; aber sein kindisches Herz fühlte schon zu sehr die Stacheln der Ehre und Schande, um sich durch Worte beruhigen zu lassen.

Die Gräfin war für ihn besorgt und zürnte bei sich nicht wenig über den tollen Einfall ihres Gemahls, der nicht weniger bei sich über den unschuldigen Liebesgott ungehalten war, daß er ihm durch sein unzeitiges Weinen den schönen Plan verrückt hatte: denn nach seinem Willen sollte er nach der Tafel mit dem Käfig abgehoben und seiner Gemahlin wie ein Papagei zum Geschenk überreicht werden. Beide sprachen seit dieser Begebenheit in den übrigen drei Stunden, die man noch bei Tafel zubrachte, wenig oder gar nichts mehr; und die Gäste aßen, tranken und hatten Langeweile während dieser Zeit auf die gewöhnliche Art.

Sechstes Kapitel

Bewundernswürdig ist der Mann, der zuerst die Kunst erfand, seine Leidenschaften, Empfindungen und Urteile so tief in den innersten Winkel seiner Seele zurückzudrängen, daß auch nicht eine Linie breit von ihnen durch Miene und Geberden hervorschlüpfte: aber dreimal, wo nicht mehrmal bewundernswürdiger ist der Tausendkünstler, der zuerst seine Gesichtsmuskeln zur Freundlichkeit anspannen und seine Worte zum Lobe stimmen konnte, wenn sein Herz zürnte und mißbilligte. Wer sollte glauben, daß die Gräfin bei so vielem innerlichen Unwillen, bei so lebhaftem innerlichen Tadel, bei so starker Empfindung des Lächerlichen in dem Amour encagé, doch nach aufgehobner Tafel den Urheber desselben sogleich in ein Fenster ziehen und ihm mit einer Freude, die fast bis zur Rührung stieg, für sein abenteuerliches Geschenk danken und die Art, wie er ihr es machte, als schön, neu und interessant lobpreisen würde?—Ja, das tat sie wirklich: sie küßte ihrem Gemahle einmal über das andre die Hand und ver-

sicherte ihn, daß sie den Knaben weder Tag noch Nacht von sich lassen werde, weil er sie beständig an die Dankbarkeit für ihres Gemahls Gnade erinnere. Jedes unter den Anwesenden, als man von der Sache näher unterrichtet war, hielt es für billig, dem Grafen, der ihnen so viele und schöne Essen vorgesetzt hatte, ein Kompliment über seinen Vogelbauer zu machen, daß Michael Angelo durch seinen Bau an der Peterskirche nicht zur Hälfte so viel Lob und Bewundrung eingeerntet hat, als der Graf Ohlau mit seinem hölzernen Käfig. Die Gräfin ging so weit, daß sie dem Manne, der bei der Erbauung die Aufsicht geführt hatte, verbindlich die Hand drückte, seine Arbeit als ein Meisterstück der Baukunst erhob und ihn für seine Mühwaltung mit zehn Louisdoren beschenkte. Der Graf schwamm in Entzücken: er fühlte sich über sich selbst erhaben, wie ein Künstler, der ein Denkmal seines Talents, dauernder als Erz, unzerstörbar durch Regen, Feuer und Wasserfluten, vollendet hat.

Natürlich mußte dieses Entzücken für den Knaben einnehmen, der es veranlaßte: der Graf befahl sogleich, ihn aufzusuchen und herbeizubringen, und die Gräfin ging in eigner Person nach ihm, um ihn wegen des Unfalles bei Tafel zu beruhigen. Ihre Bemühung kam zu spät: die kleine Baronesse Ulrike, die schon einigemal genannt worden ist, war sogleich nach der Mahlzeit mit ihrer gewöhnlichen Übereilung hinausgerennt, um den Liebesgott zu finden, von dem sie, als er aus dem Käfig herausgenommen wurde, ein hübsches weißes Händchen gesehen hatte, das sie in dem Augenblicke herzlich gern in die ihrige zu legen, zu drücken, zu liebkosen wünschte. Auch bildete sie sich ein, daß zu dem hübschen Händchen ein hübsches Gesichtchen gehören möchte, und eilte deswegen, ihre Neubegierde zu befriedigen, weil sie auch schon in ihrem siebenten Jahre eine große Liebhaberin von hübschen Mannsgesichtern war. Sie fand ihn auf dem nämlichen Platze schlafend, wo er sich im ersten Unwillen über seine beleidigte Ehre hingeworfen hatte. Er lag auf dem Fußboden in einer Ecke des Vorsaales, mit dem Kopfe auf einem hingeworfnen Stuhlkissen ruhend: die kleine runde Wange glühte wie ein Abendrot, eine von den niedlichen Händ-

chen war unter dem linken Backen verborgen, die andre lag auf dem rechten gekrümmten Knie. Die Baronesse ergriff es, streichelte und drückte sie mit innigem Wohlgefallen an ihr Gesicht, gab der einladenden Wange einen herzhaften Kuß, kniete, trotz der Konsideration, in welcher sie eingekerkert war, vor ihm nieder und wiederholte, seine Hand in die ihrigen geschlossen, den Kuß so oft und lange, daß sie einige Zeit ganz auf dem Gesichte des Knaben liegen blieb. In dieser Stellung überraschte sie Fräulein Hedwig, ihre seinsollende Gouvernante, watschelte wie eine Gans, die halb fliegt und halb geht, auf sie zu und riß sie mit solchem Ungestüm von dem Liebesgotte hinweg, daß sie zurückstürzte. Die Baronesse, die überhaupt aus einem sehr elastischen Stoffe geschaffen war, raffte sich sogleich auf; und kaum war sie wieder auf den Füßen, als schon die Gouvernante in völliger Rüstung dastand, die Hände in die Seiten gestemmt: ihre schielenden Augen leuchteten unbeweglich, wie ein paar Schneeballen aus dem kirschbraunen aufgeschwollnen Gesichte hervor, und die breiten aufgeworfnen Lippen zogen sich wie ein Puderbeutel auf und zu, indem sie sprach. „Fi! schämen Sie sich!" fing sie an. „Sich da, wie ein schlechtes Mädchen, auf einen gemeinen Jungen zu legen und ihm ein gage d'amour zu geben!"

Die Baronesse. Ich hab' ihn geküßt—

Fräulein Hedwig. O so schämen Sie sich und reden Sie nicht so pöbelhaft! Ein solches gemeines Wort in den Mund zu nehmen! Fi! Baronesse!

Die Baronesse. Alle Leute reden ja so.—Küssen! was—

Fräulein Hedwig. So hören Sie! Wiederholen Sie doch das garstige Wort nicht noch einmal! Haben Sie denn nicht acht gegeben, wie ich mich über solche Unanständigkeiten ausdrücke?—Ich habe ihm ein preuve d'affection, ein gage d'amour gegeben: so muß man sprechen, wenn man honnett reden will. Die Lateiner nennen das vinculus amoris. Wenn Sie etwas gelernt hätten, brauchten Sie nicht sich so schlecht auszudrücken wie ein gemeines Bürgermensch.

„Ei!" sagte die Baronesse mit dem natürlichsten Tone und

hüpfte auf einem Beine dazu; „das läuft ja doch immer auf eins hinaus. — Der Junge ist allerliebst: ich hab ihn recht lieb.“

Fräulein Hedwig. Reden Sie doch nicht so frei! Unsereins sagt von dergleichen Burschen: ich kann ihn wohl leiden.

Die Baronesse. Sehen Sie nur, wie er so artig daliegt! Wie er die niedlichen Fingerchen auf dem Knie ausgestreckt hat!

Fräulein Hedwig. Ulrikchen! Wer wird denn von Knien sprechen?

Die Baronesse. Wie soll ich denn sonst sagen?

Fräulein Hedwig. Gar nicht davon sprechen! Man muß nichts von einer Mannsperson nennen, was unter dem Kopfe ist.

Die Baronesse. Gefällt er Ihnen nicht?

Fräulein Hedwig. Ach, warum nicht gar gefallen? — Er ist mir nicht zuwider. — Er liegt da, wie der junge Prinz Adonis in des Grafen Kabinette. —

Die Baronesse hüpfte zu ihm hin und drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf den Backen.

„Lassen Sie das! sag' ich Ihnen,“ rief Fräulein Hedwig. „Sie sind ja so frech, wie dort bei dem Homerus die Gräfin Lais.“

Die Baronesse hüpfte auf einem Fuße den Saal hinunter und sang sich eins dazu: indessen stand ihre Gouvernante, in stummer Betrachtung verloren, vor dem schlafenden Amor und wurde von einer unwillkürlichen Bewegung so hingerissen, daß sie sich zu ihm hinneigte und ihm ein förmliches gage d'amour gab. War ihr Kuß auch für Schlafende zu herbe, oder drückte sie mit ihrem Rüssel den kleinen Heinrich zu sehr? — genug, er erhub seine Hand und gab ihr eine empfindliche Ohrfeige, welche die Göttin so sehr in den Harnisch jagte, daß sie die verbrecherische Hand ergriff und mit einigen derben Schlägen bestrafte. „Du ungezogner Bube!“ sprach sie mit ärgerlichem Tone, und ihre dicke Pfote peitschte darauf los, wie ein Racket den Federball. Die Baronesse war eben auf dem Rückwege in ihrem Tanze, als die Bestrafung des kleinen Heinrichs vor sich ging: sogleich flog sie herbei wie ein Ritter, der seine Geliebte von einem Drachen erlösen will, stieß das Fräulein zornig zurück und versetzte ihr in der ersten Überraschung des

Unwillens einige Hiebe auf den Arm. Ihre Gouvernante, die ihre Hände zu allen Arten von Waffen gebrauchte, wozu sie nur die Natur gemacht hat, legte ihre Finger in die Form einer Habichtskralle und grub mit vier Nägeln eine vierfache Wunde in den Arm der Baronesse. In diesem Augenblicke des Scharmützels langte die Gräfin an, um ihren Liebling in das Zimmer zu holen. Der Kleine, als er sie erblickte, sprang sogleich auf und lief ihr entgegen, die Baronesse desgleichen, nur Fräulein Hedwig, die durch den Stoß ihrer Gegnerin in eine sitzende Lage war versetzt worden, konnte ihren dicken schwerfälligen Körper nicht von der Erde aufbringen: sie stemmte sich mit der Hand auf den Fußboden, und kaum hatte sie sich einige Zolle erhoben, so plumpte sie wieder mit allgemeinem Krachen in die vorige Lage zurück, daß die Fenster zitterten: die Scham vor der Gräfin machte ihre Bewegungen übereilt, und je mehr sie arbeitete, emporzukommen, je erschöpfter und keuchender fiel sie wieder hin, bis endlich ein Bedienter herbeieilte, um ihr emporzuhelfen: allein bei der Anwendung seiner Kräfte hatte er die Schwere der Maschine, die er aufziehen sollte, nicht genug berechnet: als sie beinahe schon stund, stürzte sie wieder mit einem lauten Schrei und zog ihren Helfer so unwiderstehlich mit sich nieder, daß er die Beine gen Himmel kehrte. Die Erderschütterung, die dieser doppelte Fall erregte, lockte die ganze Lakaienschaft herbei, und unter allgemeinem Gelächter half man den beiden Unglücklichen endlich wieder auf die Füße. Gräfin und Baronesse kondolierten dem Fräulein sehr herzlich, allein sie konnte den Triumph der letztern so wenig ertragen, daß sie, ohne ein Wort zu hören, zur Tür hinaus auf ihr Zimmer watschelte.

Die Gräfin ging, die beiden Kinder an der Hand, zur Gesellschaft zurück: versteht sich, daß jedermann seinen Witz anstrengte, ihr wegen der Gruppe, in welcher sie hereintrat, etwas Schönes zu sagen! Nachdem sie so durch den Witz einer doppelten langen Reihe im eigentlichen Verstande Spitzruten gegangen war, stellte sie ihrem Gemahle ihre beiden Begleiter zum Handkusse vor. Der Graf wollte anfangen, sich zu freuen, allein man präsentierte die Karten, und ein jedes ging an den Ort seiner Bestimmung.

Für die Baronesse war dies eine erwünschte Begebenheit. Sie wanderte mit ihrem Amor in ein Nebenzimmer und ließ ihre lustige Laune in vollem Strome über ihn ausbrechen. Unter den mannigfaltigen kindischen Neckereien, womit sie ihn überhäufte, und die er reichlich erwiderte, zog sie ihn besonders wegen seiner Pfeile auf. — „O du ganz erbärmlicher Amor!“ rief sie und schlug die Hände zusammen; „willst die Leute mit Gänsespulen verwunden! Bist du nicht eine kleine Gans?“ —

„O,“ antwortete der verspottete Liebesgott und stellte sich mit einer tapfern Miene in Positur, „ich schieße alle Herzen im Leibe entzwei.“

„Schieß her!“ foderte ihn die Baronesse auf und bot ihre Brust dar.

Der drollichte Knabe ergriff einen von seinen gefiederten Pfeilen und warf ihn nach ihrem Herze! das unschädliche Geschoß blieb in der Garnierung ihres Kleides hängen: Die Baronesse stellte sich tödlich verwundet und sank rückwärts auf einen Sofa.

„Kann ich nicht treffen?“ rief Amor und klatschte triumphierend in die Hände.—

O ihr guten Kinder! wüßtet ihr, welche Ungewitter die Liebe von diesem Augenblicke an über euch sammelt—ihr hättet nicht mit ihren Pfeilen gespielt.

„Ich will dich wieder lebendig machen,“ sprach der siegende Liebesgott, hüpfte zu ihr hin und drückte auf den Mund seiner hingesunknen Psyche einen der lebhaftesten Küsse: mit ihm schlich ein geheimes Feuer in ihre Kinderseele, durch alle Nerven des kleinen Körpers schoß eine zitternde Flamme, ihr Herz schlug schneller, und alle ihre Sinnen schlummerten in ein minutenlanges Gefühl der sanftesten Behaglichkeit dahin.

Eben wollte der Dreiste die Lippen zurückziehn, als Fräulein Hedwig ins Zimmer trat. Sie rennte mit schwerfälligem Trabe nach dem Sofa hin, um sich zum zweiten Male unter einem schicklichen Vorwande für die Ohrfeige zu rächen: allein der Knabe war ganz mit Amors Unverschämtheit bewaffnet; er trat zurück und drohte ihr, sie gleichfalls mit seinen Pfeilen zu erschießen.

Die mürrische Gouvernante war zum Spaß nicht aufgelegt und riß die Baronesse hinweg, mit der ernsten Vermahnung, sich nicht mehr mit einem so gemeinen Jungen einzulassen, weil sie sonst eben so verbrennen könnte wie die Königin Dio, da sie sich vom Grafen Äneas umarmen ließ.

Die Vermahnung, so gut gemeint und so nötig sie sein konnte, war auf einen schlechten Grund gebaut und tat daher auch eine schlechte Wirkung: die Baronesse, die noch ganz Natur war, fühlte zwischen der Liebenswürdigkeit eines gemeinen und eines vornehmen Jungen keinen Unterschied, und sobald Fräulein Hedwig nur den Rücken wandte, wischte sie zum Zimmer hinaus, den gemeinen Jungen, der so wohltuende Küsse gab, aufzusuchen. Die Alte, wenn sie ihre Abwesenheit inne wurde, setzte gleich mit allen Segeln hinterdrein; Ulrike floh mit ihrem Liebesgotte aus einem Zimmer ins andre, wie ein Paar Tauben vom Geier verfolgt, und jedesmal retteten sie sich in eins, wo Gesellschaft war, und wo man sie also nicht ausschelten konnte: so geschah diese Jagd einigemal während des Spiels.

Endlich rückte die Zeit des Balls heran: kaum war er eröffnet, so fand sich die Baronesse mit ihrem Amor auf dem Tanzplatze ein. Ihre Gouvernante verwies ihr etlichemal diese unanständige Aufführung: allein ihre Verweise hatten immer etwas so komisches bei sich, daß man sich nie entschließen konnte, sie für Ernst gelten zu lassen. Sie tanzten mutig mit einander fort, bis der Graf auf die Entweihung der Gesellschaft durch die Gegenwart eines so gemeinen Jungens aufmerksam wurde: er untersagte seiner Schwestertochter alles fernere Tanzen mit ihm auf das schärfste und ließ ihm einen Platz anweisen, wo er zusehen und den er bei Vermeidung der höchsten Ungnade nicht verlassen sollte. Die Baronesse begleitete ihn in sein Exilium und wich ihm nicht von der Seite, so oft man sie auch von ihm hinwegrief und hinwegführte.

Plötzlich verbreitete sich durch den ganzen Saal das Gerücht, daß ein Gärtnerbursche bei Anzündung der Lampen, womit der mittelste Gang des Gartens erleuchtet werden sollte, von der Leiter gefallen sei und das Bein gebrochen habe. Der Graf kehrte so-

gleich alle Anstalten vor, daß es nicht zu den Ohren der Gräfin gelangte, die mit ihrer gewöhnlichen Empfindlichkeit über den Gedanken, sie sei die veranlassende Ursache seines Unglücks gewesen, die ganze übrige Zeit des Balles unmutig und niedergeschlagen geworden wäre. Der Bursche war der Liebling der Baronesse, und kaum wußte sie seinen Unfall—weg war sie! In einem Zuge die Treppe hinunter, über den Hof in den Garten hinein, nach der Gärtnerwohnung zu! und diesen ziemlich langen Weg machte sie in dem ärgsten Regen, bei Donner und Blitz, in ihrem festlichsten Staate ohne die mindeste Bedeckung, daß ihr bei dem ersten Schritte in dem durchweichten leimichten Boden des Gartens die seidnen Schuhe stecken blieben: ohne sich dabei aufzuhalten, nahm sie beide in die Hand und setzte ihre Reise in Strümpfen fort. Als sie bei dem Gärtner ankam, erfuhr sie von seinem kleinen Sohne, daß man den Burschen zu seiner Mutter in das Städtchen gebracht hatte: Jedermann war mit der durchs Donnerwetter verunglückten Illumination beschäftigt, und sie mußte den Knaben durch Geld bewegen, daß er sie mit einer Laterne zu dem Hause brachte, wo der Kranke lag. Sie machte sich in der nämlichen Witterung und mit der nämlichen Bekleidung auf den Weg, erreichte die Wohnung und fand den Chirurgus mit dem Verbinden beschäftigt. Mit der angelegentsten Sorgfalt tat sie ihm Handreichung dabei, half den Fuß halten, sprach dem Burschen Trost ein, wenn ihn der Schmerz zuweilen übermannte, ermahnte den Wundarzt, leise zu verfahren, und hielt bei ihm aus, bis die ganze Verrichtung vorüber war. Bei dem Abschiede gab sie der Mutter einen Gulden—ihr ganzes gegenwärtiges Vermögen—mit dem Versprechen, die Wohltat zu vergrößern, sobald es ihre Umstände zulassen würden. Die Alte, die es entbehren konnte, nahm ihr Geschenk mit vielen Komplimenten an, und weil sie der Baronesse zu komplimentenreich dankte, so wischte diese zum Hause hinaus, ehe noch jene ihren Dank geendigt hatte.

In dem Schlosse hatte sie niemand als Fräulein Hedwig vermißt, die deswegen ängstlich alle Zimmer durchlaufen war, ohne zu erraten, wo sie sein möchte, ob sie gleich eine Entlaufung um

irgend eines andern Bewegungsgrundes willen mutmaßte: denn solche Unbesonnenheiten waren ihr gewöhnlich. Sie konnte in keinem Winkel Ruhe finden und war halb des Todes, als die Baronesse in zerrissner ungepuderter Frisur und schmutzigen Schuhen in der Gesellschaft auftrat. Mit einem freudigen „er ist verbunden“ eilte sie zur Gräfin und erzählte ihr den ganzen Verlauf ihrer Expedition. Der Graf erblickte sie kaum, als er zu ihrer Gouvernante voller Zorn ging und ihr ihre Unachtsamkeit mit einem harten Verweise bezahlte, was sie eben so ängstlich befürchtet hatte: mit gleicher Entrüstung schalt er Ulriken über die Unanständigkeit, sich in so unsauberer Kleidung zu präsentieren, weidlich aus. Die Gräfin, welcher die Übereilung der Baronesse im Herzen gefiel, küßte sie und sagte ihr freundlich: „Du bist beständig ein solch gutherziges unbesonnenes Ding gewese" und wirst es auch wohl bleiben. Geh auf dein Zimmer!“

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Die Ursache, warum der Graf die Aufnahme des kleinen Heinrichs auf sein Schloß betrieb, hörte unmittelbar nach der Geburtsfeier auf, er sollte das Werkzeug seiner Politesse sein: das Werkzeug hatte seine Dienste getan und war in seinen Augen nunmehr nichts bessers wert als—es wegzuwerfen. Es war ihm so herzlich zuwider, den gemeinen Jungen zuweilen um und neben sich zu dulden, daß die Gräfin besorgte, er werde ihr einmal ebenso despotisch befehlen, ihm ihre Zuneigung zu entziehen, als er vorhin darauf drang, ihrer Liebe für ihn keine Gewalt anzutun. Der Gehorsam wäre ihr izt in der ersten Hitze ihrer Gunst unendlich schwer gefallen: dafür ließ sie sich wohl nicht bange sein, daß sie in dem äußersten Falle nicht Mittel genug finden werde, ihren Gemahl unvermerkt dahin zu leiten, daß er ihr wider seinen Willen eine Aufopferung untersagen mußte, die er gern von ihr gefodert hätte: allein sie hielt es doch für klüger, beizeiten vorzubauen, oder vielmehr, sie konnte nicht ertragen, daß jemand ihren Liebling haßte, weil sie ihn so heftig liebte.

Ihr Götze war die Neuheit, wie die Politesse die Abgöttin ihres Gemahls: in den ersten Tagen, der ersten Woche einer neuen Zuneigung wurde ihr ihre Gewogenheit zu einem wirklichen Leiden: mit der Unruhe der höchsten Leidenschaft sorgte sie für den Gegenstand derselben: eine Minute Abwesenheit machte ihr Kummer, und in seiner Gegenwart war sie unaufhörlich mit sich selbst unzufrieden, daß sie keine Sprache noch Handlung wußte, um die ganze Stärke ihrer Liebe auszudrücken und zu beweisen. Heinrich durfte keinen Augenblick von ihrer Seite, mußte sie überall begleiten, sie lehrte ihn in eigner Person französisch lesen, ließ ihn schreiben, sann beständig auf neue Zeitvertreibe für ihn und betrieb seinen Unterricht und sein Vergnügen mit solchem Eifer, daß sie Tage lang nicht aus dem Zimmer kam. Er saß auf ihrem Schoße, hing ihr am Halse, sie küßte und liebkoste ihn wie den zärtlichsten Liebhaber, und wartete ihm auf wie ihrem Gebieter: ein Wink von seinen Augen, ein Wörtchen, nur die mindeste

Äußerung eines Wunsches! und sie flog sogleich ihn zu befriedigen. Er hatte ihr Herz so ganz ausgefüllt, daß außer ihm für sie nichts in der Welt war, das ihr nur eine sekundenlange Aufmerksamkeit wegstehlen konnte: die Baronesse Ulrike, ihr Gemahl— alles war für sie so gut als vernichtet.

Je stärker dieser Paroxysmus zunahm—denn weiter war es im Grunde nichts als der Anfall eines leidenschaftlichen Fiebers— je empfindlicher wurde ihr der bemerkte Widerwillen ihres Gemahls gegen ihren Günstling. Um ihn zu heben, fragte sie ihn eines Tages bei Tafel, ob er auf den Sonntag nicht in die Kirche fahren und einen kleinen Türken dabei paradieren lassen wollte, der in seine Dienste zu treten wünschte. Der Graf merkte, wen sie meinte, und sagte Ja. Der Sonntag erschien und Heinrich war auf ihre Unkosten in Atlas als Türke gekleidet.

Eine solche Kirchenparade war eins der angenehmsten Opfer, womit der Graf zuweilen seiner übermäßigen Prachtliebe und seinem Stolze schmeichelte. Seine ganze Hofstatt wurde alsdann beritten gemacht: die Jäger seiner ganzen Herrschaft mußten sich in ihrem völligen Ornate Tags vorher einfinden, um den Zug verlängern zu helfen, der von dem Schlosse durch alle Gassen des Städtchens, die für eine Kutsche breit genug waren, bis zur Kirche ging. Die Hälfte der Jäger zu Pferde mit vor sich gestellten Büchsen eröffnete ihn: an sie schloß sich alles, was nur auf einem Pferde sitzen konnte und eine Bedienung ohne Liverei bei dem Grafen hatte, in dem auserlesensten Schmucke; alle ritten in weißen seidnen Strümpfen und großen breiten Haarbeuteln, weil es der Graf für unanständig hielt, bei einer so feierlichen Gelegenheit gestiefelt zu erscheinen. Auf diese galante Kavallerie folgte die sämtliche Liverei zu Fuß, mit langen spanischen Schritten, strotzend und starrend in reich verbrämten Galakleidern; alsdann wurde in einem Staatswagen, geräumig wie ein Tanzzimmer, der Graf, in einem zweiten eben so großen die Gräfin, in einem dritten die kleine Baronesse, die in dem großen Gebäude kaum zu finden war, und in einem vierten Fräulein Hedwig wohlgemut, ein jedes mit Pferden von einer andern Farbe, daherge-

zogen: den Beschluß machte der Rest der löblichen Jägerschaft. Auf der rechten Seite der Kutsche, die den Grafen trug, ging zum Unterscheidungszeichen der wohlbeliebte Maulesel des Grafen in seiner scharlachnen goldbeladnen Uniform; und die leere Stelle auf der linken Seite mußte auf Veranstaltung der Gräfin ihr Liebling in seinem atlasnen Türkenkleide einnehmen. Eine solche Kirchfahrt war für den Grafen das köstlichste Vergnügen der Erde: er fühlte sich so wohl, wenn er sich in dem gläsernen Kasten wiegte, so zufrieden mit sich selbst! — Auch war es der sicherste Weg zu seiner Gunst, wenn man seine abenteuerliche Kirchenparade verherrlichen half; und die Gräfin hatte aus keiner andern Absicht ihren Heinrich zu seinem Kammertürken gemacht. Die Idee nahm ihn so sehr ein, daß er mit beständigem Wohlgefallen aus der Kutsche auf den kleinen Muselmann herabsah: er dünkte sich auf der Leiter der Hoheit um ein paar Sprossen weiter hinaufgerückt. Da seine Gemahlin sonst dergleichen Aufzüge aus dem guten Grunde verhinderte, weil sie ein Muster von Lächerlichkeit darinne fand, so war die Freude izt desto lebhafter, daß sie ihn selbst dazu ermunterte: alles, auch selbst die Knoten seiner Perücke, wallten vor Entzücken an ihm.

Dies war der wichtige Augenblick, wo der kleine Heinrich den ersten Schritt zur Gnade des Grafen tat, und wo die Vermutung des Publikums über seine uneheliche Geburt zur Gewißheit wurde. Dies konnte um so viel leichter geschehen, da sein Vater erst zwei Jahre in den Diensten des Grafen und in dem Städtchen war, und also seine vorhergehenden Familienumstände an diesem neuen Wohnorte noch in einer kleinen Dunkelheit lagen.

Noch den nämlichen Tag empfing er zur Belohnung der treugeleisteten Begleitung einen besondern Beweis von der Gunst seines Patrons. Wenn das Wetter nicht günstig war, um den prächtigen sonntäglichen Spaziergang zu machen, wovon ich schon eine Beschreibung geliefert habe, so wurden die vakanten Stunden mit andern ganz eignen Lustbarkeiten ausgefüllt. In einem solchen Falle befand sich der Graf eben izt: trübe Regenwolken überzogen nachmittags den Himmel und drohten jeden Augen-

blick mit Regen: er ließ also alle Stalleute zusammenrufen, sie mußten sich unter seinem Fenster im Zirkel stellen und zu einem Wettkampfe bereit halten. Dieser Wettstreit bestand in nichts geringerm, als daß er Äpfel oder Kupferpfennige unter sie auswarf, damit sie sich darum balgten: sobald die ausgeworfne Kleinigkeit in ihren Kreis herabfiel, stunden sie alle aufmerksam da, die Augen auf den Preis geheftet: der Graf blies in ein Pfeifchen, und sogleich stürzte auf dieses Losungszeichen der ganze Haufen übereinander her, balgte, raufte, kratzte und drückte sich um des Plunders willen, währenddessen immer neue Anreizungen zum Streite über sie herabgeworfen wurden. Sollte das Spiel recht anziehend werden, so ließ er die Erde mit Wasser befeuchten oder stellte es nach einem starken und langen Regen an, wenn der leimichte Boden schlüpfrig und durchweicht war, daß man bei jeder Bewegung ausgleitete und hie und da einer sein Bild in Lebensgröße in das nasse Erdreich eindrückte. Bei dieser hohen Ergötzlichkeit hatte der neue Kammertürke die Gnade, das Körbchen zu halten, das die auszuwerfenden Kupferpfennige enthielt. So klein diese Gnadenbezeugung vielen scheinen mag und auch in der Tat ist, so war sie doch in den stolzen Augen des Grafen von ungemeiner Erheblichkeit: er erzeigte Jemandem alsdann die größte Gnade, wenn er sich einen Dienst von ihm tun ließ: das war sein Grundsatz, und insofern mußte sich der kleine Herrmann viel wissen; denn der Graf brauchte ihn unaufhörlich zu seiner Bedienung, wo er zu brauchen war: und da er ihn nunmehr in dem Lichte als ein ihm unterwürfiges, dienendes Subjekt betrachtete, so hatte er wider seinen Aufenthalt auf dem Schlosse nichts mehr einzuwenden.

Aber desto mehr die Gräfin wieder die öftern Bedienungen, die er von ihm foderte: es war ihr höchstverdrüßlich, daß er so oft von ihr und ihren Beschäftigungen mit ihm abgezogen wurde; und weil sie ihren Gemahl durch keine Vorstellung darüber beleidigen wollte, so ging sie so weit, daß sie sich ganze halbe Tage in einem abgelegenen Pavillon im Garten verschloß, ohne daß jemand wußte, wohin sie war.

Plötzlich, wie ein Fieber ausbleibt, stund bei der Gräfin ihre Leidenschaft für den Knaben still: ohne die mindeste Veranlassung, sogar ohne die mindeste Unzufriedenheit mit ihm erlöschte ihre Zuneigung: es wurde ihr lästig, ihn beständig um sich zu haben, beschwerlich, sich mit ihm abzugeben, selbst unangenehm, ihn zu sehen. So schöpfte sie meistenteils im Anfange jeder Leidenschaft das Herz mit so vollen überlaufenden Eimern aus, daß auf einmal eine gänzliche Trockenheit entstand: allmählich begann die ausgetrocknete Quelle wieder zu fließen, und nunmehr ward erstlich eine vernünftige gemäßigte Neigung daraus, die die Zeit weder vermehrte noch verminderte, die nie strömte, sondern nur zuweilen auf kleine Zeiträume anschwoll und dann zu einem stillen ordentlichen Laufe wieder zurückkehrte.

Heinrichs Glück war es, daß das erste Aufschwellen ihrer Liebe bei ihm so bald vorbeischoß: er wäre der verzärteltste, eigenwilligste, unleidlichste Bursche durch sie geworden. — Um sich seiner zu entledigen, übergab sie ihn dem jungen Manne, den der Graf für den Unterricht der Baronesse besoldete. Er hieß Schwinger.

Zweites Kapitel

So viel Glück es für den kleinen Herrmann war, in die Hände seines neuen Lehrers zu geraten, so viel Freude verursachte es diesem, die Laufbahn seiner Unterweisung und seines pädagogischen Ehrgeizes dadurch erweitert zu sehen. Er war einer von den Unglücklichen, denen die Natur viele Kraft und das Schicksal nichts als unwichtige Gelegenheiten gibt, sie zu äußern: Talente und Ehrbegierde bestimmten ihn, ein Volk zu regieren, und weil sich kein Volk von ihm regieren lassen wollte, so regierte er — Kinder. Um ihn noch mehr zu tücken, nötigte ihn sein widriges Geschick, den Platz in dem Hause des Grafen anzunehmen und in dem engern Kreise, der dem Unterrichte eines Frauenzimmers meistenteils vorgezeichnet wird, wie ein Vogel in dem Rade, womit er sich einen Fingerhut voll Wasser aufzieht, umzulaufen. Ein Pferd, das gern mit ge-

strecktem Galopp über Felder, Hügel, Tal und Berg in die weite Welt dahinrennen möchte und gezwungen wird, täglich in einem Zirkel von etlichen Ellen im Durchschnitte, sich herumzudrehen und einerlei Bewegungen zu wiederholen, kann nicht so bäumen, so brausen und von dem innerlichen niedergehaltenen Feuer geängstigt werden, als dieser arme Jüngling, zumal da seine Schülerin mehr einen lebhaften als wißbegierigen, mehr einen unternehmenden als fähigen Geist hatte, bei wenig Lust auch nur wenig in ihrer Wissenschaft fortrückte und in nichts merklich zunahm als im Briefschreiben, worin sie frühzeitig ungewöhnliche Fertigkeit und eine angenehme fließende Sprache erlangte. Er wollte außer sich wirken, pädagogische Lorbeern einsammeln und hatte kein Feld, wo er sie pflücken konnte: Mut, Geist und Nerven erschlafften in ihm: er verzehrte sich selbst.

Er saß eben, als ihm die Gräfin ihren entsetzten Liebling übergeben wollte, voll trüber unruhiger Empfindungen im Garten der Einsiedelei—einem düstern Tannenwäldchen, dessen schlanke Bäume so dicht aneinander standen, daß ihre verschlungnen Wipfel fast nie einen Strahl Tageslicht durchließen. Mitten unter ihnen hatte man auf einem leeren Platze einen künstlichen Berg aufgeworfen und eine Höhle hineingewölbt, deren Wände mit Moos überzogen waren und beständige Kühlung gewährten. Nicht weit davon machten zwei Mühlen ein angenehmes Getöse, und wenn man in der Höhle saß, erblickte man durch die glatten Stämme der Tannen den blinkenden Wassersturz eines Wehrs, der wie ein ausgespanntes Tuch mit einem hohlen Brausen herniederschoß. Jedermann im ganzen Hause des Grafen, den geheimer Kummer, Vapeurs, Hypochondrie oder schlechte Verdauung quälte, flüchtete an diesen Schutzort der Melancholie, und niemand, wenn seine Wunde nicht zu tief in der Seele saß, ging leicht ungetröstet hinweg: die einförmige Musik des Wassers und die totstille Finsternis wiegten sehr bald in einen sanften Schlummer ein, der Herz und Nerven erquickte.

Die Gräfin suchte damals diese Zuflucht, um sich vor der Langeweile zu schützen, die gewöhnlich bei ihr und vielleicht bei jedem

Menschen den Zustand begleitete, wenn sie eines Vergnügens überdrüssig war und wie auf Stahlfedern, mit einem unbestimmten Verlangen nach Neuheit hin und her schwebte. Sie fand alsdann nirgends Ruhe: alles war ihr zuwider: ängstlich irrte sie aus dem Zimmer in den Garten, und aus dem Garten in das Zimmer, fing zehn Arbeiten an, beschäftigte sich mit jeder einige Minuten und warf sie weg, fütterte die indianischen Hühner ein paar Augenblicke und warf ihnen ungeduldig das ganze Brot vor die Füße, sah ihre Gemälde, ihre Kupferstiche durch und gähnte, blickte in ein Buch, las zwei Zeilen und legte es gähnend neben sich, holte ein anders und schlief ein. In einem solchen Gemütszustande kam sie izt in den Garten, ihr bis zur Sättigung geliebter Heinrich, der sie eben in jene unruhige Langeweile versetzt hatte, ging hinter ihr drein, einen Teil von Geßners Schriften unter dem Arme, die sie unter allen deutschen Produkten des Geschmacks allein und gern las. Ihre Füße trugen sie von selbst zu dem Tannenwäldchen und der Einsiedelei, wo sie Schwingern, mit einer ähnlichen Krankheit behaftet, antraf. Er war gewohnt, neben ihr zu sitzen, wenn ihr Gemahl nicht dabei war, der das Sitzen eines Mannes, den er bezahlte, in seiner Gegenwart als eine unanständige Vertraulichkeit verwarf: er nahm also, ohne ihren Befehl zu erwarten, nach der ersten Begrüßung sogleich wieder Platz.

„Sie sind verdrießlich," fing die Gräfin mit verdrießlichem Tone an. „Seien Sie doch aufgeräumt! Ich weiß gar nicht, warum ich nun seit drei Tagen kein einziges fröhliches Gesicht auf dem ganzen Schlosse erblicke. Wen ich anrede, der antwortet mir mit dem langweiligsten Ernste, und wenn er ja lacht, so sieht mans doch genau, daß er sich dazu zwingt. Selbst die Bäume im ganzen Garten sehn so unmutig, so gelbgrün aus, als wenn der ganzen Natur nicht wohl zumute wäre. — Sagen Sie mir nur, ob ihr Leute alle auf einmal hypochondrisch geworden seid?"

Schwinger. Vermutlich scheinen wir alle darum nicht aufgeräumt, weil es Euer Exzellenz nicht sind—

Die Gräfin. Ich? nicht aufgeräumt?—Ich dächte, daß ich's wäre.—Wissen Sie kein Mittel wider die Langeweile?

Schwinger. Wenn Beschäftigung oder Zerstreuung nicht hilft—

Die Gräfin. Wenn Sie sonst keine Arznei wissen, diese kenn' ich.—Tun Sie mir nur den Gefallen und machen Sie nicht ein so langweiliges Gesicht: man wird ja selbst verdrießlich, wenn man Sie nur ansieht.

Schwinger. Ich beklage unendlich—so will ich mich lieber entfernen—

Die Gräfin. Bleiben Sie nur!—Wissen Sie nichts Neues?

Schwinger. Nichts als das einzige—

Die Gräfin. Erzählen Sie mir's nicht! Es ist doch vermutlich etwas langweiliges.—Finden Sie nicht auch, daß die Welt immer alltäglicher wird?

Schwinger. Ja, ich fühle sehr oft die Last der Einförmigkeit.

Die Gräfin. Unausstehlich einförmig ist alles.—Es fehlt Ihnen wohl an Zeitvertreiben bei uns?—Trösten Sie sich mit mir! Der Graf macht mir immer so viele Veränderungen, daß ich—à propos! ich will Ihnen einen neuen Zeitvertreib schaffen. Hier den kleinen Heinrich nehmen Sie zu sich, unterrichten und erziehen Sie ihn, so gut Sie können: vielleicht läßt sich etwas aus ihm machen. Er soll Ihnen ganz überlassen sein: die nötigen Bücher und andere Dinge fodern Sie von mir!

Schwinger. Für dieses Geschenk danke ich mit so vieler Freude als wenn—

Die Gräfin. Ich bitte Sie, machen Sie mir durch Ihre Komplimente keine Langeweile!—ich kann Ihnen vor der Hand keine Vermehrung des Salärs versprechen: allein wir werden schon sehn!

Schwinger. Ich bin völlig zufrieden, völlig zufrieden, daß ich eine Arbeit bekomme, die mehr Tätigkeit fodert, als meine bisherige: und wenn ich mir den Beifall Eurer Exzellenz verdienen könnte—

Die Gräfin. Sie werden mich Ihnen verbinden, wenn Sie ein wenig Fleiß auf den Burschen wenden.—Sehn Sie, wer kömmt!

Schwinger ging, es zu untersuchen, und berichtete, daß es der Graf sei. — „Ach!“ brach die Gräfin in der ersten Überraschung des Verdrusses aus; „da wird erst — die Langeweile angehn“ wollte sie sagen; allein sie unterbrach sich und setzte hinzu, als eben der Graf in die Einsiedelei trat: „Sie erzeigen mir sehr viel Gnade, daß Sie mir ihre unterhaltende Gesellschaft gönnen, gnädiger Herr.“

Der Graf machte ein Gegenkompliment, setzte sich und gähnte. „Ich habe schreckliche Langeweile auf meinem Zimmer gehabt,“ fing er an. „Wenn man keinen Gefallen mehr an der Jagd findet, so weiß man immer nicht, was man mit der Zeit anfangen soll. Alle Tage Gesellschaft aus der Nachbarschaft zusammenzubitten, ist sehr beschwerlich! Ich bedaure Sie nur, daß ich nicht genug zu Ihrem Vergnügen beitragen kann —“

Die Gräfin. Mein größtes Vergnügen ist Ihre Gesellschaft. Ihre Unterhaltung läßt mich nie Langeweile haben.

Der Graf versicherte, daß er solche liebreiche Gesinnungen zu verdienen suchen werde, gähnte und schwieg. Beide saßen lange stumm da, wie die leibhaften Bilder des Verdrusses — hin und wieder eine kahle Frage nebst einer ebenso kahlen Antwort — dann ein schmeichelhaftes Komplimentchen — hinter jeder Anrede und Antwort ein langes Intervall von Stillschweigen — das war ihr höchstunterhaltendes Gespräch. Nachdem sie sich fast eine halbe Viertelstunde mit einem so mühseligen Dialoge gemartert hatten, so versicherte der Graf, daß er durch seine Gemahlin ganz aufgeheitert worden sei, und sie tat ihm aus Erkenntlichkeit die Gegenversicherung mit schläfrigem Tone, daß er ihr eine der schlechtesten Launen durch seine Gegenwart vertrieben habe.

Als diese lebhafte Unterhaltung ganz erloschen war, fand sich die Baronesse bei der Einsiedelei ein und stutzte, daß sie zusammenfuhr, da sie beim Eintritte Onkel und Tante mit niedergesenktem Haupte in tiefem Stillschweigen erblickte. — „Was willst du?“ fragte der Graf. — „Die Zeit wurde mir auf dem Zimmer zu lang,“ antwortete sie.

Die kleine Heuchlerin! Sie war ausgegangen, den kleinen Herr-

mann aufzusuchen; und die Zeit wurde ihr auf dem Zimmer zu lang, weil er nicht bei ihr war.

„Immer wird dir die Zeit zu lang," fuhr der Graf fort. „Klagen wir doch niemals darüber. Mache es wie wir, so wird dir die Zeit niemals zur Last fallen! Setze dich zu uns! Unterhalte dich! Ein lebhaftes Gespräch, wie das unsrige, läßt gar nicht daran denken, daß es Zeit gibt."

„Wo ist Hedwig?" fragte die Gräfin.—Die Baronesse berichtete, daß sie schon über eine halbe Stunde ausgegangen sei.

Die lebhafte Unterhaltung stand abermals still, wie ein ausgetrockneter Bach.

Nach einigen Minuten hörte man Fräulein Hedwigs Stimme sich mit vieler Heftigkeit nähern und zugleich ein Geräusch, als wenn ein ganzes Regiment Infanterie hinter ihr drein marschierte. Die Baronesse sah sich danach um und brachte die Nachricht zurück: daß Fräulein Hedwig in Begleitung der sämtlichen Domestiken anrücke. Unmittelbar darauf erschien sie in höchsteigner Person, weil sie niemanden in der Höhle vermutete, stellte sie sich einige Schritte weit von ihr hin, den Rücken nach dem Eingange gekehrt. Die Bedienten traten in einen Halbzirkel und hörten aufmerksam zu. Mit lauter Stimme, den rechten Arm ausgestreckt, die Hand geballt und den Zeigefinger in eine demonstrierende Lage gesetzt, hub sie an:

„Dort in Norden steht Ursus magnum, auf deutsch der große Bär genannt"—Schnapp! riß ihr ganzes Auditorium aus, als wenn einem jeden der große Bär auf den Schultern säße und ihn verschlingen wollte. Ihre Demonstration blieb vor Verwunderung in der Luftröhre stecken, und lange stund sie mit ausgestreckter Hand, wie versteinert, da und sah den flüchtenden Zuhörern nach. Endlich drehte sie sich um, von ihrer Arbeit in der Höhle auszuruhen, wurde den Grafen gewahr und begriff nunmehr die plötzliche Flucht ihrer Schüler: der Anblick des Grafen, den sie alle wie eine Gottheit fürchteten, hatte sie verscheucht. Sie schämte sich und trat mit einer tiefen Verbeugung in die Höhle hinein.

Die Gräfin erkundigte sich lächelnd nach ihrer gehabten Ver-

richtung, und ob sie sich gleich anfangs weigerte, die Wahrheit zu gestehen, so trieb man sie doch durch wiederholte Fragen so in die Enge, daß sie bekannte, sie habe erschreckliche Langeweile auf ihrem Zimmer gehabt und sei deswegen darauf verfallen, die Domestiken auf pathetische Art im Spazierengehen, wie Aristoteles, die Astronomie zu lehren.

„Warum geben Sie sich mit solchen schlechten Leuten ab?“ sagte der Graf. „Wissen Sie denn keine bessere Gesellschaft? — Setzen Sie sich zu uns! so wird es Ihnen nicht an Zeitvertreibe fehlen.“

Fräulein Hedwig gehorsamte mit dankbarer Ehrerbietung und schwieg. Niemand sprach ein Wort. — Nach langer allgemeiner Stille erhub sich der Graf. „Man redet sich,“ sagte er, „in der Länge müde und trocken: wir wollen zusammen ausfahren.“ — Die Baronesse übernahm freiwillig das Geschäfte, die Kutsche zu bestellen.

In der Kutsche war das Gespräch ebenso belebt wie in der Einsiedelei und an allen Enden und Orten, wo sich der Graf befand: denn er foderte als ein Zeichen des Respekts, daß man in seiner Gegenwart schwieg, daß man gern in seiner Gesellschaft war und sich nirgends besser vergnügte als bei ihm, wenn man gleich vor Langerweile in Ohnmacht hätte sinken mögen: wirklich bildete er sich auch ein, daß seine Gesellschaft die beste sei, weil er jedem eine große Gnade zu erzeigen glaubte, dem er sie gönnte.

Drittes Kapitel

Unmittelbar nach der Erscheinung des Grafen in der Höhle war Schwinger mit seinem neuen Untergebenen davongeeilt, um sich mit ihm über die Verbindung zu freuen, in welche sie treten sollten. Er fand sehr bald in ihm viel Talente, schnelle Begreifungskraft, festes Gedächtnis, Witz und einen hohen Grad von der vorzeitigen Wirksamkeit der Urteilskraft, die man gewöhnlich Altklugheit bei Kindern nennt. Über die Vorfälle und

Revolutionen des Hauses, über die Handlungen der Personen, die es ausmachten, über die Art, wie man bei gewissen Gelegenheiten verfahren sollte, entwischten ihm oft so glückliche Bemerkungen und Urteile, daß sein Lehrer wünschte, sie selbst gesagt zu haben. Gegen den eigentlichen Bücherfleiß hatte er eine große Abneigung: Sachen, die man gewöhnlich nur lernt, um sie zu wissen, nahm sein Kopf, wie eine unverdauliche Speise, gar nicht an: was ihm die Unterredung seines Lehrers darbot, faßte er gierig auf und erlangte durch diesen Weg eine Menge Kenntnisse, die ihn selbst in den Augen des hochgelehrten Fräulein Hedwig zu einem Wunder von Gelehrsamkeit machten. Genau betrachtet, merkte man deutlich, daß sein Kopf nicht gestimmt war, eine Wissenschaft durchzuwandeln und in ihre kleinsten Steige und Winkelchen zu kriechen, oder jedes Blümchen und Grashälmchen, das Alte und Neuere in ihr gesät, erzeugt, geerntet haben, genau zu kennen; sein Blick ging beständig ins Weite, war beständig auf ein großes Ganze gerichtet: was er lernte, verwandelte sich unmittelbar, sozusagen, in seine eignen Gedanken, daß ers nicht gelernt, sondern erfunden zu haben schien, und seine Anwendungen davon bei den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens waren oft sehr sinnreich und nicht selten drollicht.

Was seinem Lehrer die meiste Besorgnis machte, war der ungeheure Umfang seiner Tätigkeit und Leidenschaft. Dieser junge Mensch, sagte er sich oft, muß dereinst entweder sich selbst oder andre aufreiben. Seine große Geschäftigkeit, wenn sie der Zufall unterstützt, und ihr nicht Unglück, Warnung, Erfahrung und natürliche Rechtschaffenheit beizeiten die nötige Richtung und Einschränkung geben, wird alles in ihren Wirbel hinreißen, sein Ehrgeiz alles erringen und sein Stolz alles beherrschen wollen: stößt ihn aber das Schicksal in einen engen Wirkungskreis hinab, der seine Tätigkeit zusammenpreßt, dann wird er, wie eine zusammengedrückte Blase voll eingeschlossener Luft, zerspringen, sich selbst quälen und auf immer unglücklich sein. Gleichwohl kann ich nach meiner besten Einsicht nichts für ihn tun, als daß ich seinen Ehrgeiz auf nützliche, gute und wahrhaftig große Gegenstände leite,

sein natürliches Gefühl von Rechtschaffenheit belebe und durch unmerklich eingeflößte Grundsätze stärke; daß ich ihn im strengsten Verstande zum ehrlichen Mann zu machen suche, und dann alle Leidenschaften in ihm aufwecke, damit sein Ehrgeiz durch ihr Gegengewicht gehindert wird, sein Herz ganz an sich zu reißen. Ob aus ihm das Schicksal einen Lasterhaften oder Tugendhaften, einen großen Mann oder stolzen Windbeutel werden lassen will, das steht in seiner Gewalt: ich habe wenigstens verhütet, daß er nie ein Bösewicht oder Schurke sein wird.

Nach diesem Plane predigte er ihm nie die Unterdrückung der Leidenschaften, gebot ihm nicht, sie niemals ausbrechen zu lassen, sondern ließ der Wirksamkeit seiner Natur freien Lauf, und war bloß bedacht, seine Denkungsart durch Beispiele und seltne, gleichsam nur hingeworfene Maximen zu bilden. Mit den großen Männern der Geschichte ward sein Lehrling in kurzem so bekannt, wie mit Vater und Mutter: ihre guten und bösen Handlungen wußte er auswendig: sie begleiteten ihn ins Bette, bei Tische und auf den Spaziergang: sie waren seiner Einbildungskraft allgegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten: er unterredete sich in der Einsamkeit mit ihnen, sah sie vor sich hergehn, tadelte und bewunderte sie. Ihre Büsten, in Gips geformt, waren seine tägliche Gesellschaft: er stellte den Kopf des Cicero auf den Tisch, einen weiten Halbzirkel bärtiger Römer, wenn sie auch hundert Jahr vor ihm gelebt hatten, um ihn herum, und hielt dann hinter ihm eine nervöse durchdringende Rede wider den Katilina, ermahnte die ehrwürdigen Väter der Stadt, das Ungeheuer zu verbannen und beseelte ihren schlaffen Mut mit römischem Feuer. Am öftersten mußte Kato die ausschweifenden Sitten, die Pracht und Verschwendung seiner Mitbürger schelten und sie zur Mäßigkeit, Sparsamkeit und wahren Größe des Herzens ermuntern, wobei er niemals vergaß — so sehr es auch wider die Chronologie war —, ihnen sein eignes Beispiel zu Gemüte zu führen. Wenn in seinem Gipssenate Unterhandlungen über Krieg und Frieden gepflogen wurden, so konnte man allemal sicher sein, daß es zum Frieden kam: war aber vielleicht einer von den asiatischen Königen, ein

Antiochus oder Mithridat, zu übermütig, so entstand zuweilen in der Ratsversammlung selbst so heftiger Krieg, daß sich die streitenden Gipsköpfe die Nasen aneinander entzweistießen. Wenn eine Szene aus der neuern Geschichte aufgeführt wurde, so brauchte er die nämlichen Schauspieler dazu, und nicht selten traf das Unglück den armen Kato, daß er den Thomas Becket vorstellen mußte. Das härteste Schicksal widerfuhr jederzeit Leuten, die ihr Wort nicht gehalten, andre betrogen, überlistet, oder niederträchtig gehandelt hatten: sie wurden mit Ruten gestäupt, und dem Nero grub er einmal die Augen förmlich aus, weil er ihm zu geldsüchtig war. Dergleichen Schauspiele wurden meistenteils in Gesellschaft der kleinen Baronesse aufgeführt, die oft, starr und steif vor Aufmerksamkeit, unter den alten Römern saß und einmal bei einer Leichenrede des Julius Cäsar durch die Beredsamkeit des kleinen Redners bis zu Tränen gerührt war. Zu gleicher Zeit grub sich seine niedliche Figur, die sie bei solchen Gelegenheiten in so mancherlei vorteilhaften Stellungen und Wendungen, in so einnehmenden Bewegungen erblickte, immer tiefer in ihr Herz, und man kann behaupten, daß sie von jedem seiner Spiele um einen Grad verliebter hinwegging. Wenn man noch überdies erwägt, daß seine dabei gehaltnen Reden, entweder durch die Stärke des Tons, womit er sie ans Herz legte, oder auch durch den Ausdruck und die eingestreuten Sentiments, die er aus den Unterredungen seines Lehrers aufgefaßt hatte, jederzeit einen Eindruck auf sie machte, so war's kein Wunder, daß sie schon in ihrem neunten und zehnten Jahre von den großen Eigenschaften und dem Reize eines achtjährigen Redners so gut hingerissen wurde, als ein achtzehnjähriges Mädchen von einem schön tanzenden Jüngling. Einem schönen Körper in reizender Bewegung widersteht eine weibliche Seele in keinem Alter.

Bei ihrem Geliebten hingegen war jede Liebkosung, die er ihr verstohlnerweise gleichsam hinwarf, jede Gefälligkeit, womit er sie überhäufte, mehr kindische Galanterie als Liebe. Es ließ sich zwar mit einer kleinen Aufmerksamkeit wahrnehmen, daß die tägliche Gesellschaft der Baronesse in den Lehrstunden, ihr Umgang

bei seinen Spielen, ihre zudringliche Gutherzigkeit bei den kleinsten Gelegenheiten, ihre Lebhaftigkeit und angenehme Bildung auch in seiner kleinen Brust den Keim einer Zuneigung befruchtet hatte, die vielleicht bald Wurzel fassen, Äste und Zweige treiben würde, nur mit der Axt umgehauen und nie ausgerottet werden könnte: allein es war doch ebenso sichtbar, daß er sich ohne große Schmerzen von ihr getrennt und sie vergessen hätte, wenn man ihn damals außer dem Hause des Grafen in eine Laufbahn brachte, die seine Tätigkeit erschöpfte und ihm die Aussicht auf eine Befriedigung seines Ehrgeizes gab. Er durfte nur in eine öffentliche Schulanstalt oder Pension versetzt werden, wo Wetteifer seine Kräfte anspannte, wo er Lob und Ehre zu erringen hoffte: nicht eine Minute würde er angestanden haben, das Schloß des Grafen mit allen seinen Herrlichkeiten zu verlassen, wenn man ihm seinen neuen Aufenthalt von jener Seite vorgestellt hätte, da hingegen die Baronesse ihm vielleicht nachgelaufen und ohne Einsperrung nicht zurückzuhalten gewesen wäre: Sie ging wirklich schon einmal mit diesem Plane um, als Fräulein Hedwig der Gräfin den vertrauten Umgang der beiden Kinder verdächtig gemacht und sie beredet hatte, Heinrichen auf eine Schule zu tun. Alles suchte sogleich den Vorsatz der Gräfin rückgängig zu machen: Schwinger stellte ihr die Mangelhaftigkeit und Sittenverderbnis öffentlicher Anstalten vor, und malte ihr ein schreckliches Bild von der dort herrschenden Verführung, daß sie sich der Sünde geschämt hätte, durch ihre Wohltat zu dem Verderben des Knaben etwas beizutragen. Der Hofmeister, dem eine solche Trennung das Leben in seiner gegenwärtigen Stelle unleidlich gemacht hätte, trug durch seine einseitigen Vorstellungen den Sieg über Fräulein Hedwig davon; und die Baronesse wußte ihre Gouvernante so unvermerkt in ihr Interesse zu ziehen, daß sie gern nicht mit einem Worte an ihre erregte Besorgnis dachte und sie sogar der Gräfin wieder zu benehmen suchte.

Die Sache war — Fräulein Hedwig hatte ihr vierzigjähriges Herz durch den sogenannten Stallmeister des Grafen, einen Menschen ohne Geburt, tödlich verwunden lassen — so tödlich, daß Tag

und Nacht das kurze untersetzte Männchen im grünen Reitkollette und in lichtgelben Beinkleidern auf dem kastanienbraunen Engländer in ihrem Kopfe herumritt. Sie gab ihm sehr oft auf ihrem Zimmer Zusammenkünfte, auch fand sie sich nicht selten bei nächtlicher Weile bei dem kleinen Boulingrin im Garten mit ihm ein. Bei Vermeidung der größten Ungnade durfte sie eine solche Liebe nicht entdecken lassen, da sie eine Anverwandtin des Grafen war: gleichwohl wurde die Entdeckung unvermeidlich, sobald sie die Baronesse wider sich aufbrachte. Sie überlegte sich diesen gefährlichen Umstand beizeiten und bemühte sich von selbst, die Gräfin wieder auf andre Gesinnungen zu bringen: besonders da sie durch ihre unüberlegte Anzeige auch Herrn Schwinger beleidigt hatte, so fürchtete sie desto mehr, und arbeitete deswegen aus allen Kräften, sich ihn verbindlich zu machen.

Noch nicht genug! Diese Wendung nahm die Sache, ohne daß eine von den Parteien sich gegen die andre in eine wörtliche Erklärung eingelassen hatte: die Baronesse dachte in aller Unschuld gar nicht weiter daran. An einem Sommerabende gerät Schwinger auf den Einfall, einen Spaziergang nach Tische in den Garten zu tun; und weil er noch einen Brief zuzusiegeln hatte, so gab er Heinrichen, der ungeduldig nach dem Abmarsche verlangte, die Erlaubnis voranzugehn. Er tat es: kaum hatte ihn die Baronesse aus dem Fenster gehen sehn—husch! war sie hinterdrein. Heinrich ging, den Kopf voll von römischen Kaisern, die mittelste Allee hinauf: eh er sich's versah, hatte er einen Kniff von hinten zu in den Backen, und ein freundliches „Guten Abend" benahm ihm sogleich die Furcht, die der Kniff zu erregen anfing. Kaum waren sie einige Schritte miteinander gegangen, so hörten sie hinter einer Hecke auf der linken Seite den Sand knistern: die Baronesse, der man so vielfältig und ernstlich alle Vertraulichkeit mit ihrem geliebten Heinrich untersagt hatte, besorgte verraten zu werden, gab ihrem Begleiter noch einen leichtfertigen Kniff und wanderte durch eine Öffnung der Hecke einen Seitengang. Als sie um die Ecke herumkömmt, steht ihre Gouvernante in Lebensgröße da: sie hat, trotz der Überraschung, Besonnenheit genug, daß sie die Salope

vor das Gesicht nimmt, als wenn sie sich vor der Abendluft verwahren wollte; und nun linksum nach einer andern Seite, als wenn sie niemanden gesehen hätte. Die Baronesse war für ihr Alter ziemlich groß und hatte nichts als einen gelben Unterrock an; die halbblinde schielende Hedwig sieht in der Dämmerung diesen gelben Jüpon für die lichtgelben Beinkleider ihres Adonis und die schwarze Salope für sein grünes Reitkollett an: um die Illusion zu erleichtern, hatte der schadenfrohe Zufall der Baronesse eingegeben, den Capuchon über den Kopf zu ziehen. Fräulein Hedwig vermutete anfangs, daß er sie nicht wahrgenommen habe, und schickte ihm deswegen einen scharmanten Adonis nach dem andern nach: da keine Antwort erfolgte, so hielt sie sein Stillschweigen für eine verliebte Neckerei, und um ihrerseits gleichfalls nichts an dem Spaße fehlen zu lassen, ging sie den vermeinten gelben Beinkleidern, wie einem helleuchtenden Sterne, nach. Die Baronesse stand in dem Wahne, daß ihr ihre Gouvernante nachsetze, um sie auf der Tat zu ertappen und dann recht exemplarisch auszuschelten, und verdoppelte deswegen ihren Schritt. Wie das alte Meerkalb hinterdrein trabte! und keuchte, halb vor Erschöpfung, halb aus verliebter Inbrunst! Und einmal über das andre röchelte sie: „Du schalkhafter Adonis!—Du mutwilliger Narzissus!—Ich will dich wohl haschen, du loser Koridon!—Da hab' ich dich, du dicker Amyntas!" rief sie an dem Gattertore und griff zu—Pah! da stand sie! erstarrt vor Schrecken, als sie statt der gelbledernen chaussure, wie sie zu sagen pflegte, einen seidenen Unterrock in ihren Händen fühlte, als sie aus ihrer verliebten Täuschung erwachte und vor sich die Baronesse und die Sekunde darauf Herrn Schwinger erblickte, der eben zu dem Gattertore hereintrat. Das Bewußtsein ihrer verbotnen Absicht und die Besorgnis, sich verraten zu haben, raubten ihr so ganz alle Überlegung, daß sie nicht einmal eine Lüge fand, ihren Fehltritt zu bemänteln, sondern die Augen niederschlug und zitternd an allen Gliedern hinwegging. Die Baronesse begleitete sie.

Für Schwingern war der ganze Auftritt ein unauflösliches Rätsel, und die Baronesse machte auch nichts als schwankende

Mutmaßungen. Die Hauptsache erriet sie: ihre ähnliche Situation in Ansehung des kleinen Heinrichs führte ihr augenblicklich bei den Ausrufungen ihrer Gouvernante die Vermutung herbei, daß sie mit ihr auf einem Wege gehen müßte. Als sie hinter ihr die Treppe hinaufstieg—keins von beiden sprach eine Silbe—fiel ihr ein, daß Fräulein Hedwig sehr oft den Stallmeister des Grafen, wenn er vor ihnen vorbeigegangen war, einen dicken Amyntas genannt hatte:—nun war sie auf der Fährte!

Nach ihrer Ankunft in dem Zimmer fing die Baronesse an, aber ohne boshafte Absicht, ohne spotten zu wollen: „Sie dachten wohl, ich wäre der dicke Stallmeister?"

Die Frage versetzte sie in Todesschrecken: sie schwieg, die Knie sanken ihr, sie setzte sich auf den Sofa, die breiten Lippen zitterten, als wenn sie ein Krampf auf und nieder risse. Die Baronesse besah indessen einen Finger ihrer rechten Hand am Lichte und saugte das Blut aus einer Wunde, die ihr unterwegs eine Stecknadel gemacht hatte. „Hab' ich nicht recht?" fragte sie noch einmal, während ihrer Operation.

„Ach, Ulrikchen!" stöhnte von hinten zu aus der dämmernden Ecke, wo der Sofa stand, eine schwache erlöschende Stimme zu ihr her. Sie drehte sich um, blickte hin, ergriff das Licht und beleuchtete ihre totblasse, mit der Ohnmacht ringende Gouvernante, zog ihr Riechfläschchen aus der Tasche und schwenkte ihr einen großen Strom ins Gesicht, daß das Kinn, wie ein Drachenkopf an einer Dachrinne, triefte: voll Lebhaftigkeit holte sie das Waschbecken, und ehe noch das Fräulein die Hilfe verbitten konnte—pump! lag ihr der ganze Seifenstrom im Gesichte: sie riß ein Bündel Federn aus dem Tintenfasse, zündete sie an und hielt ihr den brennenden Wisch unter die Nase, daß sie vor dem Höllendampfe hätte ersticken mögen. Hustend schlug sie den stinkenden Federbusch von sich weg und versicherte, daß sie nicht ohnmächtig sei. Die Baronesse tat alles mit so geschäftiger Liebe, so gutherziger Besorgnis! und stund, nachdem ihre Hülfe verbeten war, mit so unruhigem Erwarten da, in einer Hand das Licht, in der andern die verbrannten Federn, mit starrem Blicke auf Fräulein Hedwigs Gesichte geheftet!

„Ach, Ulrikchen!“ sprach das Fräulein mit bebender Stimme; „verraten Sie mich nicht! Ich bitte Sie um Gottes willen, verraten Sie mich nicht!“

Die Baronesse begriff nichts von dem Galimathias. — „Warum denn?“ fragte sie verwundernd.

Fräulein Hedwig. Ach, Sie wissen alles; ich bin in Ihrer Gewalt.

Die Baronesse. Was soll ich denn wissen?

Fräulein Hedwig. Ach, verstellen Sie sich nicht! Sie wissen alles: Sie wissen, daß ich dem Stallmeister zu Gefallen gegangen bin —

Die Baronesse. Ich weiß nicht ein Wort davon.

Fräulein Hedwig. Verstellen Sie sich nur nicht! Sie wissen, daß wir einander lieb haben: — lieber Gott! man ist ja auch von Fleisch und Blut geschaffen wie andre Menschen — wenn's denn nun gleich kein Edelmann ist. Aber wenn das der Herr Graf erführe! Ich müßte mit meinem dicken Narzissus den Augenblick aus dem Hause. — Gerechter Gott! über das Unglück! die Ungnade! Ich müßte verhungern und verderben. — Ich will Ihnen herzlich gern in allem zu Gefallen sein, Ulrikchen: nur verraten Sie mich nicht! —

Die Baronesse versprach's und gab ihr ungefodert ihre Hand darauf. Indessen war sie doch durch die übermäßige Angst der Gouvernante wegen einer Sache, die sie nach ihrem Begriffe für eine so unendliche Kleinigkeit hielt, nicht wenig neugierig geworden und erkundigte sich also, was sie mit dem dicken Narzissus hätte machen wollen.

Fräulein Hedwig. Sie sind auch zu neugierig: das läßt sich ja so nicht sagen. In Ihrem Alter darf man darnach gar nicht fragen.

Die Baronesse. Warum denn nicht? — Ist es denn in meinem Alter etwas Böses, jemanden lieb haben?

Fräulein Hedwig. Ja, wenn's bei dem Liebhaben bliebe! Aber wir sind böse von Jugend auf.

Die Baronesse. Was sollte denn weiter geschehn? — Wenn

man nun auch jemanden, den man lieb hat, in die Backen kneipt, oder in die Waden zwickt, oder kitzelt, oder einen Kuß — ein gage d'Amour, wie Sie's nennen —

Fräulein Hedwig. Ach, das hat alles nichts zu bedeuten: aber, aber! Der Teufel schleicht umher, wie ein brüllender Löwe. — Wenn's nur der Graf nicht erfährt!

Die Baronesse. Wenn das alles nichts zu bedeuten hat, warum fahren Sie mich denn immer so an, wenn ich Heinrichen zwicke oder küsse? — Auch sogar die Tante untersagte mir's neulich so scharf; und es hat doch nichts zu bedeuten, wie Sie selbst sagen.

Fräulein Hedwig. Ja freilich hat das nichts zu bedeuten: aber liebes Kind! es geht weiter.

Die Baronesse. Ich wüßte nicht — es fällt mir gar nicht ein, weiter zu gehen: was sollte man denn sonst tun?

Fräulein Hedwig. Das schickt sich noch nicht für Sie zu wissen. Die Mannspersonen sind gar zu verführerisch. Wissen Sie nicht, daß sich Iupiter optimus maximum in einen Schwan verwandelt hat — in cygnus mutatus est steht in einem lateinischen Buche — und bloß um die arme unschuldige Helena zu verführen, die hernach zwei Knäblein und zwei Mägdlein auf einmal zur Welt gebracht hat. — Ja, sehen Sie, das ist eben der Spektakel! Wenn das nicht wäre! — Versprechen Sie mir ja, daß Sie niemanden etwas sagen wollen! Wenn Sie auch der Graf oder die Gräfin fragt, tun Sie nur, als wenn Sie gar nichts wüßten!

Die Baronesse. Herzlich gern! Aber Sie müssen es auch der Tante nicht wieder sagen, wenn Sie mich einmal mit Heinrichen schäkern sehen, und mich nicht immer von ihm jagen, wenn ich ihn etwa an der Hand führe! Es hat ja nichts zu bedeuten, wie Sie selbst sagen. Wenn Sie mir das versprechen —

Fräulein Hedwig. Ich versprech' es Ihnen ja, wenn Sie nur ihr Versprechen halten!

Die Baronesse. Und müssen mir auch nicht immer so nachgehn und mir auflauren, ob ich etwa mit ihm allein bin — es

hat ja nichts zu bedeuten. Dafür will ich Ihnen auch ein andermal, wenn wir einander, wie heute, antreffen, gleich sagen: ich bin nicht der dicke Amyntas. — Sie können mit ihm machen, was Sie wollen: ich will gar nicht hinsehn. Wollen Sie das?

Fräulein Hedwig. Ich will ja: nur verraten Sie mich nicht! —

„Nur verraten Sie mich nicht!" war noch ihre letzte Bitte, als sie ins Bette stieg. Als sie ihr Gespräch nunmehr bei ruhigem Blute überdachte, so merkte sie wohl, daß sie eine Narrheit begangen und in der ersten Angst zu übereilt angenommen hatte, die Baronesse wisse um alles: auch fühlte sie ein wenig, daß sie sich zu einer beständigen Verletzung ihrer Gouvernantenpflicht anheischig gemacht habe: doch über dergleichen Gewissensvorwürfe wischte sie bald weg und bereitete sich nun zu einer Unterredung mit Schwingern zu, um zu erfahren, ob er auch etwas von ihrer Liebesangelegenheit wisse; denn sie hatte ihn im Verdacht, als ob er wider seine Gewohnheit so spät um ihretwillen in den Garten gegangen sei. Die Baronesse schlief eine gute Stunde weniger als sonst, weil sie verschiedene Spekulationen beschäftigten. — „Wenn's bei dem Liebhaben bliebe!" — „Es geht weiter." — „In ihrem Alter darf man das nicht wissen" — ewig kamen diese und ähnliche Reden ihrer Gouvernante in ihr Gedächtnis zurück: sie wollte sich davon losmachen, sie schloß die Augen, um einzuschlafen, sie wandte sich bald rechts, bald links: nichts half! in ihrem Kopfe schwammen immer die nämliche Gedanken herum.

Den folgenden ganzen Morgen über lauerte Fräulein Hedwig am Fenster auf Schwingern, wie ein Kater auf eine Maus: er ging nicht vorbei. Ihre Unruhe ließ sie nicht länger warten: sie mußte eilen, Gewißheit über ihre Besorgnis zu haben, und im Notfalle durch eine untergeschobne Lüge der Ausbreitung der Wahrheit zuvorkommen. Sie nahm also einen alten Autor in die Hand und ging unter dem Vorwande, ihn über den Sinn einer Stelle um Rat zu fragen, zu ihm auf das Zimmer. Ohne lange Umschweife lenkte sie sogleich die Unterredung auf ihr gestriges Zusammentreffen im Garten; und Schwingers Antworten auf ihre Fragen

über diesen Punkt, machten es ihr unzweifelhaft, daß er weiter nicht daran gedacht hatte, noch haben würde, wenn sie ihn itzt nicht darauf brächte. Schwinger war ein sehr ehrlicher Mann, besonders aller Verstellung unfähig; er ging seinen Gang in diesem Leben vor sich hin, ohne sich sonderlich um die Handlungen andrer links und rechts neben ihm zu bekümmern, wenn sie nicht auf sein Wohl oder Weh unmittelbar wirkten, oder seine besondre Pflicht ihn nötigte, acht auf sie zu haben: weil sie das gewiß wußte, so hielt sie die Mühe, mit welcher er sich an die Umstände jenes Zusammentreffens erinnerte, für aufrichtig. Indessen war es doch einmal so weit gekommen, daß ihm nun der ganze Vorgang wieder einfiel: er besann sich, daß sie die Baronesse bei dem Rocke erwischt und dabei gerufen hatte: — „da hab' ich dich, du dicker Amyntas!" und erkundigte sich nunmehr nach der Veranlassung dieses seltsamen Auftritts.

„Warum ich das tat?" antwortete sie und freute sich im Herzen, ihre ausgedachte Lüge an den Mann zu bringen. „Das war ein Stratagematum. Sie wissen, daß die Baronesse beständig ihrem Heinrich nachläuft und ihm zuweilen sehr viele marques d'amour gibt. Es ist meine Pflicht, über das Mädchen zu wachen, daß sie mit einem so gemeinen Jungen nicht zu weit geht: man weiß ja, wie leicht der Satan durch seine fallacibus alt und jung betrügt —"

Schwinger. O für den Satan ist mir nicht leid, wenn nur nicht das böse Beispiel——

Fräulein Hedwig. Ja, das weiß man wohl, daß die Herren, die in Academiis—sprech' ich nicht so recht?

Schwinger. Völlig recht!

Fräulein Hedwig. Die in Academiis et Gymnasibus gewesen sind, keinen Teufel glauben: aber der Glaube kommt ihnen mannigmal in die Hände.

Schwinger. Vor dem Teufel ist ihre Baronesse und mein Heinrich sicher: den Schaden, den er ihnen zufügt, nehm ich über mich. Wenn wir sie kein böses Beispiel sehen lassen, noch geben—

Fräulein Hedwig. Sie denken doch nicht etwa, daß ich der

Baronesse ein böses Beispiel gebe? — Sie könnten mich in einen hübschen Ruf bringen.

Schwinger: Nein, das war mein Gedanke gar nicht. In Ihrem Alter, gnädiges Fräulein, ist man darüber hinweg, ein böses Beispiel zu geben.

Fräulein Hedwig. Das ist nun eben kein galantes Kompliment.

Schwinger. Weder etwas Galantes noch ein Kompliment will ich Ihnen sagen. Ich hoffe aber, Ihnen auch nichts Ungalantes noch Beleidigendes zu sagen, wenn ich Ihnen alle die Gesetztheit und Ruhe der Leidenschaften zutraue, die Ihr Alter und Ihre Aufsicht über eine junge Dame erfodert.

Fräulein Hedwig: Immer das Alter! Immer das Alter! Mein Alter ist ja noch kein Jahrhundert.

Schwinger. Man wäre sehr unglücklich, wenn man so lange Zeit brauchte, um weise zu werden. — Aber wir kommen von Ihrer Erzählung ab. Sie haben also die Baronesse im Verdacht —

Fräulein Hedwig. Nicht im Verdacht! ich weiß es gewiß, daß sie den Jungen liebt.

Schwinger. Das sollte mir lieb sein.

Fräulein Hedwig. Lieb sein? — Sie haben wohl nicht ausgeschlafen.

Schwinger. Ich spreche mit völligem Bewußtsein. Ich wollte noch obendrein wünschen, daß auch mein Heinrich sie liebte.

Fräulein Hedwig. Bedenken Sie doch, was daraus entstehen könnte! Wenn sie nun in amori weiter gingen!

Schwinger: Das müssen wir verhüten. Vor allen Dingen muß man ihnen aus der Liebe kein Verbrechen machen, es ihnen nicht untersagen, Zuneigung zueinander zu fühlen und zu bezeigen. Eine solche Zuneigung ist meistens nichts als ein hoher Grad kindischer Freundschaft: untersagt man ihnen diese, so nötigt man sie selbst, an der Liebe eine andre Seite aufzusuchen, die die Natur die meisten Kinder nur spät kennen lehrt. Die innere Empfindlichkeit kann man durch kein Verbot unterdrücken: sie verschließt sich, wie ein unterirdisches Feuer, und steckt entweder die Ein-

bildungskraft oder den Körper in Brand. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen Vorwurf machen muß! Wenn die Baronesse weiter geht — Ihren Ausdruck zu gebrauchen — so sind Sie schuld daran.

Fräulein Hedwig. Was sagen Sie? — Sie werden doch nicht denken, daß sie mein Beispiel verdirbt?

Schwinger. Nein, das nicht, aber Ihr Verbot! Was haben Sie dadurch gewonnen? Daß sie Schlupfwinkel sucht! daß sie eine kindische Neigung, die sie vor Ihnen nicht blicken lassen darf und doch nicht unterdrücken kann, nur dann äußert, wenn's am gefährlichsten ist, das heißt, wenn sie beide allein sind! Durch die Zurückhaltung in Ihrer Gegenwart wird sie, wie verschlossne Luft, stärker und ihre Ausbrüche desto gewaltsamer, wenn ihr äußerer Widerstand weggeschafft ist. Hätte man sie nicht gehindert, so wäre sie vielleicht in einem halben Jahre abgenutzt worden, daß ich so sagen mag: sie hätten nie die Heimlichkeit, die Einsamkeit gesucht, und wir hätten sie mit geringer unmerklicher Wachsamkeit dafür bewahren können: doch itzt brauchten wir Argus Augen, und noch wär's mißlich.

Fräulein Hedwig. Wir müssen uns nur nicht, wie Argus, durch die Flöte des Ambassadeurs Mercurii einschläfern lassen, so wird sich's wohl geben.

Schwinger. Nein, es gibt sich nicht so leicht! Man hat sie einmal auf den Weg hingestoßen: fünf Minuten Einsamkeit! — und wer kann diese in einem Hause, wie das unsrige, ganz vermeiden? — ein tête-à-tête von fünf Minuten kann sie auf diesem Wege zu Entdeckungen führen, vor denen ich zittre.

Fräulein Hedwig. Sie müssen nur Ihren Heinrich gewöhnen, daß er nicht alle unanständige Sachen so deutlich heraus sagt, wie ich mit der Baronesse tue: aber sie will sich auch nicht daran gewöhnen. Es ist mir recht ärgerlich, wenn sie alles, wie die Grasemägde, deutsch nennt und nicht lieber eine anständige französische oder lateinische Expression gebraucht.

Schwinger. Was hülfe denn das? Bleibt der Sinn nicht derselbe?

Fräulein Hedwig. Behüte! man muß angenehme Umschreibungen machen und viele Sachen gar nicht nennen. Die Worte führen weiter als man glaubt.

Schwinger. Sehr richtig! aber nur dann am weitesten, wenn man die Zahl der unanständigen Dinge und Worte zu sehr vergrößert! Sie meinen doch vermutlich solche Unanständigkeiten, die wegen ihrer Verbindung mit der körperlichen Liebe Kindern gefährlich werden können? — Ebendiese Verbindung muß man verringern: je mehr Sachen, die ihrer Natur nach nur in einer entfernten Beziehung mit ihr stehen, man für unanständig erklärt, je mehr Dinge gewöhnt man sie in einer solchen Beziehung zu denken; und auf das Denken kömmt es an, nicht aufs Nennen. Die Delikatesse muß in diesem Punkte in die engsten natürlichsten Schranken zurückgeführt werden. Warum sollte man in Gegenwart eines Knaben einen Busen nicht einen Busen nennen?

Fräulein Hedwig. Schämen Sie sich doch! Vor einem Frauenzimmer so etwas zu nennen!

Schwinger. So wenig als ein Frauenzimmer sich schämt, einen zu haben! Mein Untergebner muß einen Busen mit ebensolcher Gleichgültigkeit nennen, als einen Finger oder ein Gesicht: ich will alles Spiel seiner Einbildungskraft dabei hindern, einen Busen so wenig in Verbindung mit der Liebe setzen als einen Finger. Einen schönen Busen soll er schön finden, wie ein schönes Gesicht, eine schöne Hand: so wenig ich verhüten kann, daß ein schönes Gesicht gewisse Empfindungen bei ihm veranlaßt, so wenig kann ich's auch bei dem Anblicke eines schönen Busens tun: aber das hab' ich doch gewonnen, daß sie ein schöner Busen nicht mehr veranlaßt, als eine schöne Hand.

Fräulein Hedwig. Nun weiß ich doch, warum er so gern nach den Autels de l'Amour schielt!

Schwinger. Das ist einer von ihren delikaten Ausdrücken, die unendlich mehr Schaden tun als die bestimmteste Benennung. Sie lehren ja durch solche Umschreibungen ihrer Baronesse selbst Beziehungen, die sie so spät als möglich denken sollte. Mein Heinrich schielt nach keinen Altären der Liebe, sondern er sieht mit dem

nämlichen Vergnügen einen Busen, womit er ein Gesicht ansieht, das ihm gefällt: an die Liebe denkt er gar nicht dabei: diese hat sich seiner Einbildungskraft noch nicht bemächtigt: er fühlt sie bloß, wie sie ihn die Natur fühlen läßt.

Fräulein Hedwig. Ja, das Fühlen! das ist eben das schlimme Ding.

Schwinger. Lange so schlimm nicht, als Sie sich einbilden! Man muß nur ein solches unvermeidliches, und im Grunde auch nicht tadelhaftes Gefühl immer mehr in Freundschaft verwandeln, und ihm beizeiten zween Hüter entgegenstellen — Scham und Ehre.

Fräulein Hedwig. Das tu ich fleißig: ich erinnere die Baronesse daran, daß er nur ein gemeiner Bursche ist.

Schwinger. Und geben ihr, um sie vor Fehlern zu bewahren, ein Laster! den unerträglichsten, armseligsten Stolz! — Nein, die Ehre, die ich meinem Untergebnen einpflanzen will, ist ein Grad von Rechtschaffenheit, ein beständiges Bestreben, nichts zu tun, was andern schaden oder mißfallen kann —

„Vergeben Sie," fiel ihm Fräulein Hedwig ins Wort, „daß ich Sie unterbreche! Ich bin noch im Negligé, wie Sie sehen: ich muß nunmehr an meine Toilette."

Sie machte eine tiefe Verbeugung und wanderte die Treppe hinunter, voller Freuden, daß sie der Entdeckung ihrer Liebesangelegenheiten auf allen Seiten vorgebaut hatte. Vermutlich um ihr Gewissen wegen des Versprechens zu beruhigen, das sie gestern abend in der Übereilung der Baronesse tat, und auf eine andere Art den Folgen vorzubeugen, die aus der angelobten Unachtsamkeit auf die Tändeleien ihrer Untergebnen entstehen könnten, ging sie, nachdem sie angezogen war, sogleich zur Gräfin und bat sie noch einmal um ein geschärftes Verbot an die beiden Kinder, mit dem Zusatze, daß sie nicht verraten werden möchte, weil die Baronesse einen Groll auf sie werfen würde, welcher alle gute Wirkungen ihrer Erziehung hinderte — und was dergleichen Beschönigungen und Gründe mehr waren!

Die Gräfin versprach Verschwiegenheit. Es wurde ihr nunmehr selbst bange, daß ihr Gemahl, wenn er hinter das Verständ-

nis käme, allen seinen Zorn über sie ausschütten und ihr allein die Schuld beimessen würde, da sie die Veranlassung gewesen war, den jungen Herrmann ins Haus zu nehmen. Die Furcht malte ihr die Sache viel schrecklicher vor, als sie war, und ließ sie alle mögliche Folgen, die ein Liebesverständnis begleiten können, schon als völlig gewiß besorgen. Alle Vertraulichkeiten und Freiheiten der Liebe, heimliche Flucht, Entehrung der Familie, allgemeine Nachrede, Verachtung bei allen von ihrem Stande — aus diesen und ähnlichen Zügen setzte sich ihre Besorgnis ein fürchterliches Bild zusammen, bei dessen Vorstellung sie erschrak, daß sie zitterte. Eilfertig ließ sie Schwingern zu sich rufen und schärfte ihm neue Wachsamkeit ein: er mochte ihr sagen, so viel er wollte, daß die Liebe bisher noch unschuldig sei und daß man sie zuversichtlich durch ein neues Verbot strafbar machen werde: da half nichts! Die Gräfin gab ihm alles das zu und sagte nichts, als daß sie einmal über das andere wiederholte: — „Werde daraus, was auch wolle! wenn's nur der Graf nicht erfährt!“ — Sie war in zu heftiger Wallung, um sie nicht durch fortgesetzten Widerspruch zum Unwillen wider sich zu reizen: Schwinger schwieg also, gelobte verdoppelte Wachsamkeit an und ging ab.

Die Gräfin war wirklich in der äußersten Unruhe. Den Knaben, nach einer zweijährigen bessern Erziehung den Eltern zurückzugeben, schien ihr schimpflich und unbillig; ihn auf eine Schule zu tun, zu kostbar: und gleichwohl stand der Zorn des Grafen, wie ein Ungeheuer, das ihr mit der Dorngeißel droht, vor den Augen. Sie wußte keinen bessern Ausweg, als daß sie die beiden Verliebten zu sich kommen ließ und durch Furcht in die nötigen Schranken zurückscheuchte. Der junge Herrmann mußte zuerst erscheinen: aller vertraulicher Umgang mit der Baronesse wurde ihm schlechterdings untersagt, und in dem Eifer des Verbotes brach ihr Stolz so sehr durch den Schleier der Politesse, daß sie ihm seine niedrige Geburt als eine Ursache vorrückte, warum ihm ein solcher Umgang nicht erlaubt sei; auf den Übertretungsfall, der schon in einem Berühren der Hände bestehen sollte, setzte sie die Verbannung aus dem Schlosse und Städtchen zur Strafe. Das

nämliche Verfahren wurde auch unmittelbar darauf gegen die Baronesse beobachtet und ihr die Zurücksendung zu ihrer Mutter — einer Witwe, der die Verschwendung ihres Mannes nicht das mindste übrig gelassen hatte, einer Frau ohne Erziehung und voller Strenge — zur Strafe angekündigt.

Heinrich, ob er gleich der Gräfin nicht einen Laut antwortete, kam in einer Glut auf das Zimmer seines Lehrers: sein Ehrgeiz war durch den Vorwurf seiner Geburt und das Verbot so beleidigt, daß ihn Schwinger lange Zeit nicht besänftigen konnte. Er wollte mit aller Gewalt von dem Schlosse und aus der Gegend weg: sein Lehrer mochte ihm noch so dringend die Undankbarkeit vorstellen, die er durch einen so ungestümen Abschied aus dem Hause seiner Wohltäterin beging — noch so fürchterlich die Gefahren vormalen, denen ein Bursche von seinem Alter in der weiten Welt ausgesetzt sei, wo man Geld haben oder verdienen müßte, um fortzukommen: er blieb unbeweglich in seinem Vorsatze. Schwinger, der ihn, wie seinen Sohn, liebte und seine rasche Gemütsart kannte, besorgte in der Tat eine Entlaufung. Er ging brausend und schnaubend in den Garten: Schwinger in einer kleinen Ferne folgte ihm nach, doch ohne daß es schien, ihn beobachten zu wollen. Er eilte gerade nach der Gartenmauer, erblickte eine Leiter, setzte sie an: Schwinger lauerte verborgen hinter der Hecke. Heinrich sah sich noch einmal um und — husch: war er die Leiter hinauf. Schwinger stürzte sich aus seinem Hinterhalte hervor und ertappte ihn bei dem Rocke, als er eben den Fuß aufhub, um von der Mauer hinabzuspringen: er zog ihn nach sich her und trug ihn in den Armen die Leiter herab.

„Lieber Sohn," sprach er, als er herunter war und hielt ihn noch immer in den Armen fest, „ich bitte dich um Gottes willen, begehe keine Unbesonnenheit! Ich muß dir folgen, wenn du gehst. Ich liebe dich zu sehr, um dich auf immer unglücklich werden zu lassen. Willst du mir zuliebe nicht eine kleine Beleidigung ertragen? — Verschmerze sie und mäßige dich!"

Dabei drückte er ihn so fest an sich, daß der junge Mensch laut schrie. Er ließ ihn los. Heinrich stund vor ihm und sah in den

Sand. Mit halber Rührung und halbem Zorne stampfte er auf die Erde und sprach: „Ich kann unmöglich bleiben."

Schwinger. Wohl! so gehe! — Aber ich schwöre dir, ohne mich sollst du nicht! Ich habe dich so weit gebracht, daß ich mich deiner freuen kann; und nun sollt' ich dich allein, hülflos, halb gebildet in die Welt, in Mangel, Elend, Gefahr und Verführung hineinrennen lassen, ohne dir beizustehn? — Nein, ich bin dein Begleiter: ich will mit dir betteln, arbeiten, hungern, schmachten und sterben. Aber ehe du deinen Entschluß ausführst, nur einen Augenblick Überlegung! Bedenke, daß du dich und mich, deinen einzigen Freund, der Schande aussetzest, als wären wir wie Schelme durchgegangen, daß du mich, den du so kindlich liebst, ins Unglück mit dir hineinziehst, daß du mich zwingst, meine Liebe gegen dich als eine Torheit anzusehn, als eine Schwachheit, die mich elend macht! — Kannst du es ertragen, daß dich jedermann für einen undankbaren, einen jachzornigen, unbesonnenen Buben, einen entlaufnen, liederlichen Menschen schilt, dessen Namen man mit Verachtung und Abscheu nennt? Kannst du es ertragen, daß du deinen Lehrer auf immer unglücklich machtest, weil er dich zu sehr liebte? — Itzt beweise, ob ich recht hatte, daß ich dich für einen edeldenkenden Jüngling hielt, den Ehre und gutes Herz regieren, oder ob du ein schlechter und niederträchtiger Mensch ohne Ehre und Gewissen bist! — Willst du nun, so gehe! Ich folge dir. —

Heinrich faßte seine Hand und sprach mit nassen Augen: „Ich bleibe: aber ich kann unmöglich die Gräfin wieder ansehn."

Schwinger. Das sollst du nicht, bis daß du wieder gesund bist. Du liegst itzo gefährlich krank am Zorne; und von Kranken kann man nicht verlangen, daß sie billig sein sollen. Komm! wir wollen einen Spaziergang zu unserm Freunde, dem Pastor Schweder, tun: Bewegung, Zerstreuung, Gesellschaft wird dich gewiß kurieren.

Heinrich. So eine entsetzliche Beleidigung! — Wenn ich gleich kein Graf bin, muß ich denn darum ein schlechter Kerl sein, der mit einer Baronesse nicht einmal umgehen darf?

Schwinger. Lieber Sohn, wenn man so tödlich krank ist wie

du, da kann man nicht richtig urteilen: sobald du wieder völlig gesund bist, dann wollen wir von deiner Beleidigung zusammen sprechen. Izt denke nicht an so eine verdrießliche Sache, damit du desto geschwinder genesen kannst.

Mit diesen Worten ergriff er seine Hand und ging mit ihm, Arm in Arm, zu ihrem Freunde, der auf einem nahegelegnen Dorfe wohnte. Unterwegs beschäftigte er ihn unaufhörlich mit Erzählungen, die er freilich nur mit halber Aufmerksamkeit hörte: gekränkte Ehre und vielleicht, auch ohne sein Bewußtsein, gekränkte Liebe nagte zu sehr in ihm: und seine innerlichen vielfachen sich kreuzenden Empfindungen und Gedanken nahmen allmählich so eine Wendung, daß er sich vorsetzte, die Baronesse, der Gräfin zum Trotze, zu sprechen und zu lieben. Seine bisherige Neigung zu ihr, die gleichsam eingehüllt in einem Winkel des Herzens gelegen hatte, wagte sich auch in diesem Augenblicke so weit hervor, daß sich seine Gedanken einen großen Teil des Wegs über mit einer zärtlichen Betrübnis von der Baronesse unterhielten. Er sann auf Mittel, sie öftrer heimlich zu sehn, und es schien ihm zu seinem Vergnügen und seiner Rache so schlechterdings notwendig, sie öftrer zu sehen, daß er izt schon Unruhe empfand, weil er durch den Spaziergang abgehalten wurde, seinen Troz in der Minute zu befriedigen. Schwinger glaubte ihn durch seine Erzählungen beruhigt zu haben: weit gefehlt! die Aussicht auf seine ausgedachte Rache war es, die ihn vor der Ankunft bei ihrem Freunde schon ganz wieder aufheiterte. Der gute Mann wußte nicht, wie richtig er prophezeit hatte, daß harter Widerstand aus kindischer Freundschaft wahre Liebe machen werde.

Auf die Baronesse, weil sie schon wirkliche Liebe in sich fühlte, und zwar mit Bewußtsein fühlte, tat das Verbot eine andre Wirkung: es machte sie traurig, niedergeschlagen. Sie bekam Kopfweh, daß sie nicht zur Tafel gehen konnte: sie holte sich ein Buch aus der Bibliothek der Gräfin, und der Zufall mußte ihr gerade Geßners Daphnis in die Hände spielen. Sie las die Szenen verliebter Traurigkeit mit einem Interesse durch, das ihr bisher fremd gewesen war. Da ihre Empfindung nicht mehr in Blicke,

Küsse und Händedrücke ausbrechen durfte, so trat sie zurück und warf sich auf die Einbildungskraft: jede Nische im Garten war ihr seit diesem Augenblicke eine Jasminlaube, wenn sie auch gleich nur aus grünen Latten bestund, jedes Rosenparterre eine grasreiche Ebene, voll Thymian und Quendel, wo wollichte Schafe herumirrten und junge mutwillige Lämmer hüpften: hinter jeder Hecke lauschte eine Phillis, um den lieblichen Liedern ihres Schäfers zuzuhorchen: auf den Kastanienbäumen und Linden in den Alleen saßen Dryaden, Waldgötter, Amors haufenweise: jeder Sperling und jede Meise, die mit zwitscherndem Geschrei sich um die dunkelroten Herzkirschen zankten, war eine Nachtigall, die mit melancholischen Akzenten um ihren Gatten trauerte. Kein Frosch sprang bei ihrer Annäherung in das Bassin des Springbrunnens, ohne daß er in eine Nymphe umgeschaffen wurde, die schamhaft ihre entblößten Hüften im Wasser verbarg. Der ganze Garten wurde ihr ein Arkadien: in der Einsiedelei des Tannenwäldchens wohnte ihre Mutter, ihr Schäfer auf dem Schneckenberge, der sich jenseits auf der Wiese emporwand, und sie spielte vor sich in Gedanken den ganzen eingebildeten Roman durch. Fräulein Hedwig durfte sie keinen Augenblick verlassen: sie folgte ihr überall nach, und während daß die Gouvernante sich in Gedanken von ihrem dicken Amyntas unterhielt und mit den Augen auf seine gelblederne chaussure Jagd machte, ergötzte sich die Baronesse mit ihrem fantastischen Schäferspiele.

In der Einsiedelei, bildete sie sich ein, wohnte ihre Mutter, eine grausame Frau, die ihr Umgang, Gespräch und Liebe mit ihrem Daphnis untersagte. Phillis—diesen Namen hatte sie sich selbst gegeben—bat sie mit allen Wendungen ihrer kleinen Beredsamkeit, ihr nur einen viertelstündigen Besuch bei Daphnis zu verstatten: die Mutter war unerbittlich. In der Begeisterung dieses Gedankenspiels murmelte sie oft, wenn Fräulein Hedwig neben ihr auf der Bank saß, einige halblaute Worte, es entwischten ihr Seufzer, und Tränen rannen aus ihren Augen: ihre Einbildungskraft riß sie so stark hin, daß sie zuweilen mit lebhafter Bewegung auf ihre Gouvernante hinzusprang und ihre Knie umfassen wollte: plötzlich

weckte sie ein hastiges „was wollen Sie?" aus ihrem Traume, sie wich beschämt zurück und antwortete leise und voller Verwirrung: Nichts! oder sie beschönigte ihre Selbstvergessenheit mit dem Vorwande, als wenn sie ein Steinchen neben ihr aufheben oder ein Blümchen hätte pflücken wollen. Zuweilen ließ ihre Gouvernante sie in der Einsiedelei zurück, mit dem Befehle, ja nicht von der Stelle zu gehen, und streifte indessen den Garten allein durch, um den Stallmeister hinter einer Hecke oder in ein Boskett mit einem krächzenden Husten zu rufen: unterdessen dachte Phillis auf die Flucht. Ihre Mutter war nach ihrer Vorstellung auf das Feld gegangen, um die Ziegen heim zu holen, und sie nützte diese Abwesenheit, um ihren Daphnis zu sehen. Sie stritt lange mit sich selbst, fürchtete ihren Zorn, wenn sie ihre Zusammenkunft entdeckte, wankte, schaute ängstlich um sich und floh in einem Rennen nach dem Schneckenberge hin. — Ach! welch ein Schmerz! Daphnis war nicht da! Er hütete noch die Schafe auf dem großen Boulingrin, weit, weit von seiner Wohnung: sie konnte unmöglich seine Rückkunft erwarten, aus Furcht, daß ihre Mutter vor ihr wieder nach Hause kommen möchte. Um indessen ihm ein Zeichen zu hinterlassen, daß sie ihn gesucht hätte, hing sie an die große Vase auf dem Schneckenberge einen Kranz aus Buchenlaube, aus Gras oder andern grünen Materialien gewunden, eilte nach der Einsiedelei zurück und saß meistenteils, wenn ihre Gouvernante von ihrer verliebten Expedition sich wieder einfand, so still und ordentlich da, als wenn sie nicht von der Stelle gekommen wäre. Wenn sie mit ihr durch die Kastanienallee wandelte, sammelte sie Kastanien, warf sie über die niedrigen Gesträuche der spanischen Weiden, in der Absicht, ihren Schäfer zu necken; und wenn ihr Fräulein Hedwig dies, als einen unanständigen Mutwillen, verbot, so kränkte sie sich insgeheim, daß ihr ihre strenge Mutter auch sogar jeden unschuldigen Scherz verwehrte.

Auf dem Zimmer hatte sie so gut ihr Arkadien, wie im Garten: im Kabinette wohnte ihr Schäfer, der Sofa war die Wohnung der Mutter, und jedes graue oder weiße Feld in dem parkettierten Fußboden eine besondre Trift, wo Daphnis, Alexis, Da-

mon und andre Herren aus der geßnerischen Schäferwelt ihre Herden weiden ließen. Das Schreien der übelgeschmierten Kabinettür, wenn sie geöffnet wurde, waren ihr die lieblichen Melodien der Schalmeien und Pfeifen, die auf den Fluren des Fußbodens wiederhallten; und diese Tür ließ sie eines Nachmittags ihre Schalmeientöne so oft machen, daß ihre Gouvernante Zahnweh bekam und sogleich der Kammerjungfer Befehl erteilte, die verwünschte Tür mit Baumöle zu salben. Nun war Hain und Flur stumm: die Flöten ertönten nicht mehr über das bunte Parkett hin: es war Winter und die Schäfer trieben ihre Schafe nach Hause. Zum Glücke bekam auch der Sofa eine Neigung, musikalisch zu werden; und sogleich kehrte der Sommer zurück. Alle Triften waren wieder voll von wollichten Herden, die Baronesse setzte sich auf den Sofa und brachte durch öfteres Hin- und Herrücken, wie ein lebhafter Orgelspieler, wenn er das Pedal mit Füßen tritt, so vielfache Schalmeientöne hervor, daß Fräulein Hedwig unsinnig hätte werden mögen. Der Tischler schlug einen Keil in die gewichne Fuge, aus welcher die Musik ertönte; und abermals vertrieb ein rauher Winter Freude und Gesänge von den öden Fluren.

Bei so beständiger innerer Beschäftigung verbreitete sich notwendig über das Gesicht der Baronesse eine Art von Tiefsinn, eine Zurückgezogenheit in sich selbst: ihre Lebhaftigkeit verschwand, sie sprach selten und allemal nur abgebrochen, hörte auf keine Anrede, beantwortete keine Frage, wenn sie nicht etlichemal wiederholt wurde, verstand sie meistenteils falsch, murmelte sehr oft vor sich hin, brach zuweilen in eine Rede aus, die in ihr inneres Gedankengespräch gehörte, und mit der äußern Unterhaltung in keinem Zusammenhange stund: niemand wußte, was man von ihr denken sollte. Sie war gesund, aß, trank und schlief, wie gewöhnlich: Graf und Gräfin vermuteten eine versteckte Krankheit und ließen den Arzt holen. Sie wurde in ihrer beiderseitigen Gegenwart von dem Äskulap des Städtchens verhört, der Puls untersucht: da war keine Krankheit zu finden! auch nicht eine Spur davon! Der Arzt wollte doch nicht umsonst gekommen sein, und versicherte,

daß sie Würmer habe: die ruchlosen Tiere, die ihr allen Mut weggefressen hatten, wurden so heftig mit Purganzen bestürmt, daß sie Gefahr lief, wirklich krank zu werden. Ihre Munterkeit kehrte nicht wieder, und Fräulein Hedwig behauptete endlich, da kein anderer Grund gültig befunden wurde, daß sie stark wachse, welcher Meinung man einmütig beistimmte, und nach einer so wahrscheinlichen Entdeckung beruhigte man sich, ohne weiter sich zu wundern oder nachzuforschen.

Die Gräfin argwohnte zwar anfangs, daß ihr Verbot wegen des Umgangs mit Heinrichen die Veranlassung sei: allein da die Baronesse nicht die mindeste Miene machte, als wenn sie nach ihm verlangte, nicht eine Gelegenheit suchte, ihn zu sprechen, so gab sie ihre Vermutung bald wieder auf. Im Grunde war auch wirklich die Betrübnis darüber nur sehr kurz bei Ulriken: der Zufall führte ihr bald ein Rettungsmittel in die Hand: sie setzte ihre Liebe in der Einbildung so glücklich und zufrieden fort, daß sie gar nicht die Schwierigkeit, ihren wahrhaften Geliebten zu sehen, hinwegzuräumen suchte. Wenn sie noch so still und mutlos schien, fühlte sie in sich Freuden, die ihr die Wirklichkeit nie hätte geben können. Heinrich durfte seit jenem Verbote keine Lehrstunden mehr gemeinschaftlich mit ihr haben: Schwinger ließ ihn so wenig von seiner Seite, als Fräulein Hedwig die Baronesse, ging gar nicht mehr mit ihm in den Garten, sondern jedesmal auf das Feld spazieren: kurz, die beiden jungen Verliebten wohnten unter einem Dache, und waren so gut als durch Meere und Länder getrennt. Dabei gebrauchte Schwinger den Kunstgriff, daß er seinen Zögling doppelt mehr als vorher beschäftigte, zerstreute, und seine Tätigkeit in ein so unaufhörliches Spiel setzte, daß die Ehrbegierde die Liebe darniederhielt, und auch sehr bald der Vorsatz, die Baronesse der Gräfin zum Trotz zu lieben, mit seinem Grolle über die erlittene Beleidigung verschwand, besonders da es in den ersten Tagen darauf ganz unmöglich war, mit ihr eine Minute allein zu sein. Jedes von ihnen beiden verfolgte ein Fantom der Einbildung—er die Ehre, die Baronesse ihren Daphnis; und darüber vergaßen sie beide die Wirklichkeit.

Viertes Kapitel

Während dieser Zeit hatte ein boshafter Nachbar in einem Zanke dem alten Herrmann den Vorwurf gemacht, daß er ein Hahnrei sei und einen Knaben für den seinigen erkenne, der doch einem viel vornehmern Mann angehöre. Das hieß die empfindlichste Seite seiner Ehre berühren: er brach sogleich den zankenden Ton ab und fragte den Mann sehr ernsthaft, woher er das wisse. — „Weil ich's weiß!" erwiderte der andre. „Warum fütterte und erzog denn der Graf deinen Jungen? — He? umsonst und für nichts tut man so etwas nicht. Frage nur deine Frau! die wird's besser wissen." — Durch diese und ähnliche Gründe machte er den Alten so argwöhnisch, daß er sich vornahm, Licht in der Sache zu suchen. Die Szene des Zanks war bei dem Gartenzaune, und der Streit, wie leicht zu erraten, durch die Weiber angefangen worden: Herrmann war seinem Nillchen zu Hülfe geeilt, der Nachbar hielt sich für verbunden, der seinigen gleiche Liebe zu beweisen, die Weiber traten ab und zankten eine jede für sich in ihrer eignen Küche, währenddessen ihre beiden Klopffechter den Kampf vollends öffentlich ausführten. Weil der Nachbar sich als den Schwächern fühlte, so geriet er auf die List, durch jenen Argwohn die feindliche Partei mit sich selbst zu entzweien. Sie gelang ihm auch so wohl, daß sein Gegner sogleich von dem Kampfe und Wahlplatze abging, um über den erregten Argwohn ein peinliches Verhör mit seinem Nillchen anzustellen.

Die Gemahlin wollte ihn nach seiner Rückkehr von dem Schlachtfelde für den geleisteten Beistand und erfochtnen Sieg mit ihrem Beifall krönen und stand deswegen in der Hoftüre bereit zu seinem Empfange: schon brach sie in Lobeserhebungen über seine Heldentat und in Schmähungen wider die Feinde aus, allein wie sonderbar! — ihr Verfechter ging mit weggekehrtem Blicke und drohender Miene vor ihr vorbei, ohne die Belohnung seiner Tapferkeit von ihr annehmen zu wollen. Sie ging — wie allemal bei solchen unvermuteten Erscheinungen — in die Küche, nahm ein Stück Essen auf die Hand und sann, indem sie es verzehrte, bei sich nach, was ihr Mann wohl haben möge.

Sie wollte sich eben ein zweites Stück aus dem Schranke holen, weil sie bei dem ersten in ihrer Untersuchung nicht sonderlich weit gekommen war, als ihr der laute Befehl ihres Mannes gebot, vor ihm zu erscheinen. Weil es gegen Abend war, wo ihr Simson allemal seine Stärke verlor, ging sie unerschrocken in die Stube und freute sich schon im voraus auf eine neue Demütigung, die er sich selbst antun würde. Sobald sie in die Stube getreten war, schloß er hinter ihr zu: in der Mitte stand ein kleiner runder Tisch und auf demselben lag eine Pistole: es waren einander gegenüber zwei Stühle gesetzt, und ohne ein Wort zu sagen, klopfte er mit der flachen Hand auf den einen, um sie zum Niedersetzen zu nötigen. Da sie dergleichen wunderliche Schnurren von ihm gewohnt war, so nahm sie, der Pistole ungeachtet, Platz, gleichfalls ohne zu reden. Er setzte sich ihr gegenüber auf den andern dastehenden Stuhl, ergriff die Pistole, spannte den Hahn und setzte sie vor sich, die Öffnung des Laufes nach ihr gekehrt: aus natürlicher Furcht vor Schießgewehr rückte sie mit ihrem Stuhle seitwärts, um aus dem Schusse zu kommen—er rückte mit der Pistole nach: sie rückte auf den alten Fleck—er folgte ihr mit der Pistole nach: um ganz sicher zu sein, rückte sie dicht an ihn—er lief mit seinem Stuhle um den Tisch herum, daß sich der Lauf wieder nach ihr hinrichtete, berührte bei dem schnellen Umdrehen den Hahn—pump! ging die Pistole los. Das arme Nillchen tat einen lauten Schrei, glaubte sich getroffen und sank vom Stuhle, voll Verwunderung, daß sie noch lebte: Der Mann besorgte selbst, daß er in der Übereilung wider seinen Willen etwas Tödliches hineingeladen habe, und fing vor Angst so gewaltig an zu zittern, daß er kein Glied von der Stelle rühren konnte. Fest überredet, daß sie gestorben sei, blieb die Frau einige Minuten auf der Erde liegen, und mit der nämlichen Überredung der Mann zitternd und bebend auf seinem Richterstuhle sitzen. Endlich merkte die Frau wohl, woran sie mit ihrem Leben war, und stund aus tückischem Trotze nicht auf.—„Nillchen!" hub er mit schwacher bänglicher Stimme an, „bist du tot?"—Nillchen antwortete nicht.

„Nillchen! bist du tot?" wiederholte er mit weinerlichem Tone.

—„So sag mir's doch nur!—Nillchen, antworte doch! bist du tot? mausetot?—So rede doch!"

Der Frau entwischte ein Lachen: er hörte es. Hurtig verwandelte sich seine Angst in nachdenkenden Ernst.—„Kannst du noch lachen?" sprach er vor sich hin, und setzte mit starkem gebietenden Tone hinzu: „Steh auf, Hure!"

Schnell sprang die erschoßne Frau in die Höhe und fuhr geifernd auf ihn los:—„Was? wie nennst du mich!"

Der Mann. Was du bist!

Die Frau. So? seht mir doch!—Wenn du weißt, daß ich keine ehrliche Frau bin, warum hast du mich denn genommen?

Der Mann. Weil ich ein Narr war.

Die Frau. Das bist du wohl alle Tage.

Der Mann. Weib, habe Respekt! oder dich soll—Höre! antworte mir! bist du eine ehrliche Frau?

Die Frau. Bist du wohl gescheit?

Der Mann. Weib, antworte ordentlich! oder ich schieße dich übern Haufen.

Die Frau. Ich wollte, daß du mich erschossen hättest, damit sie dich itzo hängten.—So ein alter Narr! Pfui! schämst du dich nicht, so eine alberne Frage zu tun?

Der Mann. Nicht mehr als du, keine ehrliche Frau zu sein!

Die Frau. Das bin ich! und den will ich sehn, der meiner Ehre zu nahe kommen soll!

Der Mann. Daß du's weißt! Ich lasse mich von dir scheiden.

Die Frau. Ja, da stehn sie und warten, ob sich Herr Herrmann scheiden lassen will!—Beweise mir doch etwas! beweise mir doch!

Der Mann. Hast du den Grafen vor unsrer Heirat gekannt?

Die Frau. Ach, wo will er denn da hinaus?—Freilich hab' ich ihn gekannt.

Der Mann. Nun ists gewiß: ich lasse mich scheiden.

Die Frau. Ach, über den einfältigen Adam! Ich glaube, er denkt gar—laßt uns doch lachen!—Ja, der Herr Graf bekümmerte sich viel um deine Nille: dem liefen wohl andre nach.

Der Mann. Hat er dir nicht das Halsband mit den großen Perlen geschenkt?

Die Frau. Das hat er.

Der Mann. Wofür?

Die Frau. Wofür?—Ach, geh mir doch! wirst wohl da die alte Historie wieder aufwärmen?—Das ist zu Methusalems Zeiten geschehn.

Der Mann. Ich scheide mich.—Packe deine paar Lumpen zusammen! und dann aus dem Hause!

Die Frau. Wegen des alten Märchens?—Die Historie war ja hundert Jahre vor unsrer Hochzeit. Was hattest du mir denn damals zu befehlen?

Der Mann. Aber ich habe itzo zu befehlen. Wir sind Mann und Frau gewesen.

Ohne weiter auf ihre Reden zu achten, wanderte er die Treppe hinauf, packte alle Kleider und Wäsche in die große Lade mit den korinthischen Säulen, und brachte über eine Stunde zu, alle ihre Effekten von den seinigen abzusondern und einzupacken. Der Frau ward wirklich nunmehr bange, daß er sie einmal peinigen und zum Gelächter der Stadt machen werde; und was sie fürchtete, geschah. Er schob und schleppte mit eigner Hand die schwere vollgefüllte Lade die Treppe herunter und setzte sie vor die Türe in den Hof: die übrigen Pakete flogen zum Fenster herunter und nahmen ihren Platz auf und neben der Lade, wo sie ihn fanden. Als ihm nichts mehr in die Augen fiel, das der Frau eigentümlich angehörte, so ging er zu ihr, band ihr das Halsband mit den großen Perlen, das sie einmal als Jungfer von dem Grafen bekommen hatte, um den Arm und führte sie zur Hoftür hinaus zu ihren Sachen, schloß alle Eingänge am Hause zu und stellte sich mit seinem Pfeifchen ans Stubenfenster, um seine eifersüchtigen Grillen mit dem Tobaksdampfe in die freie Luft hinauszublasen.

Die verabschiedete Frau saß also unter freiem Himmel auf ihrer Lade zwischen den übrigen Effekten und hoffte ganz sicher, daß bei der eintretenden Dämmerung ihren Mann sein Liebesfieber überfallen und nötigen werde, sie unter demütigenden Bedingungen

wieder zurückzurufen. Die Dämmerung kam; es wurde Nacht: niemand im Hause rührte sich. Nun mußte sie im Ernst darauf denken, ihre Sachen in Sicherheit zu bringen und ein bequemeres Nachtlager zu suchen, als ihr die Lade darbot: dem Manne zum Trotze wollte sie wieder ins Haus. Sie sah sich allenthalben nach einem niedrigen Fenster um und konnte keins ansichtig werden, das sich besser zu einer Tür gebrauchen ließ, als das Küchenfenster, ob es gleich ziemlich hoch von der Erde war. Sogleich wurden die nötigen Anstalten zum Einsteigen gemacht, die Lade unter das Fenster gerückt, und nun hinauf! Aber wer sollte das Fenster aufmachen, das sich nur inwendig öffnen ließ? — Man schlägt eine Scheibe ein: sie tat's, und nun waren beide Flügel weit offen. Alle Schwierigkeit hatte sie immer noch nicht besiegt: wie sollte sie sich ohne Hülfe so weit hinaufschwingen? — Sie versuchte: es ging nicht. Sie wanderte den Hof hinab, um sich den Beistand einer Nachbarin zu erbitten, und siehe da! eben kam die Magd vom Felde hinten zum Garten herein: nun hatte sie gewonnen Spiel. Die Allianz wurde gleich zwischen ihnen geschlossen, und man eilte mit großen Schritten, die Eroberung des Küchenfensters fortzusetzen. Die Magd begeisterte das allgemeine Interesse ihres Geschlechts mit Löwenmut, sie erstieg den Wall, sprang in die Küche hinab, in einem Augenblicke war der innere Riegel der Hoftür weggeschoben, und man zog triumphierend in der eroberten Festung ein.

Nacht und Dunkelheit waren geschworne Feinde des alten Herrmanns: sie entwaffneten seine Tapferkeit so sehr, daß er fast zum Kinde wurde. Ermüdet von der Hastigkeit, womit er seiner Frau Habseligkeiten in den Hof schaffte, war er bei seinem Pfeifchen am Fenster eingeschlafen: Zähne und Hände ließen den schwarzen beräucherten Stumpf entschlüpfen, daß er in hundert kleinen Stücken auf dem Pflaster herumtanzte. Der Schlummer hielt an, bis zu dem ersten Sturme, den die Frau auf das Küchenfenster wagte; das Geklirre der eingeschlagnen Scheibe erweckte ihn: aber o Himmel! in der ganzen Stube wars finster wie im Grabe. Er tappte nach dem Feuerzeuge, fand es, schlug sich die Knöchel wund, und da sein Zunder brannte, war kein Licht da.

Indessen nahm der Lärm der Eroberung zu: nun war's vollends um seine Herzhaftigkeit geschehn. Er konnte keinen Schritt vor die Tür tun, wenn er gleich ein Königreich damit hätte gewinnen sollen. Das Getöse vermehrte sich—denn die Frau schaffte mit Hülfe der Magd die Effekten wieder ins Haus—und er fand kein ander Mittel, als die Partie aller Furchtsamen zu ergreifen—er verschanzte sich: die Tür wurde verriegelt, ein Tisch vorgerückt, und es war fest beschlossen, daß er die Nacht hinter seinen Verschanzungen zubringen wollte.

Nillchen kannte seine Furchtsamkeit im Finstern und ließ nichts ermangeln, ihre Rachsucht nach Herzenslust zu sättigen. Die zwei Weibsbilder erregten ein Getöse im Hause, als wenn sieben Legionen Teufel eingekehrt wären: Treppe auf, Treppe nieder! Die Magd, um ihrem Tritte mehr Gewicht zu geben, bewaffnete die Füße mit einem Paar Schuhen von Juchten, deren Sohlen dick wie Bretter, und deren Absätze mit Nägeln, wie mit Hufeisen beschlagen waren: bei jedem ihrer Dragonertritte erbebte das ganze Gebäude, und aus allen vier Winkeln des Hauses hallte das Klappen der Nägel, wenn sie auf den Backsteinen hinlief, in mannichfaltigen Tönen, wie ein übelgestimmtes Glockenspiel, zurück. Die Türen wurden zugeschlagen, daß sie aus den Angeln sprangen: man bereitete in der Küche ein Bankett und verzehrte die triumphalische Mahlzeit mit lautem Lachen und Singen, währenddessen der alte Herrmann in der daranstoßenden Stube ausgestreckt auf drei Stühlen lag, vor Hunger und Ärger seufzte, gern seinen Kummer verschlafen wollte und vor dem Getöse, das bis über Mitternacht hinaus dauerte, kein Auge schließen konnte. Einen schimpflichen Frieden durch Nachgeben zu erkaufen, litt seine Ehre nicht, und ihn durch Gewalt zu erzwingen, war er zu furchtsam, weil er, nach der Größe des Lärms zu urteilen, glaubte, der weibliche Teil des ganzen Städtchens habe sich versammelt, sein beleidigtes Geschlecht an ihm zu rächen; und dann war es einmal sein Grundsatz, in der Dunkelheit nicht zu fechten, weil er gewiß den Kürzern zog, sobald man die Bosheit beging, das Licht auszulöschen. Sonach ertrug er gelassen alles Ungemach und war froh

genug, daß man um ein Uhr ihn auf den harten Stühlen einschlummern ließ, unterdessen daß die feindliche Partei sich in weiche Federn versteckte.

Kaum erschien die gewöhnliche Zeit des Aufstehens, als Nillchen schon wieder im Hause herumtobte, doch mit vermindertem Geräusche: sie nahm mit lautem Geklirre der Tassen und Teller in der Küche Kaffee und Frühstück ein. Der alte Herrmann dehnte sich auf seinem harten Lager, stand, wie an allen Gliedern gerädert, auf und überlegte seinen Operationsplan für den folgenden Tag. —Die erste Hand zum Vergleiche zu bieten, das war, bei so vielem Rechte auf seiner Seite, sehr hart: gleichwohl hatte die Frau die vorteilhaftesten Posten im Hause besetzt und ihn so eingeschlossen, daß sie ihn mit leichter Mühe aushungern konnte: da war nichts zu tun, als sie mit List aus ihrer günstigen Stellung zu vertreiben. Er räumte die Festungswerke vor der Stubentür weg und ging, ohne sich mit einem Blicke umzusehn, zum Hause hinaus.

Nun hatte er das Feld geräumt. Er blieb den ganzen Tag außen, auch die Nacht: er brachte beides bei einem Bekannten zu, einem Schlosser, von dem er sich ein großes starkes Vorlegeschloß verfertigen ließ. Mit Anbruche des Tages erschien er nebst seinem Freunde, öffnete die Haustür—er hatte den Schlüssel dazu bei sich—und nun geradeswegs vor die Schlafkammer der Frau! Der Schlosser schlug mit allem Geräusche seines Handwerks Haspen und Anwurf an die Tür, und beide legten feierlich das große Schloß davor. Darauf begaben sie sich, voll Freude über den ausgeführten Anschlag, in die Nebenstube und übten alle mögliche Repressalien aus. Der Schlosser war ebenfalls einer von den Ehemännern, der mit seiner Gattin in unaufhörlichem Kriege lag, und stritt für sein eignes Interesse, indem er die Rache seines Freundes unterstützte. Sie fingen an zu trinken; der Schlosser, dem diese wohltuende Rache ungemein behagte, nahm einen so lebhaften Anteil an der Ehre seines Freundes, daß er in einer halben Stunde bereits betrunken war; der alte Herrmann konnte, wie gesagt worden ist, vor dem Nachmittage keinen Branntewein zu sich nehmen, und hielt sich für seine Nüchternheit mit

einer großen Kanne selbstgemachten Kaffee schadlos; und dann ging er in eigner Person das Mittagsmahl für sie beide zuzubereiten.

Diese Abwesenheit ihres Mannes wollte die eingesperrte Frau nützen: sie redte den trunknen zurückgebliebnen Schlosser durch die Wand an und bestürmte sein verstocktes Herz mit den rührendsten Bitten, sie heimlich herauszulassen. Der Wächter, der in seinem berauschten Kopfe gegenwärtige und vergangene Zeit nicht sonderlich unterschied und sich also beinahe gar nicht befann, wer diese Frau sei und warum man sie hier eingeschlossen habe, staunte nicht wenig, eine Weiberstimme in der Nähe zu hören. Er horchte und erkundigte sich stammelnd, wo sie sich aufhalte: zehnmal sagte sie es ihm, und zehnmal begriff er's nicht: er merkte wohl, daß die Stimme von der Wand herkam, und taumelte deswegen an ihr auf und ab, um das Frauenzimmer zu haschen; und wenn er einmal zugriff und etwas festhielt, so war's ein Stuhl oder ein Tisch. Der Trunk hatte mancherlei verliebte Regungen in ihm aufgeweckt, und er war äußerst erbittert auf das Frauenzimmer, das ewig redete und sich niemals haschen ließ. Sie schmeichelte seiner Begierde mit dem Versprechen, sich sogleich haschen zu lassen, wenn er nur das große Schloß öffnete, das er heute angelegt habe: der verliebte Trunkenbold, nachdem er lange Zeit mit dem Hammer an der Wand herumgehauen hatte, um das Schloß aufzuschlagen, begriff endlich, daß er es vor der Stube an der Nebentür suchen müßte, und wankte hinaus, zog einen großen Schlüssel aus der Tasche und fluchte und schwor, daß sich das verdammte Schlüsselloch nicht treffen lassen wollte: er stieß und stampfte um sich herum, so sehr ihm die Gefangene leise zu verfahren riet, und tobte so ungestüm, daß endlich der alte Herrmann durch sein Getöse herbeigezogen wurde. Leicht zu erachten, daß er ihn etwas unsanft zur Ruhe wies! Er warf ihn zur Stube hinein und zeigte ihm einen Platz, von welchem er bei Lebensstrafe nicht aufstehen sollte; und der folgsame Schlosser legte sich demütig in den Winkel, wie ein Hund, wenn ihm ein drohendes „Kusch!“ zugerufen wird.

Bei der Mittagstafel fand der halbnüchterne Schlosser einen neuen Beruf, sich zu betrinken, und nachmittags, etwas zeitiger als sonst, fühlte der alte Herrmann den nämlichen Trieb. Nun kam der Zeitpunkt, wo die eingesperrte Ehefrau ihre Erlösung bewirken mußte. Er fing allmählich an, von seinem Millchen sehr viel zu sprechen und sie wegen ihrer Schönheit und häuslichen Erfahrung zu loben: — „Wenn sie nur eine ehrliche Frau wäre!" setzte er hinzu. — „Kannst du dir vorstellen, Jakob?" fuhr er nach einer Pause fort: „da will sie sich von mir scheiden lassen — das Donnerweib! damit sie so recht nach ihrem Gefallen leben kann — aber ich habe sie eingesperrt — sie darf nicht fort — ich lasse mich doch nicht scheiden — und wenn's gleich der Kaiser und der Oberpfarrer haben wollte. — Sie soll nicht heraus — bis sie mir verspricht, daß sie sich nicht will scheiden lassen — und wenn sie bis an den jüngsten Tag drinne stecken sollte."

Einen so günstigen Augenblick ließ die Gefangne nicht ungebraucht vorbeigehen: sie versicherte ihn durch die Wand, daß sie sich nicht scheiden lassen wollte, wenn er sie in Freiheit setzte.

„Du mußt mir schwören," rief der Mann. — Sie verstund sich dazu: er sagte ihr einen Schwur vor, der die fürchterlichsten Verwünschungen enthielt: sie sprach ihn nach.

„Ja, Millchen," fing er von neuem an, „wenn ich nur wüßte, ob du eine ehrliche Frau bist! — Bist du's nicht, so laß ich mich scheiden. Das muß ich wissen; sonst kömmst du nicht heraus." —

Natürlich, daß sie alle Beredsamkeit anwandte, ihn über den streitigen Punkt zu versichern. — „Du mußt mir schwören," war seine neue Forderung, die sie eben so gern zugestand; und mit den vorigen Formalitäten beschwor sie ihm, daß sie nicht nur eine ehrliche Ehefrau sei, sondern auch in alle Ewigkeit bleiben wolle. Die Kapitulation war gemacht, der Friede geschlossen und die Gefangenschaft aus.

Desto stärker fiel nun sein Zorn auf alle, die die Ehre seiner Frau angetastet hatten; sie mußte sich neben ihn setzen, und er konnte beständig noch nicht von der Hauptfrage wegkommen: sie sollte ihm berichten, warum der Nachbar sie einer Untreue be-

schuldigt habe, und sie gab ihm zur Ursache den Neid an, den die Gnade des Grafen gegen ihren Heinrich bei jedermann errege. Nun war er auf einen schlimmen Punkt geführt: er brach in Schmähungen wider den Grafen aus, daß er das ehrliche Nillchen durch seine Gnade in einen solchen Ruf bringe, und beteuerte, daß er ihm die ganze Gnade vor die Füße werfen wolle. — „Mach' ein recht kostbares Abendessen," schloß er: „daß es fertig ist, wenn ich wiederkomme!" —

Nillchen gehorchte dem Befehle. Er folgte ihr nach und ging halbtaumelnd zum Hause hinaus. Er wollte aufs Schloß; aber in der Berauschung verfehlte er den Weg, wanderte durch drei, vier Gassen, und eh' er sich's versah, war er wieder vor seinem Hause. Er fluchte auf den Grafen, daß er sein Schloß so oft verrückte, und wiederholte die Wanderung so oft, daß er in der Abenddämmerung an Ort und Stelle anlangte. Graf und Gräfin waren verreist, niemand da, der ihn zurückhielt, und er erreichte also ungehindert Schwingers Zimmer.

Schwinger saß im Kabinette und arbeitete an einer Predigt, womit er die christliche Gemeine künftigen Sonntag bewirten wollte, hatte sich verschlossen und so sehr in Begeisterung verloren, daß er weder hörte noch sah. Fräulein Hedwig, um sich die Abwesenheit der gnädigen Herrschaft zunutze zu machen, war ihrem dicken Amyntas nachgegangen und belustigte sich im Garten mit ihm nach Herzenslust: die Baronesse stund, in arkadische Bilder vertieft, am Fenster und weidete sich mit der Einbildung an den Freuden der Liebe, die ihr die Wirklichkeit nicht gewähren durfte.

Der alte Herrmann ging unangemeldet ins Zimmer hinein und fand seinen Sohn am Tische sitzend, von den Weisen der heidnischen Welt umringt: Augen und Gedanken waren ganz in seinem Buche, und er wurde die Anwesenheit seines Vaters nicht eher inne, als bis er ihn bei dem Arme faßte. „Heinrich, sprach er, komm mit mir!" Der Sohn folgte ihm ohne Widerrede. Er führte ihn die Treppe hinunter. Heinrich erkundigte sich zwar sehr oft, wohin er sollte, aber die Antwort blieb außen. —

An der Tür entschuldigte er sich, daß er ohne Erlaubnis seines Lehrers nicht weiter gehen dürfe und wollte umkehren: schnell ergriff ihn der Vater in der Mitte des Leibes, lud ihn auf die Schultern und trabte mit ihm fort, wie ein Schwan, der seiner kleinen Nachkommenschaft zum Schiffe dient. Der Sohn war durch die Neuheit des Vorfalls so in Erstaunen gesetzt, daß er sich ohne Widerstand forttragen ließ und nur unterwegs zuweilen Miene machte, sich loszureißen, aus Besorgnis, seinem Vater eine zu schwere Last zu sein: da half nichts! Je mehr er widerstrebte, je fester packte ihn der Herr Papa, je schneller eilte er mit ihm davon. Alle Leute blieben verstummend stehen, und niemand dachte vor Verwundrung über die Seltsamkeit der Sache daran, ihn aufzuhalten. Die Baronesse erblickte durch das Fenster ihren Heinrich auf dem Rücken eines Fremden, den sie nicht erkennen konnte, und der, wie ein Knabenräuber, mit ihm dahineilte. In einer übereilten Hastigkeit riß sie die Tür auf, flog die Treppe hinunter, zum Hause hinaus und dem Entführer nach. Der Vater setzte seine Bürde in seinem Hause ab und schloß die Tür zu. „Da!" sagte er zu seiner Frau, die erstaunt in der Küchentür stund, „da ist Heinrich! Die Leute sollen uns nicht länger nachreden, daß ihn der Graf füttert, weil er nicht mein Sohn ist. Wenn dir nun noch jemand Schuld gibt, daß du keine ehrliche Frau bist, Nillchen! Nillchen! so nimm dich in acht! Ich schlage allen die Köpfe ein, die so sprechen, und dich wider die Wand, wie einen alten Topf." Dabei faßte er, um seine Drohung sinnlicher zu machen, einen alten dortstehenden berußten Topf und schleuderte ihn mit einer Gewalt an die Küchenmauer, daß die Umstehenden sich vor den herumfliegenden Scherben retten mußten.

„Du bleibst nun in alle Ewigkeit bei uns," fuhr er fort, indem er sich zu seinem Sohne wandte und ihn derb bei dem Ohre zupfte, welches eine von seinen hauptsächlichsten Liebkosungen war: — „Du bleibst bei uns. Du sollst nicht länger schmarotzen: und wenn dich jemand wieder wegholen will und du gehst mit ihm, so mache dich gefaßt, daß die Stücken von deinem Kopfe so herumfliegen werden, wie die Scherben von dem Topfe." — Diese

Drohung wurde von einem paar fühlbaren Stößen begleitet, die er dem Sohne mit geballter Faust auf den Wirbel versetzte.

Indessen hatte sich die arme Baronesse ihre zarten Fingerchen an der Haustür beinahe wund geklopft, und die Frau war während der Drohung ihres Mannes hinter seinem Rücken weggeschlichen, um aufzumachen. Die Baronesse stürzte sich herein in die Arme der Frau und bat sie ängstlich um Nachricht, wohin Heinrich sei, und wohin er solle. Madam Herrmann führte sie mit ehrerbietigen Verbeugungen an die Küche und zeigte ihr den verlangten Heinrich. — „Da ist er ja!" rief die Baronesse freudig und ergriff seine Hand. — „Aber was soll denn mit ihm werden? wohin soll er denn?" — und mit hundert ähnlichen übereilten Fragen drang sie auf den Vater los.

„Bei mir, bei seinem Vater soll er bleiben!" — war die Antwort, „und nicht länger bei Leuten schmarotzen, denen er nichts angeht! Komm, Heinrich!" — Er wollte ihn wegführen. Die Baronesse stieß mit einem kleinen Unwillen seine Hand zurück. „Laß Er ihn!" sprach sie. Der Alte tat einen Schritt rückwärts, stemmte die Hände in die Seite, guckte ihr mit dem schiefsten verächtlichsten Blicke ins Gesicht und hub eine Rede an, die mit Schimpfen begann und mit Schimpfen endigte. Er verteidigte darin seine Ansprüche auf seinen Sohn so lebhaft und verwies der Baronesse ihren Eingriff in dieselbe so derb, daß dem guten Kinde die Tränen in die Augen kamen. Nillchen erboste sich äußerst wider seine Unhöflichkeit: sie hielt ihm den Mund zu und gebot ihm, sich nicht wider die gnädige Herrschaft zu vergehen: der Mann schwatzte in halben gebrochenen Tönen durch ihre Finger, stieß das Schutzbrett mit einem tüchtigen Schlage von seinen Lippen hinweg und begann desto erbitterter von neuem. Nillchen war zum Zerspringen aufgebracht, schritt zum erstenmal während ihrer ganzen Ehe zu wirklichen Tätlichkeiten, warf ihn mit einem hohltönenden Puffe in den Rücken zur Küche hinaus und hatte nichts Geringeres im Sinne, als ihn unter dieser Musik in die Stube hineinzutreiben. Unglücklicherweise gab ihm seine größere Stärke das Obergewicht: mit einer schnellen Wendung streckte

er seine Gegnerin zu Boden, daß sie ächzte und vor Erbitterung die Lippen zusammenbiß. Während des Handgemenges war die Baronesse so listig und nahm ihren Adonis bei der Hand — husch! waren sie beide zur Tür hinaus. Der alte Herrmann wurde die Flucht gewahr, ließ den gestreckten Feind liegen, und hurtig hinterdrein! Wie dergleichen Zurückholungen nie ohne Gewalttätigkeiten abgehn, so mangelte es auch hier nicht daran: Heinrich wurde bei dem Kleide zurückgezogen, und die Baronesse, die sich hinter ihm hereindrängte, kam auch nicht ohne blaue Flecken davon. Vater und Sohn verschlossen sich in der Stube, und die arme Ulrike setzte sich traurig auf die Treppe und weinte die bittersten Tränen. Die Frau Herrmann war unterdessen wieder auf die Füße gekommen und tröstete sie mit Verwünschungen gegen ihren Hund von Manne, wie sie ihn zu nennen beliebte.

„Ich gehe nicht wieder aufs Schloß," sprach die Baronesse schluchzend, „wenn ich nicht Heinrichen mit zurückbringe: ich bin ihm so gut, daß ich nicht ohne ihn sein kann. Sein Vater wird ihn gewiß aus der Stadt tun wollen, vielleicht auf eine Schule — ach! liebe Frau Herrmann, da muß ich sterben!" — Sie weinte von neuem und verbarg ihr Gesicht an dem Schoße ihrer Trösterin, die vor ihr stund.

Es wurde ihr vorgeschlagen, sich wieder aufs Schloß bringen zu lassen, und zwar mit der Versicherung, daß Heinrich gewiß längstens des Morgens darauf nachkommen solle.

„Nein," antwortete sie mit Entschlossenheit; „ich gehe nicht von der Stelle. Sie wollen mich nur gern los sein, damit ich's nicht sehen soll, wenn er fortgebracht wird. — Tun Sie mir's doch nicht zuleide! lassen Sie ihn doch bei uns!" —

„Er soll ja gewiß wieder zu Ihnen kommen" — rief die Herrmann einmal über das andere.

Die Baronesse. Sie hintergehn mich gewiß. Warum wollen Sie mir nun nicht die Freude gönnen, daß ich ihn lieb haben soll? Ich darf ihn ja so nicht sehen und sprechen: wenn ich nur wenigstens weiß, daß er in einem Hause mit mir ist, so bin ich ja zufrieden. Weiter will ich nichts! weiter gar nichts! — Wenn der

Vater nur nicht so ungestüm wäre, so wollt' ich ihm um den Hals fallen: aber er stößt mich von sich. — Ich bin recht unglücklich: — aber daß Sie ja die gnädige Tante oder Fräulein Hedwig nichts davon erfahren lassen! — Heinrich ist der einzige Mensch auf der Welt, dem ich gut bin: und ich möchte nur wissen, was das nun Böses ist, daß man mir's verbietet, und nun will man ihn gar weit, weit von mir wegschicken. Warum soll ich denn einen Menschen nicht lieb haben? Es ist ja besser, als wenn ich ihn hasse.

Die Herrmann. Ja, allergnädigste Baronesse, Sie können ihm wohl gut sein: aber die Frau Gräfin und Fräulein Hedwig werden wohl etwas anders meinen.

Die Baronesse. Was denn? — Ich habe ihn gern um mich, schäkre gern mit ihm: was ist denn nun so Entsetzliches dabei?

Die Herrmann. Dabei wohl nicht! aber —

Die Baronesse. Was denn? — So sagen Sie mir's doch nur! Wenn es etwas Böses ist, so will ich mich dafür hüten. Ich versprech' es Ihnen: ich will mich davor in acht nehmen wie vor dem Feuer.

Die Herrmann. Die Frau Gräfin wird wohl denken, daß mein Sohn nicht vornehm genug zu Ihrem Umgange ist.

Die Baronesse. Soll ich denn die Leute deswegen hassen, weil sie nicht vornehm sind?

Die Herrmann. Das wohl nicht! aber Sie werden vielleicht zu vertraut.

Die Baronesse. Je vertrauter, je besser! das ist mir das Liebste. Wenn man da so reverenzt und knixt und komplimentiert — das ist kein Vergnügen. Wem ich gut bin, der ist mir auch vornehm genug.

Die Herrmann. Ich weiß freilich auch nicht, warum die Frau Gräfin gar nicht haben will, daß Sie mit meinem Heinrich umgehen sollen: wenn er gleich kein Graf ist, so hat ihn doch seine Mutter auch nicht auf der Gasse geboren; und wer weiß, was aus ihm noch werden kann? — Aus gutem Holze läßt sich alles schnitzen — Also sind Sie ihm gut, allergnädigste Baronesse?

Die Baronesse. O ungemein! Ich wollte den ganzen Tag bei ihm sein — lieber als bei Grafen und Baronen! Wenn ich nur ein gemeines Mädchen werden könnte, daß ich allenthalben herumlaufen und umgehen dürfte, mit wem ich wollte! Unsereins ist recht wie im Gefängnis: ach, liebe Frau Herrmann, mir wird das Leben sauer! Nicht einen Schritt soll ich ohne Erlaubnis tun; und wenn ich einmal lustig werde, so schreit die alte Hedwig gleich auf mich los, daß mir's angst und bange macht. Bald geh ich einwärts, bald halt' ich mich schief, bald red' ich zu viel und bald zu wenig. — „Machen Sie doch ein Kompliment! Reden Sie nicht zu frei! Küssen Sie der Dame die Hand! Sehen Sie den Herrn nicht zu starr an! Sprechen Sie doch nicht immer deutsch!" — So geht's den ganzen Tag: das ist ein ewiges Tadeln; man wird des Lebens recht überdrüssig dabei. — Wenn ich nun vollends bei dem Grafen oder der Gräfin sein muß, da geht die liebe Not erst recht an. Da darf ich kein Wort reden, wenn man mich nicht fragt: wie ein Stock muß ich dastehn. — „Wie Ihre Gnaden gnädigst befehlen — Ihre Gnaden untertänigst aufzuwarten — Ich bitte Ihre Gnaden untertänigst um Vergebung — Wenn Ihre Gnaden die hohe Gnade haben wollen" — Und wenn ich einmal von den tausend Millionen Gnaden, die ich beständig im Munde haben muß, eine vergesse — ach! da ist's ein Lärm zum Kopfabhauen! Oder wenn ich zu hurtig spreche, zu langsam oder zu hurtig, zu tief oder zu seicht den Reverenz mache, wenn ich nicht gleich nach einer Sache laufe, sobald sie der Graf nur nennt, da geht's gleich los. — Ja, das bißchen Leben wird einem recht schwer gemacht.

Die Herrmann. Dafür genießen Sie auch desto mehr Ehre —

Die Baronesse. Ach schade für die Ehre! Wenn man mir nur mein Vergnügen ließe! Da soll ich stundenlang wie angepflöckt sitzen, und wann ich's nicht tun will, so nennt man mich ungezogen. Sitz' ich nun dort und gebe nicht recht acht und mache nur einen Fehler, gleich werd' ich ausgehunzt: seh' ich verdrießlich darüber, so krieg' ich wieder etwas ab, daß ich nicht munter bin: lach' ich ein wenig zu laut, so heißt's, ich führe mich unanständig auf:

red' ich leise — so rede doch laut, daß man's versteht! — sprech' ich laut — wer wird denn schreien, wie ein gemeines Mensch? — Immer mach' ich etwas unrecht: kein einziges Mal kann ich's treffen. Mannichmal, wenn mir die Zeit gar zu lang wird, geh' ich aus der Gesellschaft: gleich watschelt die dicke Hedwig hinter mir drein und schilt mich aus, daß ich keine Lebensart habe: steh' ich etwa in Gedanken und antworte nicht gleich, wenn mich jemand anredet, so sollten Sie nur das Unglück sehn, das ich ausstehen muß, sobald die Gesellschaft fort ist! Wenn sich nicht die Gräfin zuweilen meiner annähme, so wär' ich längst davongegangen. Ich tu' es auch gewiß noch einmal.

Die Herrmann. Sie werden ja so etwas nicht tun!

Die Baronesse. Es wäre kein Wunder, wenn man so geplagt wird. So steif und trocken Tag für Tag zuzubringen, und auch nicht einmal ein Vergnügen haben zu dürfen, das ist keine Kleinigkeit. Ich soll ja mit niemanden reden, mit niemanden lachen, weil das alles zu gemeine Leute sind; und daß ich nicht Heinrichen so oft sehen und sprechen darf, wie ich will — ach! das nagt mir am Herze! — Ich kann's Ihnen wohl sagen: er gefällt mir besser als alle die jungen Herren und Kavaliere, die zum Grafen kommen. Machen Sie ja, daß er nicht vom Schlosse weggenommen wird.

Die Herrmann. Nein, das lass' ich nicht zu, und wann ich mich mit meinem Manne darüber prügeln müßte. Ich will Sie wieder nach Hause begleiten: morgen wird meinem alten Bäre der Sonnenschuß wohl vergangen sein.

Die Baronesse. Nein, ich gehe nicht, solange Heinrich hier bleibt. — Sie wollen mich hintergehn: so leichtgläubig bin ich nicht: wenn ich aus Ihrem Hause bin, so schaffen Sie ihn gleich fort, damit ich nicht weiß, wohin er gekommen ist. Wenn das geschieht, hernach ist es ganz aus auf der Welt für mich: dann können sie mich begraben, wenn sie wollen. —

Alle weitre Vorstellungen fruchteten nichts bei ihr: sie beharrte hartnäckig auf ihrem Entschlusse, nicht wieder aufs Schloß zu gehen, wenn sie Heinrich nicht begleitete, und drohte, die ganze

Nacht auf der Treppe sitzen zu bleiben, wofern man ihr nicht willfahrte. Die Herrmann war am Ende ihrer Beredsamkeit, ließ sie sitzen und ging heimlich fort, Fräulein Hedwig von dem Plane der Baronesse zu benachrichtigen.

Die Botschaft war äußerst willkommen: denn die arme Gouvernante war in unbeschreiblicher Angst über die Abwesenheit ihrer Untergebnen. Sie hatte einige Minuten, nachdem die Flucht geschehn war, ihren verliebten Kreuzzug durch den Garten beendigt, und ihr Herz schlug ellenhoch vor Schrecken, als sie bei ihrer Rückkunft ins Zimmer die Baronesse nirgends fand. Als wenn sie ein Gespenst jagte, lief sie brausend und glühend die Treppe hinauf zu Schwingern und fand auch hie niemanden: nun war keine Vermutung gewisser, als daß die beiden jungen Leutchen, nach dem löblichen Beispiele der Gouvernante, auch ihrerseits eine Liebesfahrt getan hatten. Sie rief bald Schwingern, bald Ulriken, bald Heinrichen, und raste, wie unsinnig, in dem Zimmer herum, riß das Fenster auf und rief: alles tot, als wenn die ganze Hofstatt durchgegangen wäre! — „Ach du liebes Väterchen im Himmel droben!" schrie sie trostlos, rang die Hände, und Angstschweiß stund in großen Perlen auf der rotunterlaufnen Stirn. „Du herzliebes liebes Gottchen! wo sind die gottlosen Kinder hin? Wer weiß, was sie itzt miteinander anfangen?" — Schwinger wurde durch das Klaggeschrei aus seiner homiletischen Begeisterung erweckt und öffnete das Kabinett. Fräulein Hedwig fiel mit ihrem ganzen plumpen Körper über ihn her: — „Schaffen Sie mir die Baronesse," schrie sie, „oder ich kratze Ihnen die Augen aus." — Schwinger war mit den Gedanken noch bei seiner Predigt, die von der christlichen Sanftmut handelte, und hub mit kanzelmäßigem Tone an:

„Die Sanftmut ist eine von den Tugenden, die das Herz eines Christen zieren sollen" —

„Ach mit ihrer verzweifelten Sanftmut!" unterbrach ihn die Gouvernante.

Er fuhr ungehindert fort: — „Sie muß in seinen Worten und Werken sich äußern" —

Fräulein Hedwig. So lassen Sie uns doch suchen, ehe sie der böse Feind in den Klauen hat!

„Wen denn?“ fragte Schwinger, von seinem Traume erwachend.

Fräulein Hedwig. Die Kinder! Sie sind ja fort! Wenn sie nun gar die fallacibus Satanas blendeten — ach, wir müßten beide mit Schimpf und Schande davonlaufen! aus dem Hause würden wir gejagt! — Hab' ich's nicht immer prophezeiht? Aber mit den Leuten, die keinen Teufel glauben, ist nichts anzufangen. Hernach —

Schwinger. Gedulden Sie sich nur! Es wird vermutlich nicht so schlimm sein, als Sie denken. —

Er ermahnte sie noch weiter zur Geduld, allein die Furcht vor einer Entdeckung der geheimen Ursache, warum sie die Baronesse allein gelassen hatte, machte sie wütend, besonders da Schwinger einigemal sich erkundigte, warum sie ohne die Baronesse spazieren gegangen sei. — „Sie denken wohl gar,“ sprach sie erschrocken, „daß ich auf bösen Wegen gewesen bin? Dafür bewahre mich mein liebes Väterchen im Himmel!“

Beide waren noch mitten in der Überlegung, wo sie zuerst die Entflohnen aufsuchen sollten, als Frau Herrmann mit ihrer Botschaft anlangte und sie aus ihrer Verlegenheit riß: der Hauptknoten war indessen immer noch aufzulösen. Die Herrmann schlug dazu selbst ein Mittel vor: um ihren Mann zu bewegen, daß er Heinrichen wieder zurückgebe, hielt sie nichts für kräftiger, als ihn durch eine Bouteille Wein zu bestechen. Schwinger steckte eine zu sich und wanderte mit der Herrmann ab, und Fräulein Hedwig, um desto sicherer zu sein, folgte ihnen. Schwinger fing seine Traktaten mit dem alten Herrmann unter dem Fenster an, wo er sein Pfeifchen schmauchte: er stellte ihm die Ungnade des Grafen und der Gräfin vor, die den Burschen von ihm foderten, erschöpfte alle mögliche anderen Bewegungsgründe: der Alte gab einen jeden zu und schlug sie alle damit nieder — „ich mag nicht.“ — Endlich wurde das kraftvolle Argument ad stomachum aus der Tasche geholt; auch dies schlug nicht an: doch gab er die Erlaubnis, es in die Stube zu bringen.

Als Schwinger ins Haus trat, fand er Fräulein Hedwig in offenem Zanke mit der Baronesse: sie hatte sie schon mit ihren breiten Händen, wie der Geier eine Taube, umklammert, um sie mit Gewalt hinauszuziehen: die nervichte Strafpredigt war schon vorausgegangen. Die Baronesse fühlte so viel Unwürdigkeit in dieser Behandlung, daß sie alle Rechte der Selbstverteidigung gebrauchen zu dürfen glaubte: die Angst, von Heinrichen mit Gewalt getrennt zu werden, und die Überredung, daß dies alles abgekartet sei, machte sie doppelt unwillig und doppelt beherzt: sie zog eine lange Nadel aus den Haaren und stach so lange auf die Klauen los, die sie umschlungen hielten, bis sie der Schmerz nötigte, fahren zu lassen. In diesem Augenblicke wollte Schwinger beide auseinanderbringen, als sie sich ohnehin aus dieser Ursache gehen ließen. Aller Widersprüche ungeachtet, nahm er die Baronesse mit sich in die Stube: er wollte seine Vorstellung erneuern, allein die erboste Hedwig, die auf und nieder rannte und das Blut aus den zerritzten Armen saugte, machte mit ihrem Toben alle seine Worte unverständlich. Dem alten Herrmann war die Gesandtschaft durch die vorgezeigte Bouteille Wein interessant geworden; und ärgerlich, daß er nichts verstehen konnte, ergriff er Fräulein Hedwig bei dem Arm und gab ihr mit seiner originalen Unmanierlichkeit die Wahl, hinauszugehen oder zu schweigen. Sie wählte das letzte, und Schwinger, weil er auf dem angefangnen Wege nicht weiter zu kommen gedachte, schlug einen andern ein: er stellte es dem alten Herrmann frei, seinen Sohn dazubehalten, und bat ihn, wenigstens die Flasche mit ihm auszutrinken, damit er nicht ganz umsonst bei ihm gewesen sei. Ohne Anstand wurde die Bitte bewilligt, die Pfeife niedergelegt, und Nillchen stand mit den Gläsern schon in Bereitschaft, ehe er sie noch foderte.

Die Flasche war itzo leer: die Baronesse stand betrübt im Winkel neben dem Großvaterstuhle, wo Fräulein Hedwig in vollem Feuer der Erbitterung saß und sich mit dem weißen Schnupftüchelchen das breite Antlitz fächelte: das gute Kind schielte noch mit ängstlichem Blicke nach ihrem Heinrich, dem sie sich nicht nähern durfte;—denn so oft sie zu ihm hintrat und

seine Hand ergriff, fuhr die grimmige Gouvernante, wie ein böser Geist, auf sie los und trennte sie von ihm: — ihr gegenüber wartete Heinrich mit neugierigem Blicke nach dem Tische, wo sein Vater und Schwinger saßen und tranken, voller Ungeduld, was für eine Entscheidung seines Schicksals seinem Vater die Flasche eingeben werde: ebenso erwartungsvoll lauerte Nillchen neben ihrem Manne, mit der Brust auf die Lehne eines leer dastehenden Stuhls gelehnt, den Kopf weit herüberhängend, um die Veränderungen, die der Wein allmählich im Gesichte des alten Herrmanns bewirkte, desto schneller wahrzunehmen, und lächelte mit steigender Freude, je günstiger die Aspekten wurden. Der Alte, der sich heute schon den zweiten Rausch trank, wurde gleich bei dem zweiten Glase ungemein geschwätzig, bat seinen Mittrinker jeden Augenblick um Verzeihung wegen Beleidigungen, die er ihm nimmermehr getan hatte, und war itzt am Ende der Flasche so schwachherzig, daß er sein Nillchen zu loben und zu karessieren anfing. — „Was machst denn du hier, Heinrich?" sprach er stammelnd, indem er seinen Sohn von ungefähr erblickte. „Hast du mich einmal besuchen wollen?" — Er stand auf, wankte zu ihm und zwickte ihn in die Backen. „Du Schelm," sagte er, „besuchest deinen Vater so selten! — Kinderchen! geht nur wieder nach Hause: ich werde schläfrig. Geht, und kommt bald wieder!" —

Viktoria! die List war gelungen: der Alte hatte im Rausch seinen vorigen feindseligen Plan vergessen: man bestätigte ihn in der Einbildung, daß die ganze Gesellschaft bloß aus eigenem Triebe gekommen sei, ihn zu besuchen, und sagte ihm ohne Zögern gute Nacht. Nillchen sprang vor Freuden dreimal in die Höhe und klopfte in die Hände: alle Gesichter heiterten sich auf, jedermann nahm fröhlichen Abschied, nur Fräulein Hedwig nicht. Bald wäre aber der Auftritt, als er zu Ende eilte, noch weinerlich geworden: der betrunkene Alte bildete sich ein, daß Hedwig seine Frau sei, und übte daher einen Teil seiner gewalttätigen Karessen an ihr aus: Hedwig, voll keuschen Grimms über seine Frechheiten, stieß ihn zurück: er erzürnte über diesen rebellischen Widerstand und mißhandelte sein vermeintes Nillchen auf die grausamste

Weise: man mochte ihm einreden, so viel man wollte: er beharrte hartnäckig auf der Meinung, daß Hedwig seine Frau sei, bis endlich sein wahrhaftes Millchen ihm um den Hals fiel und ihm die Freiheiten anbot, die Hedwigs Sprödigkeit versagt hatte: die übrige Gesellschaft schlich sich fort, und die Liebe schläferte unter ihren Schwingen den trunknen Ehemann ein.

Fünftes Kapitel

Die Begebenheit brachte bei Heinrichen in dem Reiche seiner Neigungen eine mächtige Revolution hervor: die Liebe, welche die Baronesse bei dieser Gelegenheit ihm so tätig bewies und in dem Gespräche mit seiner Mutter auf der Treppe erklärte, —er hatte dieser Unterredung, als er bei seinem Vater in der Stube eingesperrt war, durch das Schlüsselloch zugehorcht—diese so tätig erwiesene, so deutlich erklärte Liebe zündete seine bisherige Zuneigung bis zur Flamme an. Der zwölfjährige Bursche war ihr nicht mehr gut, wie in seinem achten Jahre, als er beschloß, der Gräfin zum Trotze mit ihr umzugehen, und ebenso bald seinen Trotz wieder aufgab, weil ihn sein Lehrer durch Beschäftigung und Zerstreuungen davon ablenkte: die Liebe foderte itzt den Ehrgeiz, der bisher in seiner Seele den Ton angegeben hatte, wirklich zum Kampfe auf, und er fühlte den ersten starken Streit der Leidenschaften in sich. Vorher waren es nichts als kleine Scharmützel gewesen: Zuweilen ein flüchtiger Wunsch, eine kleine Unzufriedenheit mit seinen gewohnten Beschäftigungen, ein Zuck am Herze, ein inneres unbestimmtes Verlangen nach einer Erweiterung seines Wirkungskreises, so ein schwankendes Gefühl, als wenn ihm etwas fehlte, auch oft ein wirklicher Schmerz über das Verbot, das seinen Umgang mit der Baronesse hinderte! weiter ging es nicht; und wenn ihn sein Lehrer wieder in das ordentliche Gleis hineinführte, so lief er darinne mit beruhigtem Herze fort.

Itzt ward die Sache ernster. Er suchte Gelegenheiten, die Baronesse zu sehn, ihr süße Blicke zuzuwerfen; wenn er an Schwin-

gers Seite vor ihrem Zimmer vorüberging, stand sie hinter der halb-offnen Tür, und hurtig schlüpften ein paar wechselseitige Blicke durch die schmale Öffnung. Wenn er in den Garten ging, stand sie am Fenster; unaufhörlich hatte er Ursachen sich umzusehen, und wenn Schwinger nach dem Gegenstande fragte, so fehlte ihm nie einer voller Merkwürdigkeit: während daß jener diese meistens schwer zu findende Merkwürdigkeit daran aufsuchte—husch! flog ein Wink, auch wohl mitunter ein Kuß ins Fenster hinauf und blieb nie unbeantwortet. Dergleichen Spaziergänge in den Garten hatte er izt täglich so viele zu machen, daß Schwinger sich darüber verwunderte und in der Länge verdrießlich wurde, die Treppen so oft mit ihm auf und nieder zu laufen, besonders da er nie weiter als in die ersten Alleen zu bringen war, aus welchen er die Baronesse am Fenster sehen konnte: wenn er durch keinen Vorwand Schwingern bewegen konnte, vorn bei dem Eingange herumzuspazieren, sondern ihm weiter folgen mußte, so währte es nicht fünf Minuten, und es fand sich ein Kopfweh oder eine andre dringende Ursache ein, warum er ihn bitten mußte, wieder aufs Zimmer zu gehn.—„Der junge Mensch ist wohl krank," dachte Schwinger bei sich selbst, „daß er so unruhig ist und auf keiner Stelle bleiben kann:"—und in dieser Voraussetzung gehorchte er allen seinen Verlangen, strengte ihn weniger zu Arbeiten an, und wanderte aus gutem Herzen wohl zehnmal in einem Vormittage auf seine Bitte mit ihm in den Garten und aus dem Garten, daß die Leute im Hause verwundert stehen blieben und fragten: „Kommen Sie denn schon wieder? Sie gehen ja jetzt sehr fleißig spazieren!"—„Ach!" zischelte ihnen Schwinger leise zu, „mein armer Heinrich ist krank: er kann an keinem Orte bleiben: seine Unruhe beweist es deutlich: es wird vielleicht eins von den herrschenden Fiebern werden."

Wenn er aufs Zimmer kam, nahm er einen lateinischen Schriftsteller: zwei Zeilen!—und in seinem Kopfe stand die Baronesse: er sah starr und unverwandt auf sein Buch, und durch seinen Kopf liefen Projekte, wie er die Baronesse öftrer sehen könnte. Schwinger sah ihm von der Seite zu, wie er nach seiner Meinung

an einer Stelle so lange mit einem Ernste nagte, als wenn er den Kopf sprengen wollte. — „Greife dich nicht zu sehr an!" sagte der gutmütige Lehrer und nahm ihm das Buch weg. „Komm! wir wollen uns die Zeit vertreiben."

Er holte Kupferstiche oder die Gipsabdrücke der römischen Kaiser; keiner, an welchem Heinrich nicht eine Ähnlichkeit mit der Baronesse Ulrike fand! Augustus hatte ihr Kinn, Nero die Stirn, ein andrer das, ein andrer jenes, und selbst dem alten Nerva fehlte es nicht an Reizen, um ihr völlig ähnlich zu sein. Er störte in den Kupferstichen; alle niederländische Bauernszenen, die ihn sonst so sehr ergötzten, wurden verächtlich zurückgelegt, wenn nicht ein Mädchen darinne schäkerte. — Alexander mit seinen Heldentaten, alle berühmte großen Männer, die er sonst zu Viertelstunden anstaunte, mußten ungesehen vorbeimarschieren. Jzt kam ein Urteil des Paris — ah! hier ist Ulrike, wie sie leibt und lebt! Dreifach steht sie da! Jede Göttin sieht ihr so gleich, als wenn sie dem Künstler bei jeder gesessen hätte! — Hier wurde haltgemacht: er sah den Göttinnen ins Gesicht: sie schienen ihn anzulächeln: er winkte ihnen mit den Augen, und es war nichts gewisser, als daß sie ihm wieder winkten: er berührte mit schüchternem Finger ihre Wangen, wagte sich an die vollen Brüste, strich die sanften, federweichen Arme, ein süßer Schauer lief über seine Brust hin, und er zog schamhaft den Finger zurück, als wenn er zuviel gewagt hätte. Jzt erst wurde er den glücklichen Paris gewahr. „O wer Paris wäre!" dachte er und legte den Kupferstich auf die Seite allein. Er blätterte weiter — da war nichts, gar nichts Sehenswürdiges mehr! Weg mit den Kupferstichen! Die Göttinnen wurden auf die Kommode quartiert, um sich an ihrem Anblicke weiden zu können, sooft es ihm beliebte.

„Bist du's schon wieder überdrüssig?" — fragte Schwinger und erbot sich, ihm etwas auf dem Klavier vorzuspielen: er schien sich über das Anerbieten zu freuen. Sein Lehrer spielte alle seine vorigen Lieblingsstücke nach der Reihe, die brausenden Allegros, die majestätischen, pathetischen großen Arien, die er sonst so aufmerksam

bewunderte: nichts reizte ihn: er stand bei den drei Göttinnen, hörte kaum darauf, und bat Schwinger um etwas Neues. —

„Des Tages Licht hat sich verdunkelt" —

fing dieser zu singen an: Heinrich horchte.

„Komm, Doris, komm, zu jenen Buchen" —

Sein Herz klopfte: die ganze Buchenhecke, von welcher er so oft der Baronesse zuwinkte, stand vor seinem Gesichte

„Laß uns den stillen Grund besuchen
„Wo nichts sich regt als ich und du" —

Er schwamm in sanftem, rührendem Vergnügen: er fühlte sich in eine höhere Sphäre versetzt, seine ganze Einbildungskraft erweitert.

„Und winket dir liebkosend zu" —

Nun konnte er sich nicht mehr halten: er wiederholte mit entzükkungsvollem Akzente den Vers leise, eilte zum Klavier, ließ nicht nach, bis ihm Schwinger die ganze Ode durchgesungen hatte und fand jedes Wort darinne so vortrefflich, daß er viele Tage nichts anderes hören wollte.

Die Baronesse, welche Fräulein Hedwig weder mit Kupferstichen noch Liedern zerstreute, ergriff die einzige für sie übrige Zuflucht — sie las, sah freilich sehr oft ins Buch, indessen daß ihre Einbildungskraft an allen Orten, wo ihr Heinrich ein Zeichen der Liebe zugeworfen, herumschweifte, und ihr künftige angenehme Szenen vormalte: sie labte sich an diesen Luftbildern so herrlich als Heinrich an seinen drei Göttinnen.

Schwingern wurde sein Schüler etwas verdächtig, daß er beständig, auch bei der entferntesten Gelegenheit, Ulriken herbeizubringen wußte: um dahinterzukommen, ließ er ihm völlige Freiheit allein zu gehn, wohin er wollte, und beobachtete ihn von fern in einem Winkel oder auf eine andre Art, doch daß er ihn nie zu beobachten schien; er spürte lange Zeit gar nicht einmal Lust an ihm, das Zimmer zu verlassen. Eines Nachmittags, als er ihn so sich selbst überlassen hatte, — welches jedesmal wie von ohngefähr geschah — ging er die Treppe hinunter in den Garten. Die Baronesse, die seinen Gang genau kannte, hörte ihn kaum kommen, als sie an der Tür war: er wollte nicht bloß mit einem zugeworfnen

Blicke sich begnügen, sein Herz strebte nach der Tür hin: schon hatte er einen Schritt zu ihr hingewagt — hurtig zog ihm ein Etwas den Fuß zurück; er ging verschämt, als wenn die ganze Welt den Schritt gesehn und doch nicht merken sollte, daß er um der Baronesse willen geschehen sei, mit niedergeschlagnen Augen dicht an der anderen Wand weg, warf keinen verliebten Blick nach ihr, sah sich vor dem Garten nicht nach ihrem Fenster um: nur zween Gänge durch den Garten! — und er wanderte wieder zurück: ein flüchtiges Hinschielen auf dem Rückwege konnte er sich nicht verwehren, aber es war nur wie weggestohlen, und mit desto gesenktrem Kopfe und desto dichter an der Wand ging er vor ihrem Zimmer vorbei. Unmutig über die Scham, die ihm seine Absicht vereitelt hatte, eilte er ans Fenster und zürnte auf sich und seine Schüchternheit.

Das Verlangen war zu dringend, die Gelegenheit zu günstig: er mußte einen zweiten Versuch wagen. Aller mögliche Mut wurde in der Brust gesammelt, er spornte sich selbst durch Vorwürfe über seine Feigheit an: entschlossen ging er fort, marschierte ziemlich nahe an der geliebten Tür vorbei — da war keine Baronesse! Wie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, blieb er eine halbe Minute dabei stehen: — „wenn dich nun jemand sähe!" rief die Scham in ihm; und als wenn zehn Peitschen auf seinen Rücken loshieben, rennte er die Treppe hinunter in einem Zuge in den Garten: auf dem Rückwege, der unmittelbar darauf erfolgte, schielte er nach dem Fenster — da war keine Baronesse! Traurig langte er von dieser zweiten Reise an, die noch unglücklicher ausgefallen war, als die erste. Er sann und sann, warum die Baronesse nicht erschienen sein möchte: der arme Verliebte wußte nicht, daß er bei allem geschöpften Mute auf den Zehen zur obersten Treppe herabgegangen war: seine Venus hatte ihn gar nicht kommen hören.

Er fühlte nunmehr, was für ein großer Unterschied es sei, in seinem sechsten Jahre eine Baronesse küssen, und im zwölften, wenn man durch tägliche Erfahrung an den Unterschied des Standes gewöhnt ist, eine Baronesse lieben: dort machte ihm kindische

Unbesonnenheit alles leicht, und hier die Überlegung alles schwer. Der vertrauliche Umgang mit ihr hatte schon seit vier Jahren aufgehört: er war durch Schwingers Wachsamkeit, ohne Zwang, sogar ohne daß er's merkte, in einem Hause von ihr getrennt und gewissermaßen fremd gegen sie geworden: die häufigen Beschäftigungen und Zerstreuungen, in welchen ihn sein Lehrer gleichsam ersäufte, hatten zwar seine erste Zuneigung nicht ausgelöscht, aber doch nicht weiter aufbrennen lassen, da hingegen die Baronesse bei ihrer völligen Muße, bei allem Mangel an für sie anziehenden Zerstreuungen, die ihrige frisch unterhielt, durch Einsamkeit, Lektüre und Nachdenken stärkte, belebte, glühender machte.

So sehr Heinrich die Schüchternheit seiner Liebe fühlte, so beschloß er doch eine dritte Reise: izt war nichts gewisser, als daß er sich ihr näherte, ihr eine Hand bot, und der Himmel weiß was weiter tat: es war so ausgemacht, daß er im Heruntergehen stark auftreten und husten wollte, um sie herbeizulocken: er schritt mit ängstlicher Herzhaftigkeit schon daher — Himmel! da trat Schwinger herein — und er hatte sich so schön zubereitet!

„Wo willst du hin?" fragte sein Lehrer. — Diese unvermutete Frage schlug seine Unerschrockenheit darnieder wie ein Hagelwetter: er errötete von einem Ohre zum andern, daß er glühte, ward verwirrt, wiederholte die Frage und stammelte, statt der Antwort, ein nichtssagendes — Nirgends.

„In den Garten?" fuhr Schwinger fort. „Bist du schon vorhin unten gewesen?" — Die glühenden Wangen wurden wie mit Blut übergossen: er antwortete — „Nein."

Das war bedenklich: Schwinger hatte ihn belauscht, als er seine zwo verliebten Reisen getan hatte: er, der für seinen Lehrer sonst nichts Geheimes hatte, leugnet izt eine so gleichgültige Handlung? Die Spaziergänge müssen Bewegungsgründe haben, deren er sich schämt — dachte Schwinger, setzte nicht weiter in ihn und behielt seine Mutmaßungen für sich, um sie durch neue Versuche zu bestätigen oder zu widerlegen.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

Schwinger fand durch wiederholte Proben zu seiner großen Unruhe nichts gewisser, als was er vermutet hatte: die Neigung seines jungen Freundes zur Baronesse war unverkennbar. Den Verliebten konnte die Entfernung, in welcher ihn seine Schüchternheit und so viele Aufpasser hielten, nicht so quälen, als seinen Lehrer jene Gewißheit: er übersah alle die traurigen Folgen für das Schicksal des jungen Menschen und für sein eignes, die eine solche Liebe begleiten müßten, die Vorwürfe, die man ihm deswegen machen würde, besonders da er immer sein Verteidiger gewesen war und gewissermaßen es über sich genommen hatte, für ihn und seine Neigung zu stehn: er ängstigte sich selbst mit der Besorgnis, daß er vielleicht in der Erziehung einen Fehler begangen, ihn nicht genug bewacht, die falsche Methode in seiner Bildung ergriffen, nicht genug getan habe, einer gefährlichen Leidenschaft zuvorzukommen. Bald wollte er nunmehr selbst anhalten, seinen Freund aus dem Hause zu entfernen: aber welch ein Schmerz für ihn, wenn er an diese Trennung gedachte! welche neue Unruhe, was aus ihm werden könne! wer sollte ihn unterstützen, mit Rat und Geld auf der Bahn weiter führen, auf welche er ihn geleitet hatte?

„Wie unrecht tat ich," sprach er oft zu sich selbst, „daß ich diesen Durst nach Ehre in ihm rege machte! daß ich ihn in eine Laufbahn hinzog, in welcher er sich unmöglich erhalten kann! Sein Elend hab' ich in der besten Absicht bewirkt: er wird nach Ehre, wie nach dem höchsten Gute, aufstreben, und seine Armut ihn, wie einen Vogel, dem Blei an die Flügel gebunden ist, wieder zurückziehn; und dann wird der Unglückliche sich im Staube wälzen, sich selbst durch Kummer und Ärger zerstören und dem fluchen, der ihn fliegen lehrte, da er nach dem Willen des Schicksals nur kriechen soll. — Meine künftigen Tage, die das Bewußtsein, einen edlen Menschen gebildet zu haben, erheitern sollte, werden unaufhörlich in Wolken und Stürmen über meinen Scheitel dahergehn. O daß mir mein erstes, mein hoffnungsvollstes Werk

mißlang! Was konnt' ich Elender, den das Geschick für die enge, kümmerliche Sphäre bestimmte, wo weder Ansehn noch Belohnung meiner warten, wo ich nicht durch Verdienste glänzen und nur mir selbst gefallen kann — für die enge Sphäre eines Landgeistlichen, der gern den Dank einer Nation verdienen möchte und alle seine Wirksamkeit auf eine Handvoll einfältiger Bauern einschränken muß — was für Trost konnt' ich in solch einer niederschlagenden Stellung wünschen und suchen, als einen Menschen gebildet zu haben, der verrichtete, was ich nicht verrichten konnte? — Auch dieser Trost ist dahin! Ich soll schlechterdings Kräfte und Willen haben, und nichts mit ihnen nützen. — Geh, Verachteter! predige, taufe, begrabe, gräme dich und — stirb!"

„Aber," tröstete er sich zu einer andern Zeit, „seine Liebe ist noch schüchtern: ich will meinem Plane treu bleiben und diesem Winke nachgehn, seine Ehrbegierde, seine Tätigkeit von neuem, bis zum Zerspringen, anspannen, seine Schüchternheit durch alle Mittel erhöhen, Tag und Nacht über ihn wachen, und wann es zum äußersten kömmt — ihn entfernen. Vielleicht macht mir unterdessen ein lebenssatter Seelsorger in der Herrschaft des Grafen Platz: dann soll er bei mir wohnen, bei mir leben, bis ich ihm zu einem Gewerbe oder einer Kunst verhelfen, oder auf der Bahn der Ehre weiterbringen kann. Aus solchem Tone muß ein edles Gefäß werden, oder es springe!"

Dem gefaßten Entschlusse gemäß verdoppelte er täglich die Beschäftigungen seines jungen Freundes, gab sich unendliche Mühe, daß ihn Graf und Gräfin einer höhern Aufmerksamkeit würdigen und durch Beifall aufmuntern sollten: sie taten es beide und warfen dem Zöglinge, seinem Erzieher zu Gefallen, zuweilen einen Brocken Lob als eine Gnade zu, mehr mit derjenigen nachsichtigen Güte, womit man der Marotte eines Menschen willfahrt, dem man nicht ungeneigt ist, als aus wahrer lebendiger Überzeugung. Bei der Gräfin mochte es noch ein Rest von Zuneigung sein, aber es war gewiß nur ein Rest: denn solange er ein Knabe war, hielt sie es nicht für unanständig, sich mit ihm abzugeben: allein sein jetziges Alter setzte sie gegen ihn in das völlige Ver-



hältnis des ungleichen Standes: sie sprach und handelte gegen ihn, wie eine gnädige Herrschaft, und wenn sie auch mehr Vergnügen in der Herablassung fand, so durfte sie vor dem Grafen nicht zu weit gehn, der so etwas eine Unanständigkeit nannte.

Sonach mußte Schwinger das meiste tun: er ließ sich gegen niemanden von Heinrichs Liebe etwas merken, und Graf und Gräfin waren durch das Alter der Baronesse sicher gemacht, sie zu argwohnen, weil sie ihr nunmehr Verstand genug zutrauten, sich nicht mit ihrer Zuneigung wegzuwerfen. Auch ließ es besonders der Graf nicht an Bemühung fehlen, ihr Stolz und Verachtung gegen alle Personen unter ihrem Stande einzupflanzen und die Vertraulichkeit zu benehmen, mit welcher sie sich gegen solche Leute betrug: seine Lehren fruchteten wenig: je mehr er sie zu Steifheit, zu Ernst und zerimoniöser Gravität zwingen wollte, je mehr wuchs ihr Mißfallen daran, das sie freilich wohlbedächtig verbarg. Daher gefiel sie auch fast niemanden von ihrem Stande: sie spielte wider ihre innern Antriebe eine angenommne Rolle, und es war nicht zu leugnen, daß ihr Betragen, ihre Manieren dadurch etwas ungemein Gezwungenes, Linkisches bekamen: sie war eine Puppe, die im Drahte geht, weil sie nicht natürlich gehen soll. Nicht besser fielen auch ihre Reden in der Gesellschaft aus: bei jedem Einfalle, der in ihr aufstieg, hielt sie sich zurück, aus Furcht zu frei, zu unanständig zu sprechen, und sagte in solchem Zwange meistens etwas Albernes. Man sagte allgemein: es ist ein gutes Mädchen, das Ökonomie lernen und einmal einen Landkavalier heiraten muß: für die Welt wird sie niemals. Die Damen rückten ihr ihren Mangel an Lebhaftigkeit vor, tadelten sie, daß sie zu still sei, rieten ihr, sich ein wenig aufzumuntern, den jungen Herren zu gefallen zu suchen, um durch sie aufgeheitert zu werden, und sie ward durch die öftern Aufforderungen noch gezwungner, noch ängstlicher. Die Herren gaben sich die Ehre, sie lustig machen zu wollen, wie sie es nannten: ihre laue Fröhlichkeit erwärmte die Baronesse, daß die ihrige in Flammen ausbrach, sie wurde im eigentlichen Verstande lustig, das heißt, sie vergaß sich und fiel in ihre Natur zurück: gleich erging durch Fräulein Hedwig ein

Befehl an sie, sich nicht zu frei und wider den Wohlstand zu betragen: da stand das arme Geschöpf, und war wieder eine unleidliche stumme Drahtpuppe! Desto mehr hielt sie sich auf ihrem Zimmer wieder schadlos, wiewohl auch hier Fräulein Hedwig gleich über Unanständigkeit schrie.

Sie wunderte sich äußerst, daß ihr geliebter Heinrich seine Spaziergänge auf einmal so ganz einstellte, und kundschaftete aus, daß er den ganzen Tag mit Schwingern beschäftigt sei: — keine erfreuliche Nachricht für sie! „Nun wird er mich wohl ganz vergessen" — dachte sie, aber sie hatte das nicht zu besorgen. Der gute Bursche war ein Fuhrwerk, an beiden entgegengesetzten Enden mit Pferden bespannt: bald zog das vorderste Gespann den Wagen eine kleine Strecke vorwärts, und gleich zog das hinterste an und riß ihn nach sich hin. Die Arbeit war ihm zur Last: wenn ihm Schwinger die goldnen Früchte der Ehre vorhielt, griff er nur mit halber Entschlossenheit darnach, weil ihm die Liebe schönere Lockungen darbot: er hörte, er las, ohne oft etwas zu verstehen: sein Kopf war mit Nymphen, Liebesgöttern, Grazien und allen übrigen schönen Bewohnerinnen der poetischen Liebeswelt angefüllt, die ihm mancherlei interessante Szenen zusammen vorspielten: er suchte nur Bücher auf, die ihm dieses Theater mit mehr Schauspielern und mannigfaltigern Auftritten versorgten; und da er die Alten nicht hinreichend dazu fand, wandte er sich zu den Neuern: je üppiger, je wollüstiger ihre Bücher mit der Imagination spielten, je willkommner waren sie ihm. Schwinger konnte ihn von dieser Lektüre nicht abziehn, und wollte sie ihm geradezu nicht verbieten, weil er durch das Verbot seine Begierde darnach nur mehr zu entflammen glaubte: er suchte sie ihm also anfangs mit guter Manier aus den Händen zu spielen, packte alle von diesem Schlage, die in seiner Bibliothek waren, heimlich in einen Kasten zusammen, und las sie nie, als wenn sein junger Freund schlief.

„Aber warum hatte Schwinger, ein so gesetzter Mann, ein künftiger Seelenhirte solche schädliche Bücher? warum las er solche verderbliche Schriften? Sauflieder, Hurengesänge, solch

Buhlgeschwätze und verliebtes Zeug?" — Kurzsichtiger, der du so fragst! Weil ein solcher Mann ein Bedürfnis fühlte, solche Schriften zu lesen, ist das nicht Antworts genug? — Er las sie und würde sie auch seinem Freunde nicht verschlossen haben, wäre dieser mit ihm in einem Alter und nicht in so einer kritischen Seelenlage gewesen: und da er ihren Verlust gelassen zu ertragen schien, und in seinen Arbeiten wieder, wie vorher, fortfuhr, so glaubte er ihn völlig genesen. Der leichtgläubige Arzt! denkt, daß der Patient gesund ist, weil er nicht mehr im Bette liegt!

Noch mehr wurde er in seinem wohlmeinenden Selbstbetruge durch einen Vorfall bestärkt. Als er einstmals aus dem Kabinette herauskam, fand er Heinrichen vor dem Tische hingestellt, den Kopf auf beide Hände gestützt, den Blick starr auf eine Büste des Antonins gerichtet, die vor ihm stand. Er redete ihn an und blieb ohne Antwort: er ging um ihn herum und sah ihm ins Gesicht: große Tränentropfen rollten über die eisstarren Wangen aus den unverwandten Augen. — „Was weinst du," fragte ihn Schwinger, Heinrich sprang erschrocken auf. „Daß mein Vater kein Kaiser ist," sagte er zornig und stampfte. — „Warum ist dir denn das itzo erst so unangenehm?" — „So könnt' ich doch noch etwas Gutes in der Welt ausrichten," war Heinrichs Antwort: „aber so bleibe ich zeitlebens ein schlechter Kerl, und" —

Er verstummte: ein Erröten und der gesenkte Blick hätten Schwingern leicht belehren können, was er verschwieg. — „Und ich dürft' es ungescheut wagen, die Baronesse zu lieben" dachte er sich so deutlich, als es hier gedruckt steht: aber Schwinger war von dem vermeinten glücklichen Erfolg seiner Kur so sehr bezaubert, daß er die Retizenz nicht einmal wahrnahm. Er setzte die Kur einige Zeit unermüdet fort, um ihn von Grund aus zu heilen: allein nicht lange! hatte sich der junge Mensch durch die gehäuften Beschäftigungen zu stark angegriffen? oder erschöpfte dies Hin- und Hertreiben zweier Leidenschaften, worunter die eine seine ältre, und die andere seine liebere Freundin war, seine junge Maschine? — er wurde krank: er verfiel in ein Fieber.

Die Baronesse erschrack bis zur Ohnmacht, als sie die erste

Nachricht davon bekam: nun war Graf und Gräfin samt Fräulein Hedwig zu schwach, sie zurückzuhalten: daß sie sich verraten, und daß diese Leute sie trefflich dafür ausschelten würden, daran dachte sie gar nicht, sondern hören, die Tür aufreißen, die Treppe hinauf, ins Zimmer hinein und vor sein Bette treten, das war alles eine Handlung, in einem paar Atemzügen getan. Die Zusammenkunft war für den Kranken so verwirrend als unvermutet: er wagte sich kaum zu freuen; er stammelte furchtsam etwas her, wenn sie ihn fragte; er zog schüchtern die Hand zurück, wenn sie nach ihr griff: er war so verlegen, so ängstlich, so überwältigt vom Zwange, daß er aus sich selbst nichts zu machen wußte. Ehe man sich's versahe, siehe! da kam Fräulein Hedwig herangekeucht.

„Ulrikchen! Ulrikchen!" schnatterte sie und schlug sich auf den Schoß — „was machen Sie hier? Wenn das der Graf erfährt?" —

Die Baronesse. Mag er! Ich bleibe hier, bis Heinrich wieder gesund ist.

Hedwig. Sind Sie gar toll? — Was das für ein Unglück werden wird, wenn Graf und Gräfin dahinterkommen!

Schwinger. Sie sollen es nicht erfahren: trösten Sie sich!

Hedwig. Ja aber — Sie wissen ja wohl!

Schwinger. Was soll ich wissen? — Was Sie vermuten, ist bloße Grille, bloße Einbildung. Ich stehe dafür. Lassen Sie die Baronesse immer ihren Besuch verlängern —

Die Baronesse. O ich bin nicht zum Besuch da. Ich bediene Heinrichen; daß Sie's nur wissen.

Schwinger. Auch das! Ich will Ihr Mitbediente sein.

Hedwig. Sie werden ja ihrer Tollheit nicht noch forthelfen? — So etwas gebe ich nicht zu. Kommen Sie, Ulrikchen! den Augenblick fort! — Ihn da gar zu bedienen!

Schwinger. Was ist denn Böses darinne? — Sie sind ja sonst so gelehrt: kennen Sie denn die Königin in Frankreich nicht, die den Kranken in den Hospitälern aufwartete? — Es ist ein Beweis von der Baronesse gutem Herzen.

Hedwig. Ja, und — wenn man nicht wüßte.

Schwinger. Sie wissen auch immer, was andere Leute nicht wissen. Ich bleibe beständig hier am Bette sitzen; und wenn die Baronesse ihres Amtes überdrüssig ist, dann bring' ich sie zu Ihnen.

Hedwig. Das geht nicht! das geht nicht! Bedenken Sie doch die Unanständigkeit! Der Mensch liegt ja, so lang er ist, im Bette.

Schwinger. Diese Freiheit entschuldigt die Krankheit.

Hedwig. Ja, liegen mag er; das wird ihm niemand wehren: aber ihn liegen sehen — schämen Sie sich Baronesse!

Schwinger. Verderben Sie doch dem lieben Kinde die gutherzige Freude nicht durch unzeitige Vorwürfe! Soll sie sich denn eines guten Werks schämen, weil sie es einem jungen Menschen unter ihrem Stande erweist? — Ich möchte, daß alle Vornehme ihrem Beispiele folgten und keinen Sterblichen für einen Liebesdienst zu gering achteten.

Hedwig. Das ist wohl freilich wahr: wir sind allzumal Sünder und Adams Nachkommen: mortalis nascimus: aber Sie wissen ja, wie der Graf ist.

Schwinger. Wenn er hierinne dem Vorurteil und nicht der Vernunft folgt, so ist es unsere Pflicht, zu verhüten, daß seine Anverwandtin nicht seine Denkungsart annimmt, da sie keine Anlage dazu hat. Der Graf soll es nicht erfahren, daß die Baronesse dem Triebe ihres menschenfreundlichen Herzens mehr gefolgt ist, als den lieblosen Gesetzen ihres Standes.

Hedwig. Ich kann es wohl geschehen lassen; aber daß nur nicht die Schuld hernach auf mich kömmt. Sobald es dunkel wird, Marsch ab! Wie können Sie sich nur so etwas Einfältiges einkommen lassen? hier bleiben zu wollen, bis der Bursche gesund wird! Sie werden doch nicht gar die Nacht hier bleiben wollen?

Schwinger. Die Baronesse ist viel zu verständig, als daß sie so etwas nur wollen könnte. Das war Scherz; wie Sie nun alles gleich im bittersten Ernste nehmen!

Hedwig. Ja, der Ernst kömmt mannigmal hintennach: aber Sie sind ein Ungläubiger, der liebe Gott muß Sie mit der Nase darauf stoßen. — Nu! sobald es dunkel ist, Marsch ab!

Sie ging. Schwinger ließ sich in ein Gespräch mit der Baronesse ein; aber sie hielt nicht lange darinne aus: alle Augenblicke war sie besorgt, daß der Kranke etwas brauchen möchte, erkundigte sich bei ihm darnach, und war so freudig als über ein Geschenk, wenn er etwas verlangte: machte er in seinem Verlangen eine zu lange Pause, gleich war sie mit dem Wasserglase, mit dem Löffel, oder mit der Arznei da. — „Wollen Sie nicht trinken? Sie durstet gewiß." — „Izt müssen Sie einnehmen." — „Das Kopfkissen liegt nicht recht." — „Sie haben ja den ganzen Nachmittag noch nicht eingenommen." — „Sie trinken ja gar nicht." — „Wollen Sie Limonade?" — Bald zupfte sie an der Decke, um ihn recht warm einzuhüllen, bald am Kissen, um es ihm aus dem Gesichte zu ziehen, bald wedelte sie ihm mit dem Schnupftuche Kühlung zu, izt jagte sie eine Fliege vom Bettuche, daß sie ihn nicht künftig stechen sollte, izt wischte sie ihm den Schweiß von den kleinen Fingern, um sie unter dem Schnupftuche verstohlen zu drücken: izt summte eine Schmeißfliege am Fenster — sie machte Jagd auf sie und ruhte nicht, bis sie gefangen war: izt schloß der Kranke die Augen — gleich wurde Schwingern gewinkt, daß er schwieg, sie saß wie erstarrt, sie atmete kaum, und wenn ihr ein ganzes Heer Fliegen das Blut aus der Stirne zapften, so hätte sie nicht die Hand nach ihnen bewegt, sie zu vertreiben, und wenn Schwinger nur einen Finger regte, so winkte sie ihm schon unwillig mit den Augen: sobald der Patient die Augen wieder aufschlug, flog ihm auch gleich ein freundlicher, erquickender Blick entgegen. Die Dämmerung kam: sie ließ sich ungern, aber ohne Weigerung von Schwingern zurückführen; und bei dem Abschiede wußte sie es so listig anzufangen, daß ihr Begleiter schlechterdings auf einen Augenblick ins Kabinett gehen mußte: sie bat sich ein Buch von ihm aus, und indem er's holte — hurtig hatte der Kranke einen Kuß weg.

Der Kuß steckte seine ganze fieberhafte Imagination in Brand: mit einem wehmütigen durchdringenden Schauer empfing er ihn, und sooft sich in der Nacht seine Augen zu einem kurzen Schlummer schlossen, wurde er im Traume von Grazien, Nymphen und den sämtlichen Göttinnen des Olymps, die zu seiner Bekanntschaft

gehörten, wiederholt. Liebesgötter trabten auf Zephirn vom Himmel herab: andre tummelten sich auf bäumenden Grashüpfern herum: ein kleiner Verwegner wagte sich auf Alexanders Bucephal, und wurde für seine Kühnheit bestraft; das Roß spottete wiehernd der leichten Bürde, lehnte sich auf und schüttelte den schreienden Knaben ab: dort lag er wie tot vor Schrecken, verlacht von dem umringenden Haufen seiner mutwilligen Brüder. Ein andermal zogen ihn und Ulricken sechs schneeweiße Rosse an einem römischen Triumphwagen: Graf, Gräfin und die ganze vornehme Welt, die er kannte, begleiteten sie zu Fuß in den festlichsten Kleidern; der Zug ging nach dem prächtigen Kapitol, das wie ein Tempel auf seinen Kupferstichen groß und majestätisch vor ihm stand: die Menge jauchzte. Plötzlich, als wenn ein Wind sie wegführte, verschwand die zauberische Szene, er lag bis an den Kopf in herkulanischen Schutt vergraben und arbeitete sich mit allen Kräften hervor, daß ihm der Schweiß über die Stirne rann: die Baronesse, in weißen strahlenden Atlas gekleidet und mit einer goldnen Glorie umgeben, erschien, reichte ihm die Hand und riß ihn leicht heraus: dankend wollte er sie umarmen, einen Kuß auf die Lippen drücken, und hielt in den zusammengeschlossnen Armen — die dicke schielende Hedwig. Zu einer andern Zeit lag er tot am Rande des Styx: seine Seele irrte ängstlich am Ufer hinab, um über ihn zu setzen, und vermocht es nie: endlich gesellte sich zu ihm eine andre peinlich suchende Seele: es war Ulrike, die ihren Körper verlassen hatte, um ihm nachzueilen, sie flohen miteinander zu ihren Leibern zurück, belebten sie von neuem und starben nie wieder. — So ergötzte ihn mit unendlichen Schauspielen seine träumende Phantasie; er schlief jede halbe Stunde zu neuem Entzücken ein, und die Baronesse erwachte jede halbe Stunde, um sich zu beklagen, wie lang die Nacht sei.

Nach dem Tee war sie schon wieder vor dem Bette: ihre Gouvernante fand in mannigfaltiger Rücksicht ihre Rechnung bei den Abwesenheiten der Baronesse, und setzte sich nicht mehr dawider, vornehmlich da Schwinger darauf bestund, daß man sie in ihrem freundschaftlichen Mitleiden nicht stören solle, und beständig Auf-

sicht über ihre Besuche zu haben versprach. Auf solche Weise brachte sie alle Zeit, wo nicht Onkel und Tante ihre Gesellschaft foderten, mit der sorgsamen Pflegung ihres Geliebten zu: sie las ihm vor, und jede Stelle, die Zuneigung und Liebe ausdrückte, wurde durch einen nachdrücklichen Ton ausgezeichnet und von einem Blicke auf den Kranken begleitet: auch er gewöhnte sich sehr bald an diese geheime Sprache: er tat, als ob er gewisse verbindliche Stellen nicht verstanden habe, und wiederholte sie unter diesem Vorwande mit der bedeutungsvollsten Pantomime: so spielten sie in ihres Aufsehers Gegenwart den Roman und gaben sich die feurigsten Liebesversicherungen, ohne daß er's wahrnahm.

Die Krankheit wuchs in einer Nacht plötzlich: als sie am folgenden Morgen heraufkam, lag Heinrich sinnlos, ohne Bewußtsein und Bewegung da: die verdrehten Augen standen weit offen, und doch erkannten sie niemanden: die Lippen waren dick und blau, als wenn das Blut in allen Adern von der strengsten Kälte geronnen wäre: jede Muskel lag unbeweglich, abgespannt, und aus jedem seelenlosen Zuge starrte der Tod hervor. Minutenlang stand sie vor ihm, wie ein Marmorbild, von Schrecken und Schmerz versteinert. Schwinger wollte sie bereden, daß er schliefe — „Nein," schrie sie mit hohlem schauerndem Tone, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, „er ist tot!" — „Er ist tot!" schrie sie noch einmal — und dann in einem Atemzuge: „Heinrich! Heinrich!" — Nicht eine Fiber rührte sich an dem Kranken. Sie hob seine Hand auf; schlaff, kraftlos fiel sie wieder auf das Bette. Sie faßte den Kopf, konnte ihn kaum aufbringen: starr, schwer fiel er wieder aufs Kopfkissen. Sie rief dicht in das Ohr: „Heinrich! Heinrich!" — Kein Zuck!

Die Tränen standen wie geronnen in ihren Augen, bis zum Überlaufen voll; und keine konnte fließen. Ohne ein Wort zu reden, stürzte sie sich zur Tür hinaus, die Treppe hinunter, und wer ihr begegnete, den stieß sie vor sich hin und rief: „den Arzt!" Sie flog in die Küche, in den Stall, brachte alles in Aufruhr, befahl allen den Arzt zu holen: niemand ging. Sie zürnte, sie tobte, sie stieß die Leute fort: schwerfällig blieben sie stehn, sahen sie an, und wußten nicht, was sie von ihr denken sollten. — Hie und da

kam eine phlegmatische Frage: „Warum denn? Für wen denn?" — oder so etwas. — „Er ist tot!" schluchzte sie mit halbverbißnem Worte. — „Wer denn?" fragte man abermals. — „Heinrich!" rief sie, und hätte die dumpfen trägen Geschöpfe mit den Händen zerfleischen mögen. Sie bekam weiter nichts zur Antwort als ein langgedehntes „So?", das die ganze Küche in einem Tutti aussprach. Niemand ging.

Der Zorn kochte, wie ein Strudel, in ihrer Brust: mit glühendem Gesichte verließ sie das untätige Volk, und in den Hof! — Mit aufgestreiften Armen, im Hemde, ein kurzes schwarzes Pfeifchen zwischen den Zähnen, lehnte der Stallknecht an der Tür und sah in die Sonnenstäubchen. Sie erblickte ihn: in einem Fluge auf ihn los und ihm um den schmutzigen Hals! — „Ich bitte Euch um Gottes willen, holt den Arzt!" — Der Bursche, durch den andringenden Ton in Bewegung gesetzt, rennte mechanisch über den Hof weg: als er an die Tür kam, besann er sich, daß er nicht wußte, wohin er sollte: — „wen soll ich rufen?" fragte er und kam wieder zurück. Indem die Baronesse von neuem entbrennen wollte, stand Schwinger hinter ihr und brachte ihr die Nachricht, daß der Medikus bei dem Grafen gewesen und bereits oben bei dem Kranken sei. Viel Freude für sie! Mit vorstrebender Brust eilte sie so geschwind hinauf, daß ihr Schwinger kaum folgen konnte. Das erste Wort, was durch die aufgerißne Tür flog, war — „lebt er wieder?" — „Ja," versicherte der Arzt und bewies seine Versichrung aus dem zunehmenden Pulsschlage. Sie wollte den Beweis ganz ungezweifelt haben und fühlte selbst an den Puls, hielt ihn lange Zeit, um sein steigendes Zunehmen zu bemerken, und in dieser Stellung erblickte und fühlte sich der Kranke bei seinem Erwachen aus der Betäubung. Welch ein glückliches Erwachen zu einem Bilde, das seine Nerven in verdoppelte Schwingungen setzte und ins Herz drang, um einen unlöschbaren Eindruck zurückzulassen! — „izt blickt er mich an!" rief die Baronesse, und die Freude ging in ihrem Gesichte auf, wie der volle Mond am Ende eines trüben Horizonts, wenn die Wolken vor ihm weichen.

Leben und Vergnügen auf beiden Seiten wuchs mit jedem Pulsschlage: sie konnte sich nicht genug über die fühllosen Kreaturen ärgern, die an Heinrichs vermeintem Tode nicht so vielen Anteil genommen hatten als sie: auch der Arzt kam nicht ohne Schmälen weg, daß er so kalt von seiner Besserung sprach und so gleichgültig versicherte, daß er wohl sterben würde, wenn so ein Sturz noch einmal käme. Sie zog ihn am Ärmel zurück, als er gehn wollte, und verlangte schlechterdings, daß er diesen zweiten Sturz abwarten möchte: allein er entschuldigte sich sehr höflich und gab zur Ursache an, daß er zu einer Braut müsse, bei der man vorige Nacht auf das Ende gewartet habe. — „Sie wird wohl nicht mehr am Leben sein," setzte er frostig hinzu: „aber ich muß mich denn doch erkundigen, ob sie wirklich tot ist."

Die Baronesse stieß ihn von sich und mochte ihn vor Verachtung über seine Kälte nicht ansehen. „Ich hätte," sagte sie zu Schwingern, als er hinaus war — „ich hätte dem krummnasichten Doktor ein Paar Ohrfeigen geben mögen, so hab' ich mich über ihn geärgert. Sprach er nicht von Heinrichs Tode, als ob er gleich wieder einen andern aus seinen Büchsen herausdestillieren könnte, wenn dieser gestorben wäre? Ich bezahlte ihn gewiß nicht, wenn ich der Onkel wäre." —

Noch hatte weder Graf noch Gräfin erfahren, wie tätig sie sich mit der Wartung des kranken Heinrich beschäftigte: ein einziges Mal verriet sie sich bei Tafel. Der prophezeite zweite Sturz hatte sich eingefunden, und ein Bedienter brachte die Nachricht, daß Heinrich eben gestorben sei. Der Gräfin stieg eine Träne ins Auge, die sie durch ein Umdrehen des Kopfs nach dem Bedienten, der die Nachricht gebracht hatte, vor ihrem Gemahle verbarg, der schon zu beratschlagen anfing, wie man ihm, ohne seinen Stand zu überschreiten, ein distinguiertes Begräbnis veranstalten solle. Die Baronesse ließ vor Schrecken den Löffel auf den Teller fallen, daß der Milchcreme weit herumspritzte: sie schob ihren Stuhl mit dem Fuße zurück, blieb verwildert, sinnenlos kurze Zeit in halb fliehender Stellung: plötzlich warf sie die Serviette in den Creme hinein und ging zum Zimmer hinaus, langsam die Treppe hin-

auf — der Schrecken hatte ihre Knie gelähmt — und große Tropfen rollten, wie Perlen, über das bleiche stumme Gesicht. Schwingern schauderte vor dem Anblicke, als immer eine Träne die andre über die eiskalte, starre, steinerne Miene hinjagte. Sie mußte sich setzen, denn ihre Knie sanken. — „Was haben Sie, liebe Baronesse?“ fragte Schwinger. Sie redete nicht, sah immer steif vor sich hin. — „Was fehlt Ihnen?“ tönte eine ängstliche, schwachatmige Frage hinter dem Vorhange des Bettes hervor. Es war Heinrichs Stimme. Die Freude traf sie wie ein elektrischer Schlag: sie fuhr zusammen und stürzte vom Stuhle. Schwinger erhaschte sie zu rechter Zeit noch, Fräulein Hedwig, die man ihr gleich nachgeschickt hatte, kam eben an und trug mit schwerfälligem Galoppe alle Fläschchen, die sie ansichtig wurde, herbei und hielt sie ihr unter die Nase, sie mochten riechen oder nicht. Endlich kam sie wieder zu sich: sie saß Heinrichs Bette gegenüber, der, um zu sehn, was vorging, die Vorhänge ein wenig zurückgeschoben hatte, und bei dem ersten Eröffnen der Augen traf Blick auf Blick. Wie mächtig Gefühl und Imagination durch solche Spiele des Zufalls aufgeregt, und welche bleibende Eindrücke durch sie der Seele eingedrückt werden, wird jedem Leser sein eignes Gedächtnis belehren; und warum sollte ich also mit Worten beschreiben, was ihm seine Erfahrung besser berichten kann? — Nach einigen Verwunderungen, Fragen und Antworten auf allen Seiten entwickelte sich's, daß der Bediente entweder aus boshafter Schadenfreude oder aus der Gewohnheit dieser Leute, Vermutung als geschehne Gewißheit wieder zu erzählen, gelogen hatte; denn es war ihm nichts weiter von der Kammerjungfer im Vorbeigehn gemeldet worden, als daß Heinrich wieder schlimmer sei und wohl sterben werde: und die ganze Sache war nichts, als eine kurze Betäubung, die schon lange vor jener Todesbotschaft aufgehört hatte.

Der Graf war über das Betragen der Baronesse ein wenig stutzig geworden: nicht als ob er Liebe dabei mutmaßte! — davon hatte er gar keinen Begriff — sondern eine zu große Vertraulichkeit zwischen beiden jungen Leuten argwohnte er; und die Idee, daß seine Schwestertochter sich zu einer so ausgezeichneten Betrübnis

um den Sohn seines Einnehmers erniedrige, hatte so viel Widriges für ihn, daß er Fräulein Hedwig wegen ihrer schlechten Erziehung tadelte, ihr einen Verweis für ihre eigne Person erteilte und einen zweiten für die Baronesse in Kommission gab. Die Gräfin mußte auch einen versteckten annehmen, weil sie ihre Tränen nicht genugsam verborgen hatte, um sich nicht in seinen Augen so verächtlich zu machen, als ob sie aus Mitleid um den Sohn seines Einnehmers geweint hätte, wandte sie einen starken Schnupfen vor, der ihr bei jedem Worte das Wasser aus den Augen triebe; und damit ihr Gemahl nicht bei ähnlichen Vorfällen auf die Spur der wahren Ursache geraten möchte, die ihre geheime Mutmaßung für unleugbar hielt, redete sie ihm mit ihrer gewöhnlichen Kunst alles aus, was er besorgte, und nahm es über sich, die Baronesse über ihr unanständiges Betragen selbst zu bestrafen.

Die Bestrafung fiel sehr gelind aus. Die Gräfin besaß von Natur viel Reizbarkeit, allein ihre Empfindung war durch die Erziehung ihrer Eltern und den Stolz ihres Gemahls in beständigem Zwange gehalten worden. Sie hatte sich dadurch eine gewisse künstliche Kälte erworben, dadurch gleichsam eine Eisrinde um ihr Gesicht gezogen, die ihr inneres Gefühl nicht durchschmelzen konnte, wofern es ein Vorfall nicht zu plötzlich in Flammen brachte. Das Bewußtsein ihres eignen Fehlers—denn dafür mußte sie es nach allen Begriffen erkennen, die ihr die Erziehung davon beigebracht hatte—machte sie gegen die Empfindlichkeit der Baronesse ungemein nachsichtig: der Rest von Güte des Herzens, den ihr Eltern und Gemahl nicht hatten auslöschen können, überredete sie, ihrer jungen Anverwandtin ein Vergnügen nicht ganz zu verwehren, das für sie selbst eine verbotne Frucht war: sie hatte es wohl ehemals aus Furcht vor dem Grafen getan, allein da sie die Baronesse nunmehr für alt und verständig genug hielt, ihre Würde nicht ganz zu vergessen, so empfahl sie ihr bloß Vorsichtigkeit und Zurückhaltung und vor allen Dingen Wachsamkeit über sich selbst, um sich in Gegenwart des Grafen nichts Verdächtiges entschlüpfen zu lassen.

Das Verfahren der Gräfin war in Ansehung der Absicht, die sie erreichen wollte, äußerst zu mißbilligen: wenn sie eigentliche

Liebe bei der Baronesse verhüten wollte, so mußte sie ja durch die stillschweigende Anerkennung, daß man ihr einmal etwas unrechterweise verboten habe, und durch den Rat, einen vormals unrechterweise verbotnen und itzt erlaubten Umgang unter der Bedingung fortzusetzen, daß sie ihn dem Onkel verheimlichte, notwendig auf den Weg geführt werden, diese nämliche empfohlne Klugheit auch wider die Tante zu gebrauchen, wenn es diese einmal für heilsam erachtete, das alte Verbot zu erneuern. Außerdem beging die Gräfin einen ungeheuren Fehlschluß, daß ihr die Aufhebung des Verbots itzo weniger notwendig schien: doch man hatte einmal falsche Maßregeln genommen, und bei der Erziehung machen die ersten falschen Schritte meistens alle nachfolgenden zu Fehltritten: man verbot, da man erlauben, und erlaubte, da man verbieten sollte. Man glaubt nicht, wie listig die Leidenschaft bei aller Unbesonnenheit ist, die man ihr schuld gibt: sie kennt ihren Vorteil so gut als ein Finanzpachter; und man darf ihn nur von fern weisen, so macht sie schon Projekte darauf.

Auch hatten die Maßregeln der Gräfin wirklich alle Folgen, die man erwarten konnte: die Baronesse ging ohne Scheu mit Heinrichen nach seiner Genesung um, und weder Fräulein Hedwig noch Schwinger durften etwas dawider einwenden, weil sie die Begünstigung der Gräfin hatte, die allen einzig anbefohl, nichts davon zur Wissenschaft des Grafen gelangen zu lassen. „Zudem," sagte sie zu sich selbst, „wird Ulrike oder der junge Mensch bald aus dem Hause kommen: mein Gemahl wollte sie ja neulich schon in eine Stadt tun, wo ein Hof ist; und so mag sie immerhin sich zuweilen mit einer jugendlichen Schäkerei vergnügen: die feinern Sitten des Hofes und der großen Stadt werden das alles wieder verdrängen: ein Mädchen muß in ihrem Leben einmal rasen: besser also früh, als spät!"

So hatte der Schutzgott der Liebe alle Hindernisse durch die vermeinte Klugheit derjenigen selbst weggeräumt, die am feindseligsten gegen sie handeln wollten. Die Neigung der beiden jungen Personen wurde täglich durch Gefälligkeiten, Umgang und kleine Vertraulichkeiten genährt und flammte allmählich zur Leidenschaft

empor. Wie sollte Heinrich nicht ein junges Frauenzimmer lieben, das sich so lebhaft in seiner Krankheit für ihn interessierte, das täglich durch neue Unbesonnenheiten ihres guten Herzens und ihrer Zärtlichkeit für ihn sich Ungelegenheit und Verdruß zuzog, und nichts achtete, wenn sie ein paar Minuten mit ihm zubringen konnte? Und wie sollte die Baronesse den Eindruck eines jungen Menschen mit so einnehmender Figur und Bildung, von so auszeichnendem Charakter, so vieler Lebhaftigkeit und Unterhaltungsgabe von sich abwehren? — Die Fesseln des Zwanges wurden auf beiden Seiten mehr und mehr abgeworfen, und ihrer Leidenschaft ein anderes Gewand dafür angelegt — die Hülle der Heimlichkeit.

Zweites Kapitel

Wenn einmal die Liebe so weit ist, dann sorgt das Schicksal gemeiniglich, daß sie nicht auf der Hälfte des Wegs stehen bleibt: ein Zufall mußte sogar den beiderseitigen Vorteil der jungen Personen mit ins Spiel ziehn, und sie nötigen, Partie miteinander gegen die Unterdrückung eines Dritten zu machen — ein neues Band, das Herzen fester zusammenzieht!

Der Graf hatte unter seinen vielfältigen Marotten eine von der seltsamsten Art: er wollte seinem Hause gern das Ansehn eines Hofs geben, und empfand daher eine besondre Freude, wenn die Kabalen eines Hofs darinne regierten: Ränke, Unterdrückungen, Uneinigkeiten, Verleumdung, zierten seine kleine Hofstatt nach seiner Meinung; und er gab sich sogar selbst Mühe das Feuer der Zwietracht wieder aufzuwecken, wenn es ihm zu niedrig brannte. Deswegen führte man auch in seinem ganzen Hause die eigentliche Hofsprache: wenn der Koch das Küchenmensch geprügelt und bei dem Haushofmeister es dahin gebracht hatte, daß er ihr den Abschied gab, so sagte man allgemein, der Koch hat die Küchenmagd gestürzt. Hatte der Kutscher des braunen Zugs es so einzuleiten gewußt, daß er den Grafen bei der sonntäglichen feierlichen Promenade fuhr, da es einige Zeit her sein

Kamerad mit dem perlfarbenen getan hatte, so sagte man: Jakob hat Gürgen untergraben. Wenn der eine Laufer den Grafen nach dem Spaziergange im Garten die Schuhe abbürsten mußte, da es sonst der andre getan hatte, so berichtete man sich: daß Albert wider Franzen eine Intrigue gemacht habe; und durfte der Stallknecht auf ausdrücklichen Befehl, der meistens nur ein Einfall war, nicht mehr die perlfarbenen Wallachen in die Schwemme reiten, so war, nach der allgemeinen Sage, der Stallknecht in Ungnade gefallen.

Zuweilen gingen die Kabalen wirklich ins Große: man plagte und quälte sich so herrlich, als wenn's ein Königreich gegolten hätte, und gewöhnlich war doch nichts als die kleine Glückseligkeit, mit einem Befehle mehr vom Herrn Grafen beehrt zu werden, der Preis, um dessentwillen man sich das Leben sauer machte. Vornehmlich war der Liebling des Grafen, sein sogenannter Maulesel, der große Hetzhund seines Herrn, der sich ein ordentliches Studium daraus machte, seine Kameraden in unaufhörlichem Streite zu erhalten. Er hatte es darinne so unglaublich weit gebracht, daß ihm seine Absicht nie mißlang: er ging zu dem einen, den er zum Zank ausersehen hatte, und erzählte ihm die aufbringendsten Dinge, die ein andrer von ihm gesagt haben sollte und nie gesagt hatte, daß er vor Zorn kochte: darauf begab er sich zu dem andern und vertraute ihm die nämlichen Beleidigungen an, als wenn sie jener von ihm gesagt hätte; und jeder mußte ihm noch obendrein dafür danken, weil er ihm diese erlognen Nachrichten als Heimlichkeiten entdeckte, wobei er inständigst bat, den Überbringer derselben ja nicht zu verraten: wenn sie nun beide vor Grimm brausten und sprudelten, dann gingen nicht drei Minuten vorbei, so legte er's so geschickt an, daß sie an einem dritten Orte einander treffen mußten; und die menschliche Natur wirkte bei beiden sogleich einen so heilsamen erleichternden Zank, daß ihr Zusammenhetzer im Winkel, wo er sie behorchte, sich vor Freuden hätte wälzen mögen. Meistens hatte er auch noch eine andre boshafte Nebenabsicht: nach der Gewohnheit dieser Leute warfen sich die Streitenden jedesmal alle Spitzbübereien und Schelmenstreiche

ins Gesicht, die einer vom anderen wußte: sonach erfuhr er auch die skandalose Chronik des ganzen Schlosses, und es kamen durch dieses Mittel zuweilen Gottlosigkeiten an den Tag, die man außerdem nicht anders als mit dem höchsten Grade der Tortur aus ihren Urhebern herausgebracht hätte. Zuweilen, wenn er wußte, daß einer einen Groll auf einen andern hatte, brachte er diesen unter irgendeinem Vorwande in die Nähe bei des erstern Wohnung, oft stellte er ihn ausdrücklich unter das Fenster, um ihm zu beweisen, wie schlecht jener von ihm spreche: dann ging er hinein, leitete das Gespräch auf denjenigen, der unter dem Fenster horchte, lobte oder tadelte ihn, und wenn der Mann, der von seinem Feinde nicht behorcht zu werden glaubte, treuherzig genug war, so stimmte er mit lautem Halse in den Tadel ein: dann nahm der Boshafte die Partie des Horchenden und feuerte den Mann in der Stube durch den Widerspruch zu solcher Erbitterung an, daß der Mann unter dem Fenster seinen Zorn nicht länger halten konnte, sondern hereinbrach und auf der Stelle den Beleidiger mit Worten oder Tätlichkeiten angriff. In diesen Kunstgriffen, die Leute ohne ihren Willen zum Sprechen wider einen Dritten zu reizen, wenn und wie oft es ihm beliebte, bestand sein ganzer Verstand: er war unerschöpflich erfindsam darinne und beständig so neu, daß er oft den Klügsten des Nachmittags wieder betrog, wenn er ihn gleich des Vormittags schon einmal betrogen hatte. Jedermann floh ihn deswegen, und jedermann mußte ihn suchen, weil er der einzige Kanal war, bei dem Grafen etwas auszuwirken. Alle solche Lustbarkeiten endigten sich damit, daß sie ganz frisch und warm dem Grafen hinterbracht wurden, der zuweilen so herzlich darüber lachte, daß ihm die Augen übergingen. Die Folgen solcher Klatschereien waren aber meistens sehr ernsthaft: einer von den Zankenden, dem der Maulesel übel wollte, wurde seines Dienstes entlassen oder auf einige Zeit aus dem Schlosse gewiesen, oder der Graf kehrte ihm allemal den Rücken, wenn er sich zeigte, oder es widerfuhren ihm andre herzangreifende Kränkungen; und alles geschah in der stolzen Absicht, daß große und öftere Revolutionen im Hause sein sollten, die ihm die

höchste Ähnlichkeit eines Hofs zuwege brächten. Daher war auch das Schloß des Grafen von Ohlau ein wahrer Sammelplatz, ein Raritätenkabinett von Lügen und Klatschereien: nicht eine Minute lang stunden zween Menschen auf einem Flecken, so wurde ein drittes zum Schlachtopfer ihres Gesprächs: eine Grube voll Füchse, Wölfe und Tiger war's, die sich alle angrinsten und zerfleischten; und wenn Falschheit, Feindschaft und Verleumdung nötige Ingredienzien eines Hofs sind, so war dies Haus der größte in ganz Europa.

Das große Schwungrad dieser herrlichen Maschine — den Maulesel meine ich — hatte schon gleich anfangs mit Widerwillen die Aufnahme des jungen Herrmanns auf das Schloß angesehen, und war zum Teil daran schuld, daß er die Gunst des Grafen nur kurze Zeit genoß: da auch die überspannte Liebe der Gräfin bald wieder schlaff wurde, und man den Burschen, abgesondert von der übrigen Hofstatt, zu Schwingern steckte, wo er mit niemanden als seinen Büchern und der Baronesse Ulrike in Gemeinschaft stand, und nach dem Beispiel seines Lehrers sonst keine Seele im Hause anredete, so entging er gewissermaßen der Aufmerksamkeit jenes Boshaften: er war nebst seinem Freunde so gut als tot geachtet, und keiner von beiden wert, daß man wider ihn maschinierte, weil sie zum Zanken nicht taugten. Itzt aber besann sich der Mann, daß sein eigner Sohn in dem Alter sei, um eine Kreatur des Grafen zu werden, und sich durch zeitige Übung zum Nachfolger seines Vaters zu bilden. Er lag also dem Grafen an, oder vielmehr er befahl ihm — denn so klangen alle seine Bitten und hatten auch die nämliche Kraft — seinen Sohn auf dem Schlosse, wie den jungen Herrmann, erziehen zu lassen: der Graf sagte ohne Bedenken Ja, und den Tag darauf erschien der Bube, das echte Konterfei seines Vaters. Unseren Heinrich wollte er nicht geradezu verdrängen, weil er hoffte, daß sein vielversprechender Sohn bald einen glücklichen Zank bewerkstelligen werde, wo jener, als die schwächere Partei, notwendig den kürzern ziehen und durch seine Veranstaltung in Ungnaden den Platz ganz räumen müsse.

Schwinger hätte lieber einen leiblichen Sohn des Satans unterrichtet, als diesen Buben: allein was sollte er tun? Es war Befehl des Grafen, von dem er sein Glück erwartete. Jakob — so hieß er — wurde also der Stubenkamerad und Mitschüler des armen Heinrichs. Schwinger gab seinem bisherigen Zöglinge heilsame Verhaltungsregeln und empfahl ihm vor allen Dingen, Zank zu verhüten, den gefährlichen Nebenbuhler zu meiden, soviel es sich tun ließ und keine von seinen Beleidigungen der Aufmerksamkeit zu würdigen: er selbst beobachtete eine ähnliche Aufführung gegen ihn, ließ ihn bei seinem Unterrichte gegenwärtig sein, ohne sich um ihn zu bekümmern, ob er etwas lernte oder nicht; er konnte gehn, kommen, achthaben oder nicht, und wegen seiner Aufführung lobte und tadelte er ihn mit keiner Silbe. Der Bube, der nicht den mindesten Trieb zum Fleiße hatte, war mit dieser verächtlichen Behandlung äußerst zufrieden und brachte die Lehrstunden meistens am Fenster mit dem unterhaltenden Spiele zu, daß er Fliegen fing, an Stecknadeln spießte, und mit inniger Freude sich zu Tode quälen sah. Deswegen sagte ihm auch einmal Schwinger: „du bist zum Scharfrichter geboren" — welche Bestimmung er so freudig anerkannte, daß er versicherte, er wolle einem Menschen wohl den Kopf abhauen, wenn er still hielt. Heinrich kehrte ihm vor Abscheu den Rücken zu und verzog sein ganzes Gesicht in die Miene der Empfindlichkeit: es schauerte ihn.

Noch ging's auf allen Seiten gut: allein der Junge war von der Natur so zum Hasse ausgezeichnet, daß man ihn unmöglich um sich sehen und bloß verachten konnte. Aus seinen lichtgrauen, beinahe grünen Augen lauschte der ausgemachteste Schelm hervor, der niederträchtig sein mußte, weil er zur Bosheit zu dumm war: alle Muskeln des Gesichts bewegten sich unaufhörlich: bald zog sich der Mund in eine schiefe höhnende Lage, bald rümpfte sich die Nase, bald rissen die Augen, wie große unterirdische Höhlen, auf und die Augenbraunen fuhren über die Stirn bis an die Haare hinan, bald bleckte er die Zunge, bald fletschte er die Zähne, wie ein grimmiger Tiger — und alles vor sich hin, ohne ein Wort

zu sprechen! Zum freien Blicke in die Augen ließ er's niemals kommen, sondern wandte sogleich die Augen hinweg, wenn sie ein fremdes Auge traf, und wollte er jemanden anschauen, so geschah's nicht anders als mit einem hämischen Seitenblicke. Nie stand er gerade auf den Fußsohlen, sondern ein Fuß lag gewöhnlich auf der Seite und rieb sich an den Dielen: drei Finger in den eirunden Mund zu stecken und daran zu kauen, beide Ellbogen auf den Tisch zu stützen und den Affenkopf in die Hände zu legen, sich nur mit einer Seite des Leibes auf den Stuhl zu setzen und mit der Schläfe an der Lehne hin und her zu fahren — diese und ähnliche waren seine Lieblingsstellungen. Der Kontrast, wenn dieser Pavian und Heinrich nebeneinander stunden, war so auffallend, als zwischen einem Satyr und einem Apollo. Dem jungen Herrmann sprach aus den feurigen dunkelblauen Augen eine Seele voll edler Größe und starken Gefühls: auf den roten vollen Wangen blühte Heiterkeit und fröhlicher Mut: der lächelnde kleine Mund kam, auch schweigend, mit Gefälligkeit und Liebe entgegen: die gebogene Nase kündigte Verstand, die hochgewölbte Stirn Tiefsinn und Ernst, und die starken, in erhabne Bogen gekrümmten Augenbraunen Würde an: aus allen Punkten des Gesichts redete Offenheit, daß man beim ersten Anblicke in ein Herz zu schauen glaubte. Jede Bewegung seines wohlgebildeten Leibes wurde von einem Reize, einem bezaubernden Reize begleitet: selbst die stolzeste Dame, wenn sie die Pantomime sah, womit seine Lebhaftigkeit alle Reden beseelte, spitzte den Mund zu einem Kusse, und würde ihn gewiß auf seine Lippen gedrückt haben, wenn sie nicht die Erinnerung an ihren Stand zurückgezogen hätte. Erblickte man neben diesem Marmorbilde des Phidias den tönernen Jakob, von dem elendesten Töpfer geformt — einen dicken kugelrunden Kopf, mit Schweinsaugen, einer ungeheuern Nase, einem großen verzerrten Munde, und hauptsächlich zur Warnung aller Sterblichen mit der hämischsten, tückischsten, gelbsüchtigsten Miene und der niederträchtigsten Dummdreistigkeit so deutlich und leserlich, als ein Dieb vom Scharfrichter, gebrandmalt: sah man diesen krumbeinichten Pagoden dahinschlentern, und mit den

plumpsten Manieren oder leidenschaftlichem Ungestüm die Arme bewegen: dann wünschte man sich das Recht, ein so mißlungenes Werk zu zerstören, das eine Welt verunstaltete, die solche Geschöpfe hervorbringt, wie eins neben ihm stund.

Die natürliche Antipathie, die zwei so dissonierende Kreaturen voneinander wegstoßen muß, verstattete dem jungen Herrmann schlechterdings nicht, der Ermahnung seines Lehrers ganz getreu zu bleiben: doch wäre er vielleicht wieder in das Gleis der stillen Verachtung zu leiten gewesen, hätte sich nicht Eifersucht darein gemischt. Trotz aller Merkmale der Verwerflichkeit zog der Graf das Geschöpf Heinrichen weit vor: diesen ließ er niemals zu sich kommen, und jenen sehr oft zu sich rufen: wenn ihm die Baronesse einen Einfall von Heinrichen erzählte, so schwieg er und tat, als ob er's nicht hörte, oder sprach gleich etwas anders darein: warf Jakob eine Grobheit oder plumpe Höhnerei jemanden an den Hals, so erschallte ein beifallvolles Lachen: sehr oft erzählte er sogar Einfälle, die Heinrich gesagt und die Baronesse bei Tafel vorgebracht hatte, als ob sie von dem struppköpfigten Jakob herrührten. — Es ist ein unseliger Trieb in der menschlichen Natur, der die Menschen gegen die Vortrefflichkeit empört: lieber räuchern sie einem abgeschmackten, geistlosen, unwürdigen Apis, um einen Apoll zu demütigen, weil er den Weihrauch verdient. Auszeichnendes Verdienst ist ein Fehdebrief an die Verachtung, den die Natur ihren Günstlingen auf die Brust hing, der jedesmal richtig beantwortet wird, wo es die Leute nicht der Mühe wert achten zu hassen. Zu diesem Grunde gesellte sich noch ein anderer nicht weniger wichtige: Jakob, weil er keinen Wert in sich selbst fühlte, kannte keinen andern als den Gehorsam eines Hundes, der sich von seinem Herrn zu allem gebrauchen läßt, wenn er ihn nur gut füttert: Heinrich hingegen voll vom Gefühl seiner Kraft, erwies und foderte Achtung, gehorchte aus Erkenntlichkeit, und rang nach keiner Gunst, die er als eine erniedrigende Gnadenbezeugung besitzen sollte: als Belohnung, als Verdienst wollte er sie empfangen. Dieser schmeichelte und ehrte den Grafen, um sich ihm verbindlich zu machen, und der Graf wollte nur aus Schuldig-

keit geehrt und geschmeichelt sein: er foderte Respekt als einen Tribut. Eine solche Federung erfüllte Jakob ungleich besser: er war sich in seinen eignen Augen nicht viel, und fand es also nicht befremdend, wenn ihn der Graf als gar nichts behandelte.

Heinrich sah vielleicht einen großen Teil hiervon ein: allein welche Menschenseele sollte nicht dessenungeachtet bei einem so offenbaren Unrechte entbrennen und wider den Unwürdigen auflodern, der so ganz ohne Verdienst den Vorzug an sich reißt?—So oft auch Schwinger seine Ermahnungen zur Gelassenheit wiederholte, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zuweilen mit bittern Spöttereien und empfindlichen Verächtlichkeiten zu bestrafen: zu seinem Ärger verstand sie der Bube meistenteils nicht, war aber die Dosis so stark, daß er sie notwendig fühlen mußte, so rächte sich der Beleidigte mit einer Plumpheit, und wenn er im darauffolgenden Wortwechsel nicht weiter konnte, so war seine gewöhnliche Zuflucht, den Streit mit Erdichtungen zum Nachteile des Gegners dem Grafen zu hinterbringen, der nicht selten Heinrichen einen Verweis darüber geben ließ. Eines Tages ging es so weit, daß ihn der Graf, als er ihn von ohngefähr auf der Treppe traf, in Gegenwart seines ganzen Gefolgs und des Anklägers derb ausschalt, weil er diesen die Meerkatze des Grafen genannt hatte. Heinrich, über die Vorwürfe und das triumphierende Gelächter seines Gegners aufgebracht, antwortete bitter: „O ich hab' ihm noch zu viel Ehre angetan; ihre Hoffau hätt' ich ihn nennen sollen.“—Der Graf vergaß sich in der Hitze so weit, daß er ihm mit hoher Hand auf der Stelle eine Ohrfeige gab.

Wie eingewurzelt stand der Beleidigte da und wußte nicht, ob er dem Grafen nachgehen und sich durch stärkre Empfindlichkeiten rächen, oder dem Buben, der vor Freuden hüpfte, die Kehle zudrükken sollte: izt ging er, izt stund er, knirschte mit den Zähnen, schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn, daß es laut schallte, seufzte, lehnte den Kopf an die Wand und brach vor Schmerz über seine ohnmächtige Wut in eine Flut von Tränen aus.

Die Baronesse hatte durch eine schmale Eröffnung ihrer Tür den häßlichen Auftritt mit angesehn: schon war sie auf dem

Sprunge, sich zu verraten und dazwischen zu laufen, als der Graf ausholte, allein zu ihrem Glück blieb sie mit der Falbala am untersten Riegel hängen, und ehe sie sich losriß, war die Ohrfeige schon empfangen und ihr Onkel fortgegangen. Sie tat einen lebhaften Ruck, daß ein großer Teil der Garnitur an dem Riegel zurückblieb, und eilte auf Heinrichen zu, wie er mit dem Kopfe an der Wand lehnte. Sie legte beide Hände auf seine Schultern, um ihn abzuziehen, tröstete und bat ihn, sie in ihr Zimmer zu begleiten. — „Ich bin allein," setzte sie hinzu; „Hedwig ist bei der Gräfin." — „Lassen Sie mich!" rief er mit schmerzhaftem Tone und ging die Treppe hinunter — stund — ging über den Hof — stund wieder — ging in den Garten — ein paar Gänge aufwärts mit untergeschlagenen Händen und gesenktem Haupte, so tief in seinen Schmerz verloren, daß er an Bäume rennte, weder hörte noch empfand. Die Baronesse folgte ihm stillschweigend Schritt vor Schritt sehr nahe auf den Zehen. Er kam an einen Teich: Die Baronesse hatte schon die Hand am Rockzipfel, um ihn aufzuhalten, wenn er im Tiefsinne das Wasser nicht gewahr werden sollte: der Fuß war bereits aufgehoben, um ihn in den Teich zu setzen — die Baronesse zog ihn zurück: ohne sich des Zuges bewußt zu sein, erwachte er, erblickte das Wasser, trat zurück und stund da. Er warf sich in den Sand hin, die Baronesse flüchtete hinter einen nahen Baum. Plötzlich spang er auf mit einer Bewegung, als wenn er sich in den Teich stürzen wollte: daß er wirklich die Absicht hatte, ist nicht zu leugnen: aber der Entschluß war nur ein schneller Stoß, eine Verzuckung der Leidenschaft, und er hielt sich schon zurück, als die Baronesse hervorbrach und ihm um den Hals flog. Als wenn er noch immer bereit wäre, seinen Vorsatz auszuführen, packte sie ihn in ihrer Umarmung fest und trieb ihn mit aller Gewalt vom Wasser hinweg.

Der Übergang von Schmerz und Kränkung zur Liebe ist nur ein halber Schritt: die zärtliche Stellung, in welcher er sich mit der Baronesse befand — von ihren Armen fest umschlungen und dicht an ihren klopfenden Busen gedrückt, daß ihr Odem sein Gesicht betaute — ihr Mitleid, ihre Vorsorge — alles drängte in einem

Tumulte auf seine Empfindung los und spannte ihre Federn so stark an, daß er sein Gesicht an ihren Busen verbarg und heiße Tränen hineinströmte: beide zerflossen in einer Inbrunst, die auch Ulrikens Augen trübte. Bei der Baronesse erwachte Besonnenheit und Scham zuerst: sie machte ihre Arme los und schob ihn von der Brust hinweg: der Schwung, den Zorn und Wut seiner Seele gegeben hatte, machte ihn dreist: er wiederholte eine Umarmung, die seinen Schmerz so merklich in sanfte, erleichternde Empfindungen verwandelte, und zog Ulriken mit sich unter den Baum hin: der Sturz entdeckte ihm ein Knie, das die Natur nur einmal in solche Form goß, daß ihm Neuheit und wallende Imagination in dem Augenblicke mit Reizen belebten, die alle seine Sinne benebelten: er war berauscht, er lechzte vor innerlicher Glut. Ulrike wandte sich zum zweiten Male los: beide sahen ins Gras und schwiegen.

„Ach, unmöglich kann ich aus dem Hause gehn," fing Heinrich an: „ich muß meinen Schimpf tragen — den entsetzlichen Schimpf!"

Die Baronesse. Du? aus dem Hause gehn?

Heinrich. Ja, ich muß: aber ich kann nicht; und wenn ich alle Tage bis aufs Blut gequält würde, ich kann nicht! — Ulrike, wie mach' ich's, daß ich mir nicht gram werde, wenn ich bleibe?

Die Baronesse. Rächen mußt du dich an dem Lotterbuben! Räche dich, und dann geh! Geh aus dem Hause und — lieber Heinrich, nimm mich mit dir! Das ganze Schloß ist mir so zuwider, daß ich's nicht gern ansehe. Man wird seines Lebens nicht froh darinne: das ist eine ewige Langeweile, ein ewiger Zwang: das Reprimandieren, Korrigieren hat gar kein Ende. Ich muß mich bücken und schmiegen und werde verachtet, weil ich aus Gnade im Hause bin: die geringste Kleinigkeit muß ich mir als eine große Gnade anrechnen lassen und — kurz, ich bin des Lebens satt. Nun soll ich auch noch dem Schandbuben, dem Jakob, aufwarten: noch gestern hat mich der Onkel seinetwegen ausgescholten, daß ich —

Sie verstummte mit Tränen. Heinrich knirschte. „Ja," sprach er, „rächen wollen wir uns und gehn! — Aber wohin?" setzte er bedenklich hinzu.

Die Baronesse. Wohin uns unsre Füße tragen! Ich kann ja Putz machen, nähen, stricken und tausend andre solche Arbeiten: ich will mich indessen als Kammerjungfer vermieten: — aber es muß weit, weit sein, daß Onkel und Tante nichts von mir erfahren — und wenn du einmal einen Dienst bekommst — möchte er auch noch so klein sein — Ach, lieber Heinrich, wenn du das wolltest! —

Sie senkte den Blick und schwieg.

Heinrich. Baronesse —

Die Baronesse. Nenne mich nicht mehr Baronesse! Ich bin dem Namen feind: er klingt viel zu fremd für uns; und ich will's von nun an nicht mehr sein.

Heinrich. Ulrike, hier ist meine Hand! Ich wandre aus: ich suche einen Dienst, der uns ernähren kann; und dann — Ach, liebe Ulrike, wenn du das wolltest! —

Stillschweigend zog sie einen kleinen goldenen Ring bedächtlich vom Finger. — „Hast du keinen Ring?" fragte sie leise.

Heinrich. Ja, aber nur einen bleiernen, den mir einmal ein armer Hausierer für ein Almosen geschenkt hat.

Die Baronesse. Schadet nichts! bleiern oder golden!

Sie steckte ihm den ihrigen an den Finger. — „Er paßt," sprach sie freudig, „als wenn er für deinen Finger gemacht wäre. Gib mir deinen bleiernen dafür!"

Heinrich. Noch heute!

Die Baronesse. Geh, suche einen Dienst! und dann — Heinrich, du hältst Wort?

Heinrich. So gewiß als ich dir diese Hand gebe! Du wirst Kammerjungfer: und dann — Ulrike, wenn gehn wir?

Die Baronesse. Bald! denn der Onkel ließ neulich ein Wort fallen, daß er mich nach Dresden zu einer alten Anverwandtin tun wollte: da wird vollends ein hübsches Leben angehn! Ich grämte mich zu Tode — Wir müssen ja eilen!

Heinrich. Die Minute geh ich mit dir, daß ich nicht wieder in das schändliche Haus darf.

Die Baronesse. Komm! wir wollen sehn, ob die Tür offen ist! —

Sie gingen wirklich, um auf der Stelle einen Anschlag auszuführen, dessen nur ein unbesonnenes Mädchen im sechzehnten und ein beleidigter Bursche im fünfzehnten Jahre fähig ist: allein zu ihrem Glücke war die Tür verschlossen. Zudem besann sich auch die Baronesse unterwegs, daß sie den bleiernen Ring noch nicht bekommen habe, und drang also in ihren Begleiter zurückzukehren. Auf dem Rückwege vertraute sie ihm eine andre Entdeckung, die nach ihrer Meinung für ihr künftiges Glück sehr heilsam sein sollte. — „Du weißt vielleicht," sagte sie, „daß mein Vater sehr viele Schulden hinterlassen hat, und nach seinem Tode haben die Leute, von denen er borgte, alles weggenommen. Nun saß ich ehegestern auf dem Sofa in der Tante Zimmer und stickte an der Weste, die wir dem Onkel machen: er sprach mit der Tante im Nebenzimmer. Ich hörte meinen Namen nennen: gleich warf ich die Arbeit hin und horchte. So wäre doch Ulrike, sprach der Onkel, keine schlechte Partie, wenn wir Friedrichshain — das ist ein Gut von meinem verstorbnen Vater — aus dem Konkurse ziehen könnten: es ist offenbar, daß man's nicht dazu hätte nehmen sollen: aber meiner Schwester Mann war nachlässig, und die Advokaten haben das so ineinander verwickelt, daß vielleicht zuletzt weder Gläubiger noch Erben etwas bekommen werden: indessen einmal muß doch die Sache ein Ende nehmen, wenn's auch noch einige Jahre hin dauerte. Weiter konnt' ich nichts hören: denn sie gingen ins chinesische Zimmer. — Sieh einmal, Heinrich!" rief sie außer sich vor Freuden, „wie reich wir noch werden können! Wenn ich das izt schon hätte, braucht' ich nicht erst Kammerjungfer zu werden. Ich weiß auch gar nicht, was für schändliche Menschen die Advokaten sein müssen, daß sie die Sachen so verwickeln. Sie können das wohl so mit ansehn: sie haben, was sie lieben — Ach," unterbrach sie sich plötzlich, „dort kommt die dicke Hedwig. Ich will zu den Erdbeeren gehen und tun, als wenn ich für den Onkel pflückte. Hurtig! geh, daß sie dich nicht sieht!"

Ein Händedruck und ein freundlicher Blick war der Abschied. Zween Schritte! dann kam sie wieder zurück. „Heinrich," zischelte sie, „du wirst doch den bleiernen Ring nicht vergessen?" — Er ver-

sicherte sie das Gegenteil, und sie flog zu den Erdbeeren und hatte schon eine ziemliche Menge gepflückt, als Fräulein Hedwig ankam. Die Baronesse freute sich über ihre gelungne List und die Leichtgläubigkeit ihrer Gouvernante, die wegen eigenen Herzenskummers die Richtigkeit ihres Vorwands weder bezweifelte noch untersuchte. Sie pflückten beide in Gesellschaft. Die Baronesse beklagte sich, daß sie ihren Ring verloren habe. Die Gouvernante, die sonst bei solchen Gelegenheiten, wie ein Löwe, aufbrüllete, antwortete nichts als ein gleichgültiges „So?“ — Sie suchten unter den Erdbeersträuchern, fanden ihn nicht und gingen beide fort, ohne sich weiter darüber zu beunruhigen.

Das Projekt der Entfliehung beschäftigte seitdem die Baronesse unaufhörlich. Jeden Morgen legte sie ihr Schlafzeug in ein kleines Paket zusammen und an das unterste Ende des Bettes: ihre diamantnen Ohrgehänge trug sie in der Tasche nebst dem kleinen Geldvorrate, der sich nie sehr hoch bei ihr belief, weil sie aus Gutherzigkeit jedem gab, der etwas brauchte. Etwas weniges Wäsche wurde in einem alten Pavillon im Garten hinter aufgeschütteten Ziegelsteinen verborgen, und bei Gelegenheit auch ein Schächtelchen, mit den Instrumenten aller weiblichen Arbeiten angefüllt, welche sie verstund, und wodurch sie ihren Unterhalt zu finden hoffte. Ihre Vorsorge ging so weit, daß sie sogar Seide, Goldfaden und andere Materialien zusammenpackte, und je länger sich die Flucht verschob, je mehr fand sich mitzunehmen, daß sie zuletzt einen Maulesel gebraucht hätte, um ihr Gepäcke fortzubringen: überdies mußte sie sehr viele Sachen, wenn nach ihnen gefragt wurde, oft wieder auspacken. Um sich dieser Unbequemlichkeit zu überheben, hielt sie für dienlich, ihre Gerätschaft bloß in der pünktlichsten Ordnung zu erhalten, jedem Stücke den bestimmtesten Platz anzuweisen und es nach jedesmaligem Gebrauche pünktlich wieder dahin zu legen, um erforderlichenfalls in einer Viertelstunde sich reisefertig zu machen. Fräulein Hedwig wunderte sich ungemein, woher ihr plötzlich diese ungewohnte Ordentlichkeit kam, und die Gräfin meinte, daß sie anfinge, die Kinderschuhe auszutreten. Die nahe Aussicht, nach ihren Begriffen aus einem Kerker erlöst zu

werden, gab ihr die freudigste Munterkeit: die Hoffnung begeisterte sie so sehr, daß sie auch die langweiligsten Stunden mit Standhaftigkeit ertrug und die lästige Gesellschaft des Grafen ohne den mindesten Verdruß aushielt: so sehr es ihr sonst schwer fiel, das Maß der Anständigkeit zu treffen, das sie nach seinem Verlangen ihren Reden und Handlungen geben sollte, so leicht fiel es ihr itzt. Der Graf fand sie ganz umgeändert und versicherte, daß vielleicht doch noch etwas aus ihr werden könnte. Ihre Geschäftigkeit und ihre Freude war ohne Grenzen: sie ging niemals, sie flog, getragen auf den Schwingen der Hoffnung.

Nicht weniger Anstalten machte auch Heinrich. Er war sogleich, nach ihrer Trennung durch Hedwigs Dazwischenkunft, ins Haus zurückgegangen und hatte seinen Ring, um keinen Verdacht zu erwecken, an einem Faden um den Hals gehängt; und so trug er ihn beständig unter dem linken Arme auf der bloßen Haut, nicht etwa aus Empfindsamkeit—diesem gekünstelten Hautgout in der Liebe, den er noch nicht kannte!—sondern weil er ihn auf diese Art am sichersten zu verbergen glaubte. Er ging etlichemal vor dem Zimmer der Baronesse vorbei, um ihr sein bleiernes Gegengeschenk einzuhändigen: sie erschien nicht. Endlich begegneten sie einander: Fräulein Hedwig ging neben der Baronesse, und also war nicht mehr Zeit als verstohlen zu geben und verstohlen zu nehmen: wie ein Wind war der Ring an ihrem Finger, den sie auch nicht eher verließ, als wenn sie vor dem Graf oder der Gräfin erscheinen mußte, die sie verschiedenemal wegen dieser schlechten Zierde gescholten hatten und ihr drohten, das elende Ding zum Fenster hinauswerfen zu lassen, wenn sie es noch an ihrer Hand blicken ließ.

Heinrich packte nach jener Übergabe seines Liebespfandes nicht etwa Wäsche oder andere ähnliche Bedürfnisse, sondern einen alten Seneka, einen Antonin und ein paar andre seiner Lieblingsbücher zusammen, setzte Feder, Papier und Tinte in Bereitschaft, und dachte, wie ein wahrer Neuling in der Welt, der voll Berauschung nicht über die augenblickliche Ausführung seines Projekts hinaussieht, mit einem solchen Reisebündel seine Wanderschaft an-

zutreten. Schwinger bemerkte die Unruhe, die die unaufhörliche Beschäftigung mit einem so wichtigen Anschlage hervorbringen mußte: allein weil er glaubte, daß sie noch von der empfangnen Ohrfeige herrührte, so ermahnte er ihn mit den auserlesensten Sittensprüchen zur Standhaftigkeit und mutigen Ertragung seiner Beleidigung.

Drittes Kapitel

Jakobs Vater fand, daß sein Sohn seinem Posten etwas schläfrig vorstund: außer der Ohrfeige hatte er Heinrichen nichts als unbedeutende Verweise zugezogen, und zum offnen Zanke war es gar noch nicht gekommen. Er selbst war der Machinationen wider seine Kameraden überdrüssig und verlangte nach einer höhern Sphäre zu seinem Wirkungskreise, und in diese Sphäre gehörten Fräulein Hedwig und Schwinger mit ihren beiderseitigen Untergebenen: er hatte keine geringere Absicht, als daß sie alle samt und sonders in voller Ungnade aus dem Hause sollten. Der Bewegungsgrund?—Keinen hatte er, als weil er eine Ehre darein setzte, bei dem Grafen Einfluß zu haben, und weil es ihn mehr schmeichelte, durch seinen Einfluß andern zu schaden als zu nützen: das Schicksal aller im Hause sollte auf seinem Willen beruhen, wie das Geschick einer Welt auf Jupiters Winke. Er hatte seinem großen Entwurfe gemäß, seine Aufmerksamkeit zuerst auf Fräulein Hedwig gewendet und ihr Verständnis mit dem dicken Amyntas, dem Stallmeister, glücklich ausspioniert: versteht sich, daß es der Graf die Minute darauf erfuhr! Nächstdem hatte er auch eine Vertraulichkeit zwischen der Baronesse und Heinrichen ausgekundschaftet—eigentlich zwar nicht ausgekundschaftet, ob er's gleich bei dem Grafen vorgab, sondern nur erdichtet, und paßte ihnen nunmehr auf, um zum Beweise seiner Erdichtung wahrscheinliche Umstände aufzusammeln.—Um endlich auch den armen Schwinger nicht eine müßige Nebenrolle spielen zu lassen, mußte er sich sogar in die Gräfin verliebt haben und also bei dem

Schauspiele die lustige Person sein: kein Abend ging vorbei, wo er den Grafen nicht mit komischen Auftritten jener verwegnen Liebe unterhielt, die der Graf für bare Wahrheit annahm und belachte.

Jakob wurde auf ausdrückliches Verlangen des Grafen zum Spion bestellt: er schlich den ganzen Tag auf dem Saale vor dem Zimmer der Baronesse, wie ein lichtscheuer Vogel, an den Wänden herum und haschte Fliegen, wenn auch keine da waren, und schielte seitwärts nach allen Vorübergehenden unter den gesträubten Augenwimpern hin. Jedermann scheute ihn, weil er einem Vater gehörte, den jedermann fürchtete, und man vermutete gleich, daß er ein Spion sei. Weder die Baronesse, noch Fräulein Hedwig rührten sich einige Tage von der Stelle: Heinrich tat zwar oft seinen Spaziergang in den Garten, aber fruchtlos: er durfte nicht einmal nach der geliebten Türe hinblicken. Die Baronesse wollte den Spion schlechterdings wenigstens auf einige Minuten entfernen, um mit Heinrichen Abrede zur vorgenommenen Rache zu nehmen. Der Junge war äußerst genäschig: sie stahl also ihrer Gouvernante, die beständig einen reichen Vorrat an Purganzen und Vomitiven zu eignem Gebrauche hatte, aus der Kommode so viel von beiden, als sie wegnehmen konnte, ohne die Verminderung der Apotheke sehr merklich zu machen. Die Medikamente wurden durch feine Öffnungen in ein Paket gebackne Pflaumen verteilt, die präparierten Pflaumen in die Tasche gesteckt, und in die Tasche ein großes Loch geschnitten: sie lief so oft über den Saal bald dahin, bald dorthin, und ließ bei jedem Gange eine Straße von verlornen Pflaumen hinter sich, auf welche Jakob, wie eine lauernde Spinne aus ihrem Hinterhalte, hervorschoß und mit der aufgelesenen Beute an die Wand zurückeilte, wo er sie begierig mit Fleisch und Kern verschluckte. Seine Freßbegierde machte die Dosis allmählich so stark, daß er vor den Schmerzen der Wirkung nicht auf seinem Posten bleiben konnte. Er ging, dem Rufe der Natur zu folgen; und während seiner oft wiederholten Abwesenheit hatte die Baronesse die Dreistigkeit, auf die Treppe zu treten und so lange zu husten, bis Heinrich den Ruf

verstand und herunterkam. Er mußte sie ins Zimmer begleiten; und nun wurde unter Fräulein Hedwigs Vorsitz ein förmliches Komplott wider den Spion geschmiedet; und die Baronesse schlug dabei, um sich von Zeit zu Zeit Operationspläne unentdeckt mitzuteilen, eine eigene Art von Korrespondenz vor.

Es war in dem Hause ein Pfänderspiel Mode, das man die Divination nannte. Eine Person in der Gesellschaft durchstach in einem bedruckten Blatte mit der Stecknadel einzelne Buchstaben, die herausgesucht und zusammengesetzt einen Sinn gaben, überreichte das Blatt einer andern, die diesen Sinn heraussuchen mußte. Dieses Spiel brachte sie auf den Einfall, in einem Buche Buchstaben in der Ordnung durchzustechen, daß man sie, wenn das Blatt gegen das Licht gehalten wurde, ohne Beschwerde zu Worten zusammensetzen und lesen konnte. Unter dem Vorwande, als wenn Heinrich ihr und sie Heinrichen Bücher borgte, sollte der Spion selbst ihr Bote sein und die heimliche Stecknadelschrift überbringen. Fräulein Hedwig sah Heinrichen bloß als einen Gehülfen der Rache an, ohne daß sie seine Teilnehmung einer andern Ursache als der Ohrfeige zuschrieb. Nach genommener Verabredung lauerte die Baronesse an der Tür, und bei der ersten Abwesenheit, zu welcher die Pflaumen die Schildwache nötigten — husch! war Heinrich die Treppe hinauf.

Die Korrespondenz nahm ihren Anfang: allein statt sich Entwürfe zur Rache mitzuteilen, ließ man's einige Zeit bei einem verliebten Briefwechsel bewenden. Die beiden Korrespondenten sagten sich in ihrer natürlichen unschuldigen Sprache Zärtlichkeiten, angenehme Erwartungen künftiger Glückseligkeit, leere Tröstungen mit der Flucht — kurz, alles, womit sich ein Paar Verliebte beunruhigen und aufrichten können. Jakob war so gierig nach den Büchern, die man ihm zu überbringen gab, als nach den Pflaumen, und fragte oft bei beiden Teilen an, ob nichts zu bestellen sei: sein Vater hatte ihm ausdrücklichen Befehl dazu gegeben, weil er sich jedesmal vor der Überbringung das Buch zur Durchsicht zeigen ließ, und so einmal einen handschriftlichen Beweis seiner Erdichtung darinne zu erwischen hoffte, wenn's auch

nur ein gleichgültiges Zettelchen wäre, das man dem argwöhnisch gemachten Grafen durch eine geschickte Auslegung als sehr strafbar vorstellen könne. Er blätterte und suchte in den Büchern und fand niemals etwas.

Die Beschwerden, die Jakob nebenher allen im Schlosse verursachte, wurden immer drückender. Aus unseliger Gefälligkeit gegen ihren Gemahl hatte sich sogar die Gräfin auf die Seite des Buben geschlagen: überhaupt handelten, liebten und haßten diese beiden Leute beständig wider ihre eigne Überzeugung: ein jedes quälte sich mit Neigungen und Abneigungen, um dem andern zu gefallen, und die Gräfin wurde an den struppköpfichten Jakob zum wahren Märtyrer der Politesse. Er war ihr bis zum Ekel widrig, wie sein Vater, verhaßt, und doch lobte sie das Ungeheuer in des Grafen Gegenwart, tändelte mit ihm, beschenkte ihn und erwies ihm tausend Gütigkeiten, behandelte ihn sogar als ihren Liebling und sagte dem Vater Schmeicheleien über die Annehmlichkeiten seines Sohns: sie ging in dieser traurigen Gefälligkeit bis zur Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die dem Jungen mißfielen: man kann leicht raten, wer dies sein mag. Sie ging aus wahrer Abneigung gegen Heinrichen, den ihr seine Feinde die Zeit her in so nachteiligem Lichte vorgestellt hatten, und in völligem Ernste damit um, ihn aus dem Hause wegzuschaffen; und nur eine Art von weiblichem Mitleiden zwang sie auf Mittel zu denken, wie sie ihm mit den wenigsten Unkosten zu seinem Fortkommen außer ihrem Hause behülflich sein könnte. Der Graf hatte ihn unmittelbar nach der Ohrfeige fortjagen wollen, wie er's nannte, allein sein Maulesel verbot es ihm: dem Niederträchtigen war es nicht genug, daß er mit einem so kleinen Zorne wegkommen sollte, und verzögerte durch verstellte Vorbitten bei dem Grafen seine Verabschiedung bis zu einem Zeitpunkte, wo sie mit größerm Aufsehen geschehn konnte.

An Neckereien ließ es sein Jakob nicht fehlen, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen. Die Baronesse hatte einen kleinen Fleck im Garten für ihr Taschengeld mit Begünstigung des Onkels bearbeiten lassen, worinne sie einige ihrer verliebten arkadischen Ideen ausführte.

Es war eine Laube darinne, kleine Rasenplätze, die Triften vorstellten, worauf sie ein kleines wollenreiches Schäfchen mit einem roten Halsbande zuweilen selbst weidete, Kirschbäume mit eingeschnittenen Namen, die niemand entziffern konnte als sie, Blumenbeete mit Thymian und Lavendel eingefaßt, von welchen sie Kränze band, um ihre Laube damit zu zieren, auch ein Bach, der bei starkem Regenwetter Wasser, und beständig Mücken und Frösche in Menge hatte: sie versicherte in der Folge oft selbst, daß sie in dieser mit Kränzen behangnen Laube, ihr weidendes Schäfchen vor sich, wahre Empfindungen arkadischer Glückseligkeit genossen und in ihrer Einbildung eine Welt um sich geschaffen habe, in welcher sie zeitlebens träumen möchte. An einem Morgen, als sie dieser fantastischen Glückseligkeit zueilte, fand sie alle ihre Kirschbäume zerschnitten, zerknickt, zum Teil umgerissen, ihre Blumen abgeschnitten, die Einfassungen ausgewurzelt, ihre Laube beschädigt: ihre erträumte Welt war dahin und mit ihr ihre Glückseligkeit, traurig sah sie auf die Ruinen ihres Glücks herab, weinte und beschwerte sich bei dem Onkel. Sie gab es dem heimtückischen Jakob schuld: und da der Bursche sich meisterlich auf das Leugnen verstund, so endigte sich die Klage mit einem doppelten Verweise für die Baronesse, daß sie einen Unschuldigen angeklagt habe, und daß sie in ihrem Alter die Unanständigkeit begehe, über solche Kindereien zu weinen.

Jakob bekam Lust zu ihrem Schäfchen, das sie seitdem mit stiller Wehmut zuweilen in dem verwüsteten Arkadien geweidet hatte: ohne Anstand mußte es ihm abgetreten werden und der Garten dazu, mit dem Bedeuten, daß sich eine sechzehnjährige Baronesse mit ernsthaftern Vergnügungen als mit solchen Kinderpossen die Zeit vertreiben müsse. — „Stricke, sprich, nimm die Karten in die Hand! das ist anständiger für dich" — belehrte sie der Graf.

Die Baronesse unterhielt sich aus natürlicher Freude an dem niedrigen Leben mit den geringsten Mädchen, und nicht selten ging sie, wenn die Hintertür des Gartens offen war, auf der großen Wiese, in einem Zirkel von Bettelkindern, spazieren, unter welche sie ihr Taschengeld austeilte: nicht selten gesellte sie sich zu den

Mägden und Frönern, wenn sie Heu machten, setzte sich unter sie, kaufte ihnen ein Stück ihres groben Vesperbrots ab, und aß mit ihnen, so vergnügt und heiter über ihren dörfischen Scherz, als wenn sie dazu geboren wäre. Jakob belauerte sie, zeigte es an, und auch dieses Vergnügen wurde ihr bei der schärfsten Strafe und in den schärfsten Ausdrücken untersagt.

Heinrichen konnte er im Grunde weniger anhaben, weil man sich um diesen weniger bekümmerte: er suchte ihn also auf seines Vaters Eingebung mit Schwingern zu entzweien. Er goß ihm Dinte auf die Bücher oder auf die Wäsche, und beteuerte alsdann mit Schwüren, daß er's Heinrichen habe tun sehen. Er wollte Herr des Zimmers sein, despotisch befehlen, wo dieses, wo jenes stehn sollte, daß oft selbst der gutmütige Schwinger die Geduld verlor und seine Hand mit Gewalt zurückhalten mußte. — Heinrich hingegen war aller Zurückhaltung überdrüssig: er widersetzte sich ihm izt mutig und tat gerade von allem das Gegenteil, was er wollte: die Aussicht auf die nahe Flucht, wozu man nunmehr durch die geheime Korrespondenz den Tag angesetzt hatte, gab ihm unüberwindliche Herzhaftigkeit.

Vorher aber beschloß er Rache über ihn, die er für sich ohne Zutun der Baronesse ausführen wollte. Der Junge war so neugierig als genäschig: ein hellfarbiger Lappen, ein funkelnder Stein konnte ihn wer weiß wie weit locken. Heinrich hing also an einem Baum jenseits eines schlammichten, tiefen Grabens etliche bunte flatternde Bänder auf, überbaute einen schmalen Fleck des Grabens mit einigen dünnen Stecken, schüttete Erde darauf und bedeckte sie künstlich mit Laub und Gras, daß man die Falle nicht vermutete. Jakob wurde durch eine Straße von gestreuten Kirschen, die wie verloren da lagen, zu dem Orte gelockt: kaum erblickte er die wehenden roten Bänder von weiten, als er nach ihnen hineilte: er hoffte eine Entdeckung zu machen, die er oder sein Vater zu jemands Unglücke brauchen könnte, hielt in der Übereilung Heinrichs gebaute Brücke für festen Boden, galoppierte auf sie hin, den Blick stier auf die roten Bänder gerichtet — pump! brach der betrügerische Steg ein, und Jakob lag bis an die Schultern im

Schlamme: die Ufer des Grabens waren tief und für ihn unersteiglich, so sehr er arbeitete herauszukommen: er schrie, doch niemand hörte ihn.

Sein Vater, der Graf und auch endlich die Gräfin waren in der äußersten Verlegenheit, daß der werte Jakob sich verloren hatte: man suchte ihn mit Laternen und Fackeln, und kam in den abgelegnen Teil des Gartens nicht, wo er im Schlamme seufzte: er mußte die Nacht unmaßgeblich mit dem feuchten Bette vorliebnehmen. Die Nachsuchung wurde den andern Tag wiederholt: der Gärtnerbursche hörte wohl, als er in die Nachbarschaft des Grabens zufälligerweise kam, etwas piepen, das einer Menschenstimme ähnlich klang: allein da es sich nicht in artikulierten Tönen näher erklärte, so ging er seinen Weg und ließ es piepen. Zufälligerweise kömmt er nach Tische in die Küche, erzählt sein piependes Abenteuer und ist beinahe der Meinung, daß die kleine Komtesse Fritzchen, die vor dreißig oder mehr Jahren, als der Graben noch Wasser hatte, nach der Sage des Städtchens darinne ertrunken war, dies Klagelied angestimmt habe. Die Vermutung war nicht übel ausgedacht: denn alle Gärtnerburschen vor ihm hatten dergleichen Jammertöne von dem ertrunknen Fritzchen gehört, und durch ununterbrochene Tradition waren alle Gärtnerburschen in den Besitz eines unauslöschlichen Rechts geraten, allein mit Ausschließung aller andern Erdenbewohner das ertrunkne Fritzchen jammern zu hören. Der Bursche stand im Kredit eines großen Verstandes und fand bald unter den Domestiken starken Anhang: alle erklärten seine Erklärungsart für die einzige orthodoxe Meinung, nur der Koch, ein Heiducke und ein Jäger, drei rohe Kerle, die weder Himmel noch Hölle glaubten, waren Antifritzianer: der andere Jäger war anfangs ein Zweifler, erklärte sich aber, als Not an den Mann ging, für die orthodoxe Partei. Die Fritzianer konnten es nicht ertragen, daß sie ihre Gegner mit ihrem einfältigen Glauben aufzogen und laut belachten: diese beriefen sich alle drei in einem Tutti auf die Unmöglichkeit der Sache; und jene setzten ihnen entgegen, daß es aber geschehen sei, und geschehne Dinge könne man doch nicht verwerfen.

„Es ist nicht geschehen," sagten die Antifritzianer.

„Es ist aber geschehen!" riefen die Fritzianer. „Moritz, hast du's nicht gehört?" —

Wo war Moritz? Der kluge Sektenstifter, als er den Streit zu lebhaft werden sah, schlich sich heimlich aus der Küche fort. Da also der Zeuge fehlte, schränkte man sich bloß auf eine Disputation über die Möglichkeit der Sache ein. Die Fritzianer bewiesen aus der Geschichte alter Gespensterbegebenheiten die Wirklichkeit eines solchen Vorfalls: die Antifritzianer leugneten Faktum und Schlußfolge, und verlachten alle Gespensterhistorien als alte Weibermärchen.

„Ja," sagte der Tafeldecker, ein heimlicher Antifritzianer, „Moritz kann sich wohl geirrt haben: vielleicht ist es ein ungeschmiertes Schubkarrenrad gewesen" —

„Oder eine Eule," schrie der Jäger, der Antifritzianer. —

„Oder eine Maus," rief der Heiducke —

„Oder ein kranker Hammel," sprach der Koch —

„Oder ein Schwein," unterbrach ihn der Heiducke —

„Oder ein Esel," rief der Jäger —

„Oder ein Ochse," schrie der Koch —

„Ihr werdet doch die drei Kerle nicht Recht behalten lassen," zischelte der andere Heiducke, ein eifriger Fritzianer, einigen von seiner Partei zu: wie ein Lauffeuer verbreitete sich seine Anreizung von einem zum andern, und in wenig Sekunden war der ganze Haufen entschlossen, Recht zu behalten.

„Gebt euch nicht mehr mit solchen Halunken ab!" sagte der nämliche Heiducke laut zu seiner Partei, um den eingeschlafnen Streit wieder anzufachen. „Die Kerle glauben nicht, daß eine Sonne am Himmel ist, wenn sie ihnen gleich den Kopf verbrennt."

„Ihr habt wohl Ursache zu schimpfen!" erwiderte der Jäger von der Gegenpartei, ein feiner Spötter. „Ihr Schöpse glaubt jeden Quark frisch weg, wie er auf die Erde fällt."

„Und ihr lebt, wie die Säue, in den Tag hinein und glaubt gar nichts," riefen die Fritzianer alle.

„Weil ihr Hornvieh, tumme Esel seid," rief der Koch pathe-

tisch, „deswegen glaubt ihr alles. Ihr seid ja, straf mich Gott! so ochseneselgänserindviehtumm, wie die Gänse: die nehmen auch alles an, was man ihnen in den Hals stopft."

„Warte! ich will dich taufen, daß du einmal ein Christe wirst!" sagte der Heiducke von der Gegenpartei, ein schlimmer Spötter, und goß ihm ein ganzes Gefäß voll Wasser über den Kopf, das ihm die Küchenmagd, voll Ärger über des Kochs Unglauben, von hintenzu heimlich reichte.

„Macht die Tür zu!" rief der ergrimmte triefende Koch zu seiner Partei, und im Augenblicke schlug sie der antifritzianische Jäger zu. — „So wollen wir dann," fuhr der wütende Küchenmonarch fort, „die verfluchten Kerle sengen und brennen, bis sie nicht mehr glauben;" — und sogleich schleuderte er einen großen Feuerbrand vom Herde unter die zitternden Fritzianer hin; seine Gesellen folgten dem Beispiele, und alle drei Antifritzianer rückten, flammende Feuerbrände in den Händen, wider die Gegner an. Unter den bedrängten Fritzianern, die zwischen den Feuerbränden und der verschlossenen Tür im eigentlichsten Verstand in ecclesia pressa sich befanden, schlug sich einer die sengenden Funken vom Kleide, ein anderer löschte das rauchende Topé, ein dritter drückte sich den wundgeschundnen Arm, und ein Teil floh hinter den Herd, um den Antifritzianern in den Rücken zu fallen. Es geschah wirklich. Dem Koche, der à la françoise alle seine Verrichtungen, den Hut auf dem Kopfe, tat, fiel plötzlich der Filz vom Haupte in seinen Feuerbrand, und er fühlte eine gewaltige Hitze im Nacken: der fritzianische Heiducke, der ihn vorher ersäufen wollte, hatte ihm den zierlichen Crapaud, der seine Haare verschloß, in Brand gesteckt. Er mußte hurtig löschen, seine Gesellen eilten ihn zu rächen; unterdessen sprengte die Gegenpartei die Tür auf und entfloh: die übrigen machten sich die Unordnung des brennenden Kochs zunutze und entwischten gleichfalls.

Als sie sich von ihrer Flucht auf dem Hofe versammelt hatten, faßten sie insgesamt den Entschluß, nunmehr, da sie sich genug um die Wahrheit gezankt hatten, die Wahrheit zu untersuchen. Sie näherten sich in corpore dem Graben, horchten; es jammerte:

—„Ich lasse mich fressen, wenn das nicht eine Menschenstimme ist," schrien sie alle. „Das muß der Koch hören!"—Sogleich wurde eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt, die ihn nach langen Weigerungen herbeibrachte. Er horchte, stutzte—„Ja, es ist eine Menschenstimme," sagte er.—„Siehst du, du ungläubiger Höllenbrand," rief der ganze Haufe auf ihn los, „daß es Komtesse Fritzchen ist?"—

„Und wenn's der leibhafte Teufel wäre," brach der zornige Koch wütend aus, „so zieh' ich ihn bei den Hörnern heraus;"—und so marschierte er auf den Graben los. Alle hielten ihn zitternd zurück und baten, die Komtesse nicht mehr in ihrer Ruhe zu stören—„Laßt mich!" rief er, wand sich los und zog das große Küchenmesser von der Seite—„laßt mich! oder ich mach Euch alle zu Gespenstern."—Man fürchtete die Drohung eines so grimmigen Mannes und ließ ihn: er sah in den Graben hinunter—die Klagestimme wurde immer lauter—er sah ein menschliches Gesicht über den Schlamm herausragen—erkannte es:—„Es ist der verfluchte Jakob," rief er. „Warte, du Schandbube! die Kehle will ich dir abschneiden, daß du uns so zum Narren gehabt hast."—Er ließ eine Leiter holen, stieg hinunter und zog den versunknen Jakob mit etwas sehr unsanfter Manier aus dem Schlamme herauf. Wie ein schwarzer Geist, mit Schlamme von oben bis unten überzogen, lag er triefend am Rande da, und mußte sich noch obendrein von dem ganzen Haufen ausschelten lassen, daß er so großen Zwiespalt unter ihnen erregt hatte.

Der Herr Vater hatte die Gewohnheit, wenn zwei oder drei Personen beisammen stunden, gingen und sprachen, sogleich sich bei ihnen einzufinden, um etwas von ihrem Gespräche aufzuschnappen: kein Wunder also, daß er hinter dem ansehnlichen Truppe des ganzen Hofgesindes, wie ein Wolf hinter der Schafsherde, augenblicklich nachfolgte! Der Koch überlieferte ihm seinen Sohn mit dem Küchenwitze, daß er ihm hier einen Schweinsbraten mit Kirschsauce zustellen wolle. Der Vater, zu beschäftigt mit dem Unglücke seines geliebten Erben, verschluckte den satirischen Einfall und wanderte unter Begleitung der sämtlichen

Domestiken ins Haus, um ihn säubern zu lassen. Alles lief an die Fenster, als sich der Zug durch die Allee näherte: Heinrich und die Baronesse waren nicht die letzten darunter, und mit der innigsten Herzensfreude sahen sie den pechschwarzen Jakob an der Hand des Vaters traurig daherwandeln, während daß der begleitende Trupp sich mit mutwilligen Liedern über sein Unglück belustigte. Auf dem ganzen Schlosse war dieser Tag ein Freudenfest.

Das Schlimmste war nur, daß dies Freudenfest ernsthafte Folgen nach sich zog. Der erboste Jakob und sein Vater wußten nicht, an wem sie sich für sein Unglück rächen sollten, und hielten sich, um nicht ganz ungerochen zu bleiben, an die Personen, die bei dem Schauspiele nicht geschäftig genug gewesen waren: der Gärtnerbursche erhielt seinen Abschied, daß er dem wimmernden Jakob nicht nachgespürt, sondern sogleich, als er das Klaggeschrei gehört, wieder weggegangen war, ohne ihm herauszuhelfen. Der Koch wurde für den beißenden Küchenwitz, den er sich nach der Errettung des Buben entwischen ließ, insofern suspendiert, daß er vier Wochen nicht mehr die Schokolade des Morgens für den Grafen machen durfte, welches er bisher am besten gekonnt hatte: allein da der Graf sich bei dieser Suspension am schlimmsten befand, weil ihm seine Schokolade niemals schmeckte, so wurde sie wieder aufgehoben und in die Ungnade verwandelt, daß er alle Essen tadelte, wenn sie auch seinem Gaume noch so wohl behagten.

Viertes Kapitel

Jakobs Vater arbeitete indessen unermüdet an der Ausführung der Hauptrevolution, die er im Sinne hatte, und bestimmte das arme Fräulein Hedwig zur ersten Unglücklichen, die das Trauerspiel eröffnen sollte.

Ihr Verständnis mit dem Stallmeister hatte er längst ausgekundschaftet, das ist bereits gemeldet worden: seit dieser Entdeckung suchte er auf alle Weise an den Liebhaber zu kommen und ihm sein Geheimnis abzulocken: es wollte lange Zeit nicht gehn.

Endlich machte er ihn treuherzig. Er besuchte ihn oft auf seiner Stube und bat ihn oft zu sich, und weil der Stallmeister von der Vertraulichkeit und dem freundschaftlichen Umgange mit dem Lieblinge des Grafen nicht nur Ehre, sondern auch Nutzen hoffte, so lief er gerade in die Falle hinein, die ihm dieser aufstellte. Bei einem solchen Besuche, wo er mit einem guten Glase Wein aufgeräumt und offenherzig gemacht worden war, brachte der nüchterne Wirt den halbtrunknen Gast auf die Liebe und gab ihm auf den Kopf schuld, daß er bei Fräulein Hedwig in großer Gunst stehe. Der Stallmeister lehnte die Beschuldigung lachend von sich ab. — „Leugnen Sie nur nicht!“ rief der Bösewicht: „der Graf weiß es lange.“ — Der Stallmeister war des Todes vor Schrecken.

„Was ist's denn nun weiter!“ fuhr jener fort. „Fräulein Hedwig hat's ihm selber gesagt: sie möchte gern gar mit Ihnen getraut sein.“ —

Der Stallmeister saß da, sagte kein Wort, und schwebte mit seinem wirblichten Kopfe zwischen Glauben, Zweifel und Verwundrung umher.

„Der Graf wollte gar nicht,“ redete jener weiter: „aber ich hab' ihm zugesetzt; und wenn Sie mir ein gutes Wort geben, so bring' ich's dahin, daß Ihnen der Graf seine Einwilligung gibt.“

„Gehn Sie! machen Sie das einem Kinde weis!“ unterbrach ihn der Stallmeister.

„Ich dächte,“ erwiderte der andre, „Sie wüßten, wie viel ich bei dem Grafen ausrichten kann. Nur ein Wort soll mir's kosten: ich hab' ihn so schon auf Ihre Seite gezogen. Setzen Sie eine Supplik auf! bitten Sie den Grafen um seine Einwilligung, und ich will sie ihm übergeben. Es ist ja doch keine Kleinigkeit, ein Fräulein zu heiraten.“ —

Allmählich gelang's ihm, durch sein Zureden und Versicherungen eines guten Erfolgs dem leichtgläubigen Stallmeister das Vertrauen abzugewinnen: es ging so weit, daß er seinem Spione den ganzen Liebeshandel beichtete und morgendes Tages eine Supplik aufzusetzen versprach; und er schmeichelte sich darum mit den günstigsten Erwartungen, weil er seit einiger Zeit bei dem Grafen

in vorzüglicher Gnade zu sein glaubte, was ihm der Betrüger, der ihn itzt im Netze fing, überredet hatte.

Freudig ging der Bösewicht, als ihn der Stallmeister verließ, zu Fräulein Hedwig und wünschte ihr geradezu zu ihrer Vermählung Glück. Sie riß die großen Augen ellenweit auf. „Der Graf," fuhr er fort, „ist nicht ungeneigt dazu: ich hab' ihn darüber gesprochen. Sie wissen, daß ich Ihnen beständig beim Grafen das Wort geredet habe, und es sollte mir eine rechte Freude sein, wenn ich ihn dahin bringen könnte, daß er in Ihre Heirat willigte." —

Fräulein Hedwig tat entsetzlich verwundert, leugnete aus allen Kräften und war hundert Meilen weit von einer Sache entfernt, die sie gleich beim ersten Worte erriet.

„Leugnen Sie nur nicht!" versetzte jener mit dem vertraulichen Tone, womit er jedermann anzureden pflegte. „Der Herr Stallmeister hat mir die ganze Sache anvertraut; und ich werde mein möglichstes tun, so einen braven Mann, meinen Herzensfreund, glücklich zu machen. Er hat bei dem Grafen angehalten." —

Fräulein Hedwig wollte in Ohnmacht sinken: aber sie besann sich hurtig anders.

„Reden Sie nur selber mit dem Grafen: und das heute noch! Stellen Sie ihm nur vor—Zwar das werden Sie besser zu sagen wissen als ich. Gehn Sie lieber itzo zu ihm, damit ich auf den Abend mit ihm die Sache zustande bringen kann. Ich habe schon mit dem Grafen überlegt, daß er wohl wird geadelt werden müssen; und wir finden's billig, daß man die wenigen Taler an so einen braven Mann wendet.—"

Fräulein Hedwig hüpfte im Herzen vor Entzücken, traute aber noch nicht ganz.

Er setzte noch stärker in sie und machte das verliebte Fräulein durch die vielfältigen Versicherungen, was er und der Graf für sie tun wollten, so kirre und seine verdammte Lüge so wahrscheinlich, daß sie ins Garn hineineilte, zwar nichts ausdrücklich bekannte, aber doch mit dem Grafen darüber zu reden versprach.

Sie rennte vor Furcht und Hoffnung, als er fort war, das

Zimmer auf und nieder: izt wollte sie gehn, hatte die Tür schon in der Hand, ließ sie hurtig fahren und ging zurück: izt war sie schon an der Treppe, bebte und ging wieder ins Zimmer, izt schöpfte sie Herz, überdachte die Rede, die sie halten wollte, triumphierte über die Schnelligkeit, mit welcher sich ihr Gedanken und Ausdruck darboten, und über die Wirkung, die sie sich davon versprach — „Aber wenn nun der Graf nicht einwilligen wollte!" fuhr ihr durch den Kopf: sie zitterte vor Entsetzen über die Vermutung. Die Lebhaftigkeit ihrer Wünsche richtete sie bald wieder auf; sie sah sich schon am Altare, schon in den Armen ihres dicken Amyntas, schon — wie ein Zephir flog sie mit ihren bleiernen Füßen die Treppe hinunter, die andere hinauf, den Korridor durch — da stand sie im Vorzimmer des Grafen! Es wollte ihr das Herz abdrücken: kaum konnte sie dem Bedienten, der die Aufwartung hatte, stammelnd sagen — „melde er mich!" — und kaum war er hinein, so wollte sie ihn schon wieder zurückziehn. — Gütige Götter! er kömmt heraus, macht den Türflügel weit auf, der Graf steht wartend da, sie muß hinein.

Kein Dieb, der zum erstenmal stahl und zum erstenmale ertappt wurde, kann mit solcher Angst im Verhör auftreten, als die arme Hedwig vor dem Grafen. Sie stotterte, fing ihre Rede zehnmal an und blieb zehnmal stecken, und hatte schon fünf bis sechs völlige Minuten gesprochen, ohne daß der Graf wußte, was sie wollte, ob er sie gleich oft genug darum befragte. Endlich brach ihre Beredsamkeit durch: sie bat deutlich und vernehmlich um die gnädigste Erlaubnis, einen ihrer größten Wünsche zu vollziehen und sich mit dem Stallmeister zu vermählen. — In dem Gesicht des Grafen stieg ein sehr ungnädiges Donnerwetter auf und zog sich von der äußersten Nasenspitze bis zu der nördlichen Breite der Stirn hinan, daß zuletzt diese ganze Halbkugel seines Kopfs eine große Gewitterwolke war. Leugnen konnte sie nicht: denn sie hatte sich zu bestimmt ausgedrückt; und — eherne Federn und steinerne Griffel vermögen nicht die Wut zu beschreiben, mit welcher das Gewitter losbrach: das war ein Orkan, wie ihn noch kein Seefahrer ausgestanden hat! und Fräulein Hedwig

kroch, wie ein Vögelein in einen hohlen Baum vor dem losstürzenden Schloßenwetter flieht, ängstlich rückwärts nach der Tür und schlich mit gebeugter Seele zu ihrem Zimmer zurück, nahm niederschlagend Pulver, Rhabarber, Sennesblätter und Gott weiß was mehr, konnte nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen: sie dachte vor Kummer gar nicht daran, daß sie betrogen war.

Sogleich nach ihrem Abtritte mußte der Betrüger, dem sie ihr Unglück zu danken hatte, zum Grafen kommen: er wollte sich zu Tode lachen, als ihm der Graf das Vorgefallne erzählte. — „Nun denken Sie einmal!" setzte der Gewissenlose hinzu: „der Stallmeister hat mich schon lange geplagt, ich soll eine Supplik von ihm übergeben, worinne er um das nämliche anhalten will. Wer weiß, was vorgefallen ist? Der Umgang ist schon alt: aber ich hab' Ihnen nur nicht das Herze damit schwer machen wollen."

Der Graf knirschte vor Wut und wollte beide gleich aus dem Schlosse jagen lassen: allein er durfte nicht; denn sein Maulesel sagte ihm, er sollte das nicht tun. — „Ich will mir morgen die Supplik geben lassen," sprach er; „und dann wollen wir miteinander überlegen, was zu tun ist." —

Der Graf, dem alles sklavisch gehorchen mußte, gehorchte dem befehlenden Rate dieses Mannes, wie ein Schulknabe. — Indessen wurde die Gräfin durch ihn von der nahen Verunehrung ihres Hauses unterrichtet: sie ließ die Delinquentin rufen, und bekam die Entschuldigung zur Antwort, daß ihr nicht wohl sei. Den Morgen darauf ließ man die Entschuldigung nicht mehr gelten: sie mußte sich schlechterdings stellen: die Gräfin ließ sie, ihrer Sanftmut ungeachtet, hart an, und befahl ihr vorläufig, ihr Paket zusammenzumachen. Sie fiel auf die Knie: die Gräfin verwies ihr diese Erniedrigung und ebensosehr ihre Unbesonnenheit, daß sie sich mit einer so seltsamen Bitte an ihren Gemahl gewendet hatte. Sie wollte die Betrügerei erzählen, die sie dazu verleitete, aber ihr Schluchzen machte jedes Wort der Erzählung unverständlich. Ungetröstet und ungerechtfertigt mußte sie hinweggehn.

Der Stallmeister, der nichts hievon erfahren konnte, saß die ganze Nacht durch und buchstabierte mit schwerer Mühe eine

Supplik zusammen, und brachte sie mit den frühsten Morgen seinem vermeinten guten Freunde und Beschützer, der sie augenblicklich zum Grafen trug. Der betrogne Mann wartete voller Ungeduld im Vorzimmer, und bekam endlich zur Antwort, daß er gegen Abend die Willensmeinung seines Herrn erfahren solle. Seinem Glücke so nahe, bildete er sich ein, daß es ihm wohl erlaubt sei, die hochwohlgeborne Braut auf ihrem Zimmer bei Tageslichte zu besuchen: er eilte auf den Fittichen der Liebe zu ihr, eine fröhliche Botschaft zu hinterbringen, die sie nach seiner Meinung aus seinem Munde zuerst erfuhr, und — Götter! wie stutzte der Mann, als er seine breitschulterichte Chloe — wie er sie sonst nennen mußte, — in Tränen zerfließend, bleich, und voller Betrübnis erblickte. — „Gehn Sie!" rief sie ihm entgegen, „Sie sind die Ursache meines Unglücks: ich möchte, daß ich mich niemals vom bösen Feinde hätte verführen lassen, Sie zu lieben. O Tartarus! schlinge mich in deinen flammenden Wanst hinab!"[1]) — Mit dieser pathetischen Ausrufung ging sie ins Kabinett und schloß hinter sich zu. Der erstaunte Liebhaber sah sich im Zimmer um, klatschte mit dem spanischen Rohre dreimal an die gewichsten Stiefeln und ging seinen Weg.

Unmittelbar nach aufgehobner Tafel wurde Fräulein Hedwig angedeutet, daß man im Städtchen eine Wohnung ausgemacht habe, wo sie künftig residieren und wohin sie sich nebst ihren sämtlichen Effekten in der Dunkelheit des Abends begeben solle: um ihr Exilium nicht ganz trostlos zu lassen, versprach ihr der Graf eine jährliche kleine Pension, doch mit dem Vorbehalt, daß sie nie seinen ungnädigen Augen mit ihrem Antlitze in den Weg kommen sollte. Durch den nämlichen Boten erhielt auch der Stallmeister seinen Abschied nebst dem Befehle, sich nie wieder in den Grenzen der gräflichen Herrschaft sehen zu lassen, wenn er nicht mit kräftigen Prügeln bewirtet sein wollte. Niemand wußte, was einen so schnellen Sturm bewirkt hatte: der Stallmeister selbst wußte nicht, was und wie ihm geschah: er suchte seinen Be-

1) Zum Henker! Fräulein Hedwig! woher haben sie einen Unsinn, der unserer Zeiten würdig wäre?

schützer, um nach der Beschaffenheit der Sache zu fragen: daß sich der heimtückische Bösewicht nur mit einem Auge hätte blicken lassen! Er wollte sein geliebtes Fräulein sprechen, um ihr den gestrigen Groll zu benehmen; er durfte nicht: ohne Abschied und ohne sein Verbrechen gewiß zu erfahren, mußte er in einer Stunde das Schloß, und denselben Abend noch die Stadt räumen.

Die Baronesse hatte nie sonderliche Ursache gehabt, ihre Gouvernante zu lieben: doch izt, da es zum äußersten kam, bat sie bei dem Grafen und der Gräfin für sie; aber sie bestürmte Felsenherzen: es blieb bei der gegebnen gnädigen Verordnung, und Fräulein Hedwig ging des Abends zwischen neun und zehn Uhr, ohne vor Scham von jemandem Abschied nehmen zu können, noch jemanden, der ihr begegnete, ansehen zu können, aus dem schönen Schlosse, schloß sich in ihr kleines angewiesenes Stübchen und kam in einem ganzen Monat nicht öffentlich zum Vorschein, und verfluchte den bösen Feind, der sie zu der Sünde verleitet hatte, einen Menschen unter ihrem Stande zu lieben, samt seinem bösen Werkzeuge, den dicken Stallmeister mit der funkelnden gelbledernen chaussure.

Der Maulesel triumphierte über den abermaligen Lorbeer, den ihm seine boshafte List über ein paar Menschen erworben hatte, über den abermaligen Beweis seiner Macht über den Grafen, und dachte auf nichts Geringers, als das Haus in kurzem ganz rein von allen Personen zu machen, die ihm nicht ganz anstunden oder nicht zu seiner Fahne schwören wollten: der Graf selbst war bei allem Zorne und Unwillen im Grunde über diese hofmäßige Revolution sehr erfreut, und die Gräfin wartete eine günstige Gelegenheit ab, das Schicksal der armen Hedwig zu mildern.

Fünftes Kapitel

So sehr die Baronesse über diese plötzliche Trennung bewegt war, so merkte sie doch bald den Vorteil, den sie ihr verschaffte: sie war nunmehr ohne Aufsicht und konnte ihren Heinrich

sprechen, wenn es ihr beliebte. Schwinger hatte zu dem vorzüglichen Verstande seines Freundes ein zu unumschränktes Vertrauen und ließ ihm itzt wirklich mehr Freiheit, als er sollte. In der ersten Beratschlagung, die sie in diesem Interregnum auf der Baronesse Zimmer hielten, riet Heinrich aus allen Kräften die Beschleunigung der Flucht: er drang so lebhaft darauf, daß sie bald beide einig waren, Tag, Stunde und andre Umstände festsetzten und vorher noch eine Rache an ihrem gemeinschaftlichen Feinde beschlossen.

Jakob besuchte vermöge seiner Genäschigkeit sehr fleißig einen Baum voll großer lockender spanischer Kirschen, die man für die Ehre, von dem Grafen gegessen zu werden, aufhob. Jedermann floh die Gegend dieses Baums, wie einen den Göttern geheiligten Ort, um nicht den Verdacht eines vorgehabten Diebstahls wider sich zu erregen: nur Jakob wagte es, einen solchen Raub oft zu begehn, und nahm seine Maßregeln so gut, daß er nie ertappt wurde. Heinrich, der es wußte, riet dem Gärtner, etliche Schlingen dabei zu legen: anfangs wollte er aus Furcht vor dem Vater nicht daran, doch endlich ließ er sich bereden. Bei dem nächsten Diebstahle, der allemal in der Dämmerung geschah, fand sich der Dieb plötzlich gefesselt; Furcht und Mangel an Kräften hinderten ihn, sich von den unschädlichen Stricken loszumachen. Zudem war die Falle sehr künstlich und mit einem Gewichte versehen, das den Knoten fest zuzog. Der Gärtner lauerte hinter einer Hecke und eilte sogleich, es anzuzeigen: allein statt der Belohnung erhielt er einen Verweis und zur Bestrafung sollte er einen Monat lang nicht die Gnade haben, dem Grafen Sonntags früh ein Bukett zu überreichen. Der Dieb kam los und wurde derb von seinem Vater ausgescholten, daß er sich hatte ertappen lassen; und weil dem Gärtner in dem ersten Unwillen über seine mißlungenen Maßregeln ein Wörtchen entwischte, daß Heinrich sein Ratgeber dabei gewesen sei, und Jakob dem Ratgeber Vorhaltungen darüber tat, auch ein paar Drohungen mit Rache hinzusetzte, so war dies ein neuer Sporn, die Flucht um keine Stunde weiter hinauszuschieben.

Heinrich ging seit dieser zweiten Festsetzung eines so nahen Termins beständig ängstlich um Schwingern herum: wenn er ihn anblickte, senkte er die Augen oder kehrte sich weg, um Tränen zu verbergen: jede Gipsbüste schien einen wehmütigen Blick auf ihn zu werfen, jedes sonst geliebte Buch erinnerte ihn an eine schmerzliche Trennung. Seine Unruhe trieb ihn von einem Orte des Zimmers zum andern: nirgends fand er länger als eine Minute Rast. Wohl zehnmal ging er des Vormittags an den Ort, der zur nachmittägigen Zusammenkunft bestimmt war, besah ihn starr von allen Seiten: es war ihm, als wenn ein Zentnergewicht auf die beklemmte Brust fiel, er seufzte, zitterte, weinte und ging. Keinen Bissen konnte er des Mittags mit dem Munde berühren, ohne daß der Gedanke in ihm aufstand — „der letzte, den du hier genießest!" — Izt fühlte er zum ersten Male, welch eine schwere Kunst es ist, leben zu wissen, und durch wieviele Schmerzen man diese Weisheit erkaufen muß. Je näher die Stunde rückte, je beklemmter wurde seine Brust: Tränen waren izt nicht mehr in seiner Gewalt, sie rannen wie Bäche herunter, daß es Schwinger bemerkte, und eine Menge Mutmaßungen machte, ohne die Wahrheit zu treffen.

Die Baronesse war ungleich besser daran: wen sie liebte, folgte ihr, und die sie verließ, liebte sie nicht. Voller Munterkeit, Freude und mutiger Hoffnung sprang sie nach der Rückkunft von Tafel im Zimmer herum, warf sich in ein Negligé und setzte ihr Reisebündel in Bereitschaft: was sie zuweilen beunruhigte, war Furcht vor der Entdeckung. Nur die Trennung von den Örtern, wo sie ihre phantastischen Arkadienfreuden genossen hatte, erfüllten sie mit vorübergehender Wehmut; und sonst wünschte, hoffte, begehrte sie nichts, als daß die Stunde schlagen möchte, wo sie einander im Garten treffen wollten.

Wie Geschöpfe, die von der ganzen weiten Welt nichts als die Spanne kennen, wo sie spazieren gegangen und gefahren sind, hatten sie ihren Plan angelegt: unbekümmert, wer sie speisen und beherbergen werde, wenn ihr kleiner Geldvorrat aufgezehrt ist, wollten sie ihn ausführen. Sie glaubten, daß man auf unserm Planeten nur wollen dürfte, um zu finden.

Graf und Gräfin fuhren nachmittags spazieren: die Baronesse entschuldigte sich mit Kopfschmerzen und blieb zu Hause. Diese daher entstandne Leerheit des Schlosses wollte sie nicht ungenützt lassen — denn ein Teil der Domestiken begleitete die gnädige Herrschaft, und der andre war seinem eignen Vergnügen nachgegangen — sie sagte ihrem Zimmer ein stilles Lebewohl und wanderte in den Garten hinunter, lange vorher, ehe die anberaumte Stunde schlug, holte ihr Paketchen Wäsche aus dem alten Pavillon herbei und legte es in das Kabinett, das zur Zusammenkunft bestimmt war. Darauf tat sie einen Spaziergang auf die Wiese hinter dem Garten, wo man Grummet machte. Sie ließ sich mit einer von den Mägden in ein Gespräch ein, wie sie schon sonst zu tun pflegte, wenn sie keine Aufsicht daran hinderte: sie lobte den Stand und die Beschäftigung des Mädchens und wünschte darinne geboren zu sein: das Mädchen bat sie, sich nicht so zu versündigen, und versicherte, daß sie lieber eine Baronesse, als eine Dienstmagd, sein möchte.

„Komm! wir wollen tauschen!" sagte die Baronesse lebhaft. „Gib mir deine Kleider, ich will dein Leben auf ein paar Stunden versuchen." — Das Mädchen weigerte sich lange: endlich ließ sie sich zu der Maskerade bereden und wischte mit ihr seitwärts in ein Birkenbüschchen, wo sie ihre Kleider wechselten. Das Mädchen sprang vor Freuden in die Höhe, als ihr die weiße Kontusche und Rock auf dem Leibe hing und der Sommerhut auf ihren zerstörten bäuerisch geflochtenen Haaren schwebte: wirklich nahm sich auch der schneeweiße Anzug zu den verbrannten Armen, bloßen Füßen und Mulattengesichte ungemein drollicht aus: sie spazierte auf und ab und schwenkte den weißen Rock, wie einen Uhrperpendikel: nichts bedauerte sie mehr, als daß der benachbarte Wassergraben zu schmutzig und das Stückchen Spiegelglas nicht bei der Hand war, wobei sie gewöhnlich ihre bäurischen Reize ordnete. Die Baronesse nahm sich in ihrem neuen Anzuge nicht weniger gut aus: das Mädchen hatte ihr mit Ehren nichts als einen streifichten kurzen Rock abgeben können, weil sie außer einem schwarzen Mieder, dessen sie nicht begehrte, nichts auf dem Leibe hatte.

Das Mädchen mußte ihr die schöne Frisur zerstören, die sie herzlich gern auf ihren Kopf ganz unversehrt hinübergetragen hätte, und ihre Haare auf dem Wirbel in ein bäurisches Nest winden. Da das Abtragen des vornehmen Gebäudes, das mit Haarnadeln, wie mit großen Balken, durchzogen war, sehr viel Zeit erfoderte, so wurde die Bäuerin bei ihrer Arbeit vermißt: der Vogt störte in den Büschen herum, um zu entdecken, ob sie sich vielleicht schlafen gelegt habe, und die beiden Damen hielten für ratsam, tiefer in den Busch hineinzurücken. Die Umschaffung der Frisur nahm so viele Zeit hinweg, daß auf der Wiese Feierabend gemacht wurde und die Stunde der Zusammenkunft heranrückte. Die Arbeiter gingen unter dem Kommando des Vogts nach Hause, und die beiden Verkleideten durch den Busch auf einer andern Seite nach dem Garten hin. Anfangs war die Maskerade bei der Baronesse nur ein unüberlegter Einfall gewesen, um sich zu belustigen: doch izt wollte sie Partie davon ziehen. So sehr ihre Begleiterin ihre Bauerkleider wieder foderte, um nicht durch zu langes Außenbleiben sich noch schwerere Strafen zuzuziehn, als ohnehin ihrer wartete, so bestund doch die Baronesse darauf, daß sie ihr den bäurischen Anzug gegen ihr Neglige überlassen, zu ihrer Mutter, die auf dem nächsten Dorfe wohnte, gehen und sie dort erwarten sollte. Das Mädchen wußte sich aus dem Vorschlage nichts zu machen, glaubte zwar aus angewöhntem Gehorsam, daß sie einer Baronesse aufs Wort folgen müsse, sah aber doch auch einige unangenehme Szenen von seiten derjenigen voraus, die diesen Gehorsam mißbilligen könnten. Da nichts half, überwand sie die Baronesse durch eine Lüge. „Närrin!“ sprach sie: „ich will meinem Onkel eine heimliche Freude machen. Morgen ist sein Namenstag: ich will mich bei deiner Mutter als eine Bäuerin anziehen: gegen Mittag wird die Tante mit ihm ins Dorf kommen, und ich werde ihm einen Blumenstrauß überreichen. Er wird mich vermutlich nicht kennen: da wollen wir rechte Freude haben. Die Tante hat mir's selbst befohlen; und ich wollte dir's anfangs nicht sagen, aus Furcht, du möchtest plaudern.“ —

Nun war das Mädchen auf allen Seiten sicher gestellt, hüpfte

und freute sich über den Spaß, und glaubte, daß Gehorsam gegen den Vogt dem Gehorsam gegen die Gräfin und Baronesse nachstehen müsse: sie schlich durch Büsche und Sträucher, um nicht gesehn zu werden, in dem weißen Negligé zu ihrer Mutter und verkündigte ihr mit lauten Freuden den hohen Besuch, der sie heute noch beehren würde. Die gute Mutter hatte so wenig Romane gelesen als ihre Tochter und argwohnte also nichts Schlimmes. Kaum war die überredete Dirne fort, so begab sich die Baronesse ins Kabinett, um Heinrichen zu erwarten.

Der arme Bursche hatte endlich nach manchem Kampfe mit sich selbst, nach langem Hin- und Herwanken, seinem Herze einen Stoß gegeben und sich auf den Weg gemacht: allein da es ihm nicht möglich war, Schwingern zu entfernen, so ließ er sein Reisebündel im Stiche. Sein Freund las in einem Buche, den Rücken nach der Tür gekehrt: gern wäre er ihm um den Hals geflogen, aber er mußte sich mit einem stillen Abschiede begnügen: er warf ihm einen Kuß stillschweigend zu und ging mit betränten Augen die Treppe hinunter. Schwinger las mit voller Aufmerksamkeit und wurde sein Weggehen nicht einmal gewahr.

Die erste Empfindung bei seinem Eintritte ins Kabinett war Erschrecken, weil er jemanden anders zu finden glaubte, als er wollte: aber die Stimme der Baronesse benahm ihm bald seine Besorgnis. Sie war voller Freude, so entzückt, als wenn der Streich schon gelungen wäre, und tadelte ihn wegen der Ängstlichkeit, womit er einen schlimmen Ausgang befürchtete, wegen der Traurigkeit, in welche ihn die Trennung von Schwingern versetzte. Auch der Gedanke, wie nachteilig eine heimliche Flucht seiner Ehre sein könne, fuhr ihm oft, wie ein Schwert, durchs Herz: tiefsinnig, von innern Kämpfen herumgetrieben, stund er da, und Ulrike konnte ihn mit allem Zureden, aller ihrer Freudigkeit nicht ermuntern: er wollte sich selbst in einen freudigen Taumel versenken, aber es ging nicht: in seinem Kopfe standen alle seine Nachbarn und Bekannten in großen Haufen beisammen, redeten von seiner Flucht und scholten ihn einen Entläufer.

Was weder Wille noch eine Leidenschaft sonst vermag, kann

bekanntermaßen die Liebe. Sie mußten in dem Kabinette bis zur völligen Dunkelheit eingesperrt bleiben: was war in diesem Zeitraum natürlicher, als daß man sich mit einigen Szenen künftiger Glückseligkeit unterhielt? Die Baronesse verfertigte schon ein ganzes vollständiges Gemälde davon und begeisterte Heinrichs Einbildungskraft so stark, daß er auch das Gemälde durch manchen reizenden Zug verschönerte. Ebenso natürlich kamen sie allmählich auf Szenen vergangner Glückseligkeit, und ehe man sich's versah, waren Heinrichs Gedanken bei dem schönen marmornen Knie der Baronesse, das ihm Amor einst unter der Linde, als sie den ersten Vorsatz zur Flucht faßten, bei einem Falle zeigte: seine Fantasie malte es vollends aus, schöner und herrlicher, wenigstens reizender, als Correggio und van der Werft eins geschaffen haben: seine Begierden wurden durch das Bild befeuert und rissen die Hand hastig zu einer Verwegenheit hin — schnell zog sie die Scham zurück, und aus der Verwegenheit wurde eine zärtliche Umarmung. Das Bild wich nicht von der Stelle aus seinem Kopfe: er schalt sich selbst wegen seiner Schüchternheit: die Begierde brach zum zweitenmal durch: die Hand rüstete sich zu einer zweiten Verwegenheit; und die Scham lenkte sie mitten auf ihrem Wege zu der Hand der Baronesse: aus der Verwegenheit wurde ein feuriger Händedruck. Wie ein durchbrechender Strom, sprengte plötzlich sein Blut alle Ventile durch: alle Nerven bebten von ungewohnten Schwingungen: die Begierde siegte zum drittenmale: er warf sich ungestüm an ihre Seite und — küßte sie. Die Baronesse stritt mit den nämlichen Empfindungen: der süße Schauer, der sie durchlief, als er unter der Linde mit dem Gesichte auf ihrem Busen ruhte, kehrte bei jeder leisen Berührung zurück: sie wünschte ihn wiederholt zu fühlen, und doch ließ sie die Schamhaftigkeit nichts tun als bei jeder Annäherung schüchtern den Busen an ihn drücken: einmal wagte sie ihm mit einer Umarmung zuvorzukommen, und eine glühende Röte deckte ihr Gesicht, als sie geschehn war. Die kindische Dreistigkeit war dahin.

Die Kleidung der Baronesse war ungemein geschickt, Begierden zu entflammen, und wenn sie einmal brannten, nicht leicht er-

löschen zu lassen. Ihr Busen war mehr als halb offen: das Halstuch war nur leicht darüber gelegt und durch kleine Bewegungen merklich verschoben: der kurze bäuerische Rock deckte kaum einen handbreiten Raum unter den Knien: die Arme waren bloß und und leuchteten in der Dämmerung des Kabinetts mit verdoppelt blendender Weiße, wie Schnee in der Nacht. Dunkelheit und Stille, die beiden Vertrauten der Einbildungskraft, erhöhte bei beiden Verliebten Reizbarkeit und Reiz: der Baronesse deuchte Heinrich ein Genius, ein Apoll, seine feurigen Augen glänzten ihr, wie ein Paar Sterne, und sein Gesicht, wie ein beseelter Marmor: seine nieblichen Hände schienen ihr wohlgebildeter, ihr Druck sanfter und seine Stimme lieblicher: es war für sie der leibhafte Amor.

Als wenn unsichtbare Mächte sie zueinander hinrissen, strebte, kämpfte, arbeitete ein jedes, dem geheimen Zuge zu widerstehn und zu folgen: jedes Abendlüftchen, das durch die alten zerbrochenen Fensterscheiben hereinschlich, schien ihnen mit der Stimme eines Liebesgottes zuzuflüstern — „seid kühn und unverschämt!" — und mit jedem Herzschlage ertönte in ihnen ein strenger Befehl — „wagt nichts!" — Aber der Rat der Liebe überstimmte jeden Gedanken: sie schlang in einem Augenblicke beider Arme um beider Schultern, warf Heinrichs Gesicht auf den klopfenden Busen, in welchen er einst den Schmerz seiner gekränkten Ehre weinte, führte seine verwegne Linke zu dem Saume des Rockes und — plötzlich öffnete sich die Tür, die beiden Verliebten erwachten durch das Geräusch aus der Trunkenheit, und vor ihren Augen stand — der Graf, Jakob und sein Vater. Ihr gemeinschaftlicher Feind war Heinrichen nachgeschlichen, als er zur Zusammenkunft ging, hatte, sobald sie beide im Kabinette waren, die Tür außen leise verriegelt, seinem Vater die Einsperrung angezeigt, der nicht zauderte, die empfangne Nachricht dem Grafen mitzuteilen; und der Graf mußte, weil er's verlangte, sich von ihm und dem Angeber an den Ort führen lassen: sie besetzten die Tür, und Jakob und sein Vater waren sogar mit langen Kutscherpeitschen bewaffnet.

Der Graf konnte vor Zorn nicht schelten, sondern brauste und schnaubte bloß den Befehl heraus, sie zu fangen und ins Haus

zu führen. Jakob rückte vorwitzig an, glaubte die Peitsche nicht vergebens führen zu müssen und holte mit der süßesten Schadenfreude der Rachsucht einen Streich aus, der Heinrichs Kopf treffen sollte: doch sein Gegner war schnell, faßte die lange Peitsche, die in dem engen Raume schlecht regiert werden konnte, mit der Hand auf, als sie eben auf ihn herabfallen wollte, bemächtigte sich ihrer und stieß den entwaffneten Feind, der nunmehr einen Angriff mit der Faust wagte, zurück, daß er seinem hereintretenden Vater in die Arme stürzte und die ganze Armee um ein paar Schritte rücklings in die Flucht trieb. Jakobs Vater ergrimmte, fuhr mit blinder Wut auf den Feind los: allein das sogenannte Kabinett, wo die Belagerung geschah, war vor alten Zeiten ein Schießhaus gewesen und hatte folglich in dem Geschmacke dieser alten Zeiten sehr niedrige Türen: der erboste Maulesel verlor in der Hitze das Augenmaß und rennte mit der ganzen Stärke des Angriffs seinen Kopf wider den obersten Querbalken der Türöffnung, daß er vor Schmerz ächzte: er fuhr zurück, ließ die Peitsche sinken, lehnte sich an die Wand und hielt mit beiden Händen seinen sinnlosen Kopf, den er für zerbrochen achtete. Um die Wunden seines Vaters zu rächen, raffte sich der Sohn auf und griff so schnell zu, daß er mit einer Hand Heinrichen an der Brust festhielt und mit der andern nach der Kehle griff—ob er sie ihm zudrücken, oder was er sonst tun wollte, weiß der Himmel. Die Baronesse sah ihren Heinrich kaum in so großer Gefahr, als sie den Feind bei den Beinen faßte und sie ihm so hastig wegrückte, daß er seinen Schwerpunkt verlor und rückwärts auf die Backsteine danieder-schlug: alle vier Winkel des Kabinetts warfen, wie sein Hirnschädel den Fußboden traf, den leeren Schall einer hölzernen Büchse zurück: zwar wollte er im Hinstürzen auch den Feind mit sich herabziehen und er hatte ihn bereits zum Sinken gebracht, allein die Baronesse stach mit einer Stecknadel, wie mit einem Speere, so heldenmäßig auf die umklammernden Hände, daß sie blutend ihre Beute fahren ließen.

Itzt lag ein Feind wimmernd auf der Erde, der andere trug ächzend den geschmetterten Kopf in den Händen: der Graf allein

war noch frisch und gesund, aber zu steif, um ohne Beistand die Belagerung mit Nachdruck fortzusetzen: die Belagerten nahmen des Vorteils wahr und drangen Hand in Hand zur Tür heraus. Der Graf hielt es für eine Flucht und warf ihnen in der letzten Verzweiflung des Zornes mit ohnmächtiger Gravität sein Rohr nach: das lichtbraune Rohr für zwanzig Dukaten in Holland gekauft, stolperte, wie ein Pfeil, von einer schlaffen Sehne abgeschossen, zwei Schritte von dem Wurfe auf das Steinpflaster hin, und die porzellane Sirene, mit zwei vollwichtigen Carldoren auf der Stelle bezahlt, brach den Hals, ihr schöngekrümmter Schwanz prellte in zehn Stücken empor, und der weitbauchichte Leib riß sich von dem vierfarbichten goldnen Ringe los, daß die Eingeweide von Werg aus dem gespaltnen Bauche hervorquollen. Der Graf hörte den tönenden Fall der geliebten Sirene und beklagte ihn mit einem lautschallenden—Ach!

Doch izt war es nicht Zeit zu Klageliedern: kaum war das Ach über die Lippen, so setzte er schon den Fliehenden in einem halben Galoppe mit krummen Knien und ausgespreiteten Beinen nach, erwischte die Baronesse bei dem streifichten groben Rocke und bildete sich ein, sie von einer schändlichen Entfliehung auf immer zurückgeholt zu haben, ob sie gleich schon völlig still stunden und nichts weniger als fliehen wollten: die Heldentat hatte ihm so viel Anstrengung gekostet, daß er dreimal keuchte, ehe er seine Truppen zum Beistande rief.

„Wir werden uns beide nicht weigern zu gehn, wohin wir sollen," fing Heinrich an, „wenn nur diese beiden Spitzbuben uns nicht berühren dürfen; kömmt uns einer zu nahe, so muß er sterben oder ich." Diese sechzehnjährige Tapferkeit begeisterte die Baronesse doppelt. „So muß er sterben oder wir!" wiederholte sie mit der Heldenstimme einer Amazonin. Jakob und sein Vater hatten genug mit ihren Köpfen zu tun, um sich der Drohung zu widersetzen: sie lasen auf Befehl des Grafen das beschundne Rohr und die Trümmern des Knopfes auf, und die beiden feindlichen Heere langten also mit zwei Verwundeten und einer toten Sirene im Schlosse an. Die Baronesse wurde von ihm

selbst in ihr Zimmer gesperrt und ein Heiducke zur Wache davor gestellt, Heinrich auf der Stelle dem andern Heiducken übergeben, um ihm vor dem Zimmer der Baronesse dreißig lautschallende Stockschläge zu erteilen und nach richtigem Empfange aus Schloß und Herrschaft auf ewig nebst aller seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft bis ins dritte und vierte Glied zu verweisen. Der Heiducke fand seine Ehre durch den Auftrag beleidigt und schlug ihn mutig aus, aus der Ursache, weil er kein Henkersknecht oder Büttel sein wolle.

Während daß der Graf so sein Richteramt pflegte und keinen Exekutor seiner Sentenz finden konnte—denn alle Bedienten liefen davon, um nicht dazu aufgerufen zu werden—kam Schwinger herbei: er hatte Heinrichen, weil er ihn zu lange vermißte, aufsuchen wollen. Der Graf stürmte ihm mit Verweisen seiner schlechten Aufsicht entgegen und mutete ihm die Ausübung seines Urteils zu: der gute Mann entschuldigte sich, tat Vorstellungen wider die Strenge desselben und bat um Untersuchung, wie sehr der junge Mensch strafbar sei: der aufgebrachte Graf war gegen alle Vorstellungen taub. Er schickte den triumphierenden Jakob, der vor Verlangen brannte, die Exekution selbst zu vollstrecken, wenn nicht der Graf zu viel Mißtrauen gegen die Stärke seiner Arme gehabt hätte, noch einmal aus, herbeizurufen, wen er nur fände: aber er kam mit der Nachricht zurück, daß niemand zu finden sei: aus Liebe für Heinrichen und aus Groll gegen seine Widersacher hielt sich jedermann versteckt und lief willig Gefahr, sich einen derben ungnädigen Verweis zuzuziehn. Heinrich sah das ganze Vorspiel zu seiner Züchtigung unerschrocken an; und die eingesperrte Baronesse hätte vor Ungeduld und Besorgnis die Tür mit den Zähnen durchnagen mögen.

Da also von allen Seiten Unmöglichkeit war, das gesprochne Urteil zu vollstrecken, so ließ man's bei der Verweisung bewenden. „Schaffen Sie den Schurken den Augenblick aus dem Schlosse;" sagte der Graf zu Schwingern; „morgen in aller Frühe soll er die Stadt meiden, und sich nimmermehr wieder in meinen Landen betreten lassen."—In meiner Herrschaft, wollte der Herr Graf

sagen, allein es entwischte ihm zuweilen der Ausdruck eines Souveräns. Der „Schurke" fuhr durch Heinrichs ganze Seele mit einer verwundenden Schärfe: er rüstete sich schon zu einer Antwort, doch Schwinger riß ihn mit sich hinweg, um ihn zu seinen Eltern zu führen. Die Baronesse lief wie unsinnig in dem verschloßnen Zimmer herum, als sie hörte, daß er fortging, riß das Fenster auf, ihm nachzusehn, der Himmel weiß, ob nicht auch, ihm nachzuspringen — foderte mit zornigem Ungestüm von den apfelgrünen Wänden des Zimmers ihren Heinrich zurück; denn sonst konnte sie niemand hören.

Der Graf erhub sich von seinem Richterplatze geradeswegs zur Gräfin: die gute Dame saß am offnen Fenster und stund auf, als er zu ihr hereintrat, weil sie glaubte, daß es der Bediente sei, der ihr die Abendmahlzeit ankündige. Wie erschrack sie, als ihr die Stimme ihres Gemahls entgegenbrauste: — „Da haben Sie die Frucht Ihrer Liebe, Ihrer übel angewandten Gnade! An Ihnen sollt' ich meinen Zorn zuerst auslassen: Sie sind die einzige Ursache unsers Unglücks."

Die Gräfin erschrak, weil sie nichts von dem Vorfalle wußte, faßte sich gleich wieder und küßte seine Hand. — „Mildern Sie meine Strafe, gnädiger Herr!" sprach sie mit bittendem Tone. „Ich weiß zwar nicht, wodurch ich Ihre Ungnade verdient habe" —

„Wodurch?" unterbrach sie der Graf hastig. — „Daß Sie wider meinen Willen einen Jungen aufs Schloß nahmen, der unser Haus entehrt hat! Daß Sie bei jeder Gelegenheit seine Beschützerin wurden, wenn ich darauf drang, ihn fortzujagen!"

Die Gräfin. Ich hätte freilich voraussehen können, daß es üble Folgen haben müßte, wenn ich etwas liebte und verteidigte, das Ihnen mißfällt. Aber Sie verzeihen ja meiner Schwäche täglich —

Der Graf. Und Sie sollten einmal aufhören, Verzeihung nötig zu haben!

Die Gräfin. Freilich könnt' ich durch Ihre Lehren und Ermahnungen weise geworden sein: allein ich bin einmal so unglücklich, daß ich Ihre Gnade nicht verdienen soll.

Der Graf. Und doch wär's Ihnen so leicht! Wenn sie nur hörten! nur folgten: und zwar zu rechter Zeit!

Die Gräfin. O ich elende Frau! Ich weine manche Träne über meinen Ungehorsam.

Der Graf. Aber ich will in Zukunft alle Achtung gegen Sie vergessen: ich will meinen Willen durchsetzen, wenn's Ihnen auch noch so wehe tut.

Die Gräfin. Ich bitte Sie darum, gnädiger Herr. Beugen Sie das verzärtelte Kind mit Strenge! Ihre Nachsicht verdirbt mich. Behandeln Sie mich als eine Blödsinnige, die sich nicht selbst regieren kann, sondern regiert werden muß! Lassen Sie mich nie einen Willen haben!

Der Graf. Das soll geschehn! Ich will mich zwingen, grausam gegen Sie zu sein. Wenn Sie nur erkennen wollten, wie viel Güte eine solche Grausamkeit ist!

Die Gräfin. Mit Freuden, gnädiger Herr! Ich werde meine angelegenste Bemühung daraus machen, dies einsehen zu lernen. — Darf ich indessen auch izt eine Verzeihung hoffen, die Sie mir so oft haben angedeihen lassen? Haben Sie Mitleid mit meiner Reue, gnädiger Herr! —

Der Graf reichte ihr stolz die Hand zum Kusse dar und setzte mit halb entwaffnetem Zorne hinzu: „Wenn Sie nur durch Ihre Reue das Übel ungeschehen machen könnten!"

Die Gräfin. Für das Geschehne kann ich freilich nicht: aber für die Zukunft! Ich will Heinrichen in dieser Minute selbst ankündigen, daß er noch heute zu seinen Eltern zurückkehren soll. —

Der Graf hielt sie zurück. — „Das ist längst geschehen," sagte er. „Er ist fort: aber das Unglück, das er gestiftet hat, bleibt zurück."

Die Gräfin stutzte: es tat ihr leid, daß man Heinrichen, wie sie besorgen mußte, vielleicht zu hart verabschiedet hatte, um so viel mehr, da sie sich bloß darum selbst zu seiner Verabschiedung erbot, um sie nicht zu empfindlich zu machen: demungeachtet verbarg sie ihren Mißfallen und dankte dem Grafen sehr freudig, daß er ihr ein unangenehmes Geschäfte erspart habe.

„Warum unangenehm?“ fuhr der Graf auf. „Können Sie dem Buben noch immer Ihre Gnade nicht entziehen? Er ist sie nicht wert, sag' ich Ihnen.“

Die Gräfin. Er kann die meinige nicht einen Augenblick länger behalten, da er die Ihrige nicht hat. Ich hasse ihn.

Der Graf. So werden Sie ihn verfluchen, wenn Sie das Bubenstück wissen—

Die Gräfin. Verschonen Sie mich damit, gnädiger Herr! Es schmerzt mich ohnehin genug, daß ich meine Gewogenheit so lange an einen Unwürdigen verschwendet habe.

„Sie müssen es wissen,“ fiel der Graf ein, und erzählte ihr die gemachte Entdeckung nach der Länge, und beging dabei den gewöhnlichen Kunstgriff oder Fehler—was es unter diesen beiden bei ihm war, will ich nicht bestimmen—daß er die gemutmaßten Bewegungsgründe der entdeckten Zusammenkunft für ertappte Wahrheit ausgab: er wußte gewiß, daß sie hatten entfliehen wollen, ob er's gleich im Grunde nur als eine Möglichkeit vermuten konnte: er wußte gewiß, was im Kabinett zwischen den beiden Verliebten vorgegangen war, und fürchtete Folgen! schreckliche Folgen für die Ehre seines Hauses! Die Gräfin fürchtete sie aus Gefälligkeit mit ihm, wiewohl sie im Herzen ganz das Gegenteil glaubte: sie opferte dieser traurigen Gefälligkeit die arme Baronesse auf, und dachte ihren Gemahl am sichersten wieder auszusöhnen, wenn sie nichts zu ihrer Verteidigung oder Entschuldigung sagte, sondern sich ohne Verhör und Untersuchung—wie der Graf zu verfahren pflegte—zu ihrer Strafe mit ihm vereinigte.

Die erste Strafe, die der Stolz dem Grafen eingab, war die Verbannung aus seiner Gegenwart und von seinem Schlosse — in seinen Augen das Empfindlichste, was jemanden begegnen konnte! Ulrike sollte in diesem Leben sein gnädiges Angesicht nicht wieder schauen: aber wohin mit ihr?—Wäre es ihm nachgegangen, so hätte sie zu ihrer Mutter wandern müssen: doch die Gräfin, die aus Liebe zur Baronesse dies nicht wünschte, stellte ihm vor, daß es für die Baronesse eine unendlich größre Bestrafung sein müßte, wenn man sie an einen ganz fremden Ort täte und sie also

noch weiter aus der Gegenwart des Grafen verbannte. Die Vorstellung schmeichelte ihm, und man beschloß, sie entweder zu einer alten Anverwandtin nach Berlin oder zu einer andern nach Dresden zu schicken und Pension für sie zu bezahlen — „um doch die gute Erziehung, die ihr der Graf Ohlau bisher gegeben und deren sie sich so wenig würdig gemacht habe, einigermaßen fortsetzen zu lassen" — gab die Gräfin zur Ursache an. Auch das schmeichelte ihm, und also wurde auch das bewilligt: es sollte an die beiden alten Damen geschrieben werden, und welche sie für die geringste Pension zu sich nehmen wollte, die sollte die Ehre haben, dies Meisterstück seiner Erziehung vollends auszubilden. Die Baronesse mußte einige Tage Arrest auf ihrem Zimmer halten, wurde von der Gräfin heimlich über ihre Zusammenkunft verhört, und in Ansehung ihrer Liebe unschuldig befunden, das heißt, sie war bei aller Unschuld schlau genug, die Zusammenkunft für eine Wirkung des Zufalls und die Umtauschung der Kleider mit der Magd für einen Spaß auszugeben, wodurch sie Heinrichen hätte in Verlegenheit setzen wollen. Die Not machte sie so erfindrisch, daß sie ihrer Lüge den völligen Anstrich von Wahrheit gab. Die Gräfin hielt es für ausgemacht, daß ihr Gemahl seinen Argwohn einmal übertrieben und Dinge gesehen habe, die er nur mutmaßte, und war beinahe willens, ihn durch ein paar Schmeicheleien zur Widerrufung seines strengen Edikts zu bewegen: doch da ihr der Aufenthalt in einer großen Stadt vorteilhaft für die Baronesse schien, so schmeichelte sie ihm nicht und ließ ihn aus Ungnade eine Wohltat erzeigen.

Sechstes Kapitel

Wie der Graf seinen Argwohn übertrieb, so übertrieb Schwinger die Gutmütigkeit: er mutmaßte nicht einmal etwas Strafbares in der entdeckten Zusammenkunft, und in der festen Überredung, daß seinem Freunde Unrecht geschehe, tröstete er ihn unterwegs und ermahnte ihn zur gelaßnen Ertragung eines Un-

glücks, das ihm Jakobs Bosheit und seine eignen Verdienste vermutlich zugezogen hätten. — „Durch Standhaftigkeit allein kannst du deine schadenfrohen Feinde demütigen: laß dir nicht eine Klage über dein Schicksal entwischen! Leide und freue dich ihnen zum Trotze über deine Leiden! Ein Kopf und so viele Tätigkeit, wie du besitzest, überwinden Feinde und Schicksal" — so sagte der gute Mann und ging mit ihm zu seines Vaters Hause hinein.

Er vermutete von seiten der Eltern einige sehr betrübte Auftritte, wenn er ihnen Heinrichs Verweisung ankündigen würde, und machte sich deshalb auf eine Trostpredigt gefaßt: wie erstaunte er, daß er mitten in seinen Tröstungen verstummte, als sich das Gesicht des alten Herrmanns immer mehr aufheiterte, je mehr er von dem gesprochnen Urteil über seinen Sohn erfuhr. Er ließ vor Freude Schwingern nicht ausreden, sondern fiel seinem Sohn um den Hals und rief in unaufhörlichem Vergnügen: „— So ist mir's recht! so ist mir's gelegen! Nun kann etwas aus dir werden, Junge! Ich hab' es dem Grafen mit dem Teufel Dank gewußt, daß er dich zu einem Stockfische machen wollte, wie er samt allen den Schlaraffengesichtern ist, die ihm den ganzen Tag die Pfoten küssen und den Rockzipfel lecken. Nun kann etwas aus dir werden. Fort mit dir, in die weite Welt! Wer da nicht klug wird, ist eine Gans von Hause aus: so ist dein Vater zum gescheiten Kerle geworden." —

Schwingern drückte er so dankbar die Hand, als wenn er die glücklichste Botschaft überbracht hätte, ließ ihm nicht Ruhe, bis er sich niedersetzte und eine Pfeife mit ihm zu rauchen versprach. „Nillchen," rief er, „Nillchen!"

Nillchen antwortete nicht. Fama, die in solchen kleinen Städten nur in die Posaune zu hauchen braucht, um etwas, das in den verborgensten Kammern eines Hauses vorgefallen ist, zu jedermanns Wissenschaft zu bringen, hatte das Urteil des Grafen, so warm, als es aus seinem Munde hervordrang, in jedes Paar Ohren, das nicht taub war, von einem Ende des Städtchens bis zum andern ausgerufen, und das arme Nillchen, dem dieser Ruf auch in die Ohren geschallt hatte, sank in einem der Ohnmacht

ähnlichen Schrecken dahin, als sie in der Küche—ihrem gewöhnlichen Zufluchtsorte bei bedrängten Umständen—Schwingers Botschaft hörte. Kein schrecklicher Unglück konnte ihr in der Welt begegnen als eine solche Beschimpfung, und ihre Augen strömten, wie aufgezogene Schleusen, von ihrem weiblichen Tränenvorrate große Bäche dahin.

„Nillchen! Nillchen!" rief der Mann noch einmal voller Ungeduld, lief in die Küche und zog sie bei dem Arme in die Stube. Schwinger, als er ihre Betrübnis wahrnahm, setzte sich in Positur, seine Trostpredigt bei ihr anzubringen: allein der Mann hieß ihn schweigen. „Was da?" sprach er, „was trösten, betrüben und Possen! — Nillchen, ich habe heute große Freude an meinem Sohne erlebt: ich will mir mit dem Herrn da eine Güte dafür tun. Hier hast du einen ganzen Gulden: geh' zum Apotheker und laß dir von seinem besten Weine und von seinem besten Knaster so viel geben, als er dir dafür geben kann: und zwei Pfeifen, so lang wie ich! Der Tag ist so gut wie dein Geburtstag, Heinrich. — Und Nillchen!" fuhr er fort, als er sie schluchzen hörte — „wenn du noch einmal so ein Gesichte machst und so grunzest und nicht gleich freundlich aussiehst, wie ein Maikätzchen, mit dem Ohrzipfel nagle ich dich hier an den Tisch an. Geh, und komme gleich wieder!" —

Schwinger wollte die Gasterei höflich verbitten: allein Herrmann versicherte ihm, daß er ihn einmal mitten in einer Predigt öffentlich in der Kirche einen Schurken nennen wollte, wenn er sein Traktament nicht annähme; und er mußte sich darein fügen.

Wein, Tabak und Pfeifen langten an, und das Gastgebot wurde eröffnet. Nillchen setzte sich in den Winkel, um ungestört ihrem Kummer nachzuhängen: ihr Mann foderte sie zum Trinken auf, sie schlug es seufzend aus. — „Nillchen!" fuhr er auf, „dich soll der Teufel holen, wenn du nicht in der Minute lustig wirst: dem Grafen zum Trotze soll's heute hoch bei uns zugehn. Herr Schwinger! Sie klimpern ja auf dem Klavier: spielen Sie auf! Nillchen soll mit mir tanzen."

Schwinger wurde mit Gewalt zum Klavier geführt und ihm befohlen, einen lustigen, extralustigen Tanz zu spielen. Nillchen

wollte entwischen: allein er faßte sie bei dem Arme, daß sie vor Schmerz schrie, und schleppte sie, die lange Pfeife im Munde, tanzend die Stube auf und nieder. Sie wollte nicht trinken, und er flößte ihr das Glas ein! der goldne Trank tat seine Wirkung: sie fühlte ihr Herz um ein Glas Wein leichter und ging diesem Tröstungsmittel, nachdem sie es einmal gekostet hatte, so lange nach, bis ihr der Kopf so schwer wurde, als ihr vorher das Herz gewesen war. Der alte Herrmann hatte die ausgeleerte Flasche durch eine andre ersetzt, und die ganze Gesellschaft war aufgeräumt, wie an einem Hochzeitstage. Schwinger wartete die Lustbarkeit nicht bis zum höchsten Grade des Vergnügens ab, sondern stahl sich hinweg, um einen Versuch zu machen, ob sich nicht bei der Gräfin für Heinrichen ein Reisegeld oder vielleicht gar eine kleine Pension auswirken ließ, wenigstens so lange, bis er sein Unterkommen gefunden hätte.

Auch war er in seinem Gesuche glücklich: er paßte gerade die Zeit ab, als die Gräfin von Tafel in ihr Zimmer ging, stellte sich ihr in den Weg und bat nur um einige Minuten Audienz. Die Gräfin, die bei dieser Unterredung eine Fürbitte für den exilierten Heinrich vermutete, und besorgte, daß auch andre sie vermuten möchten, sah sich auf allen Seiten um, ob nicht etwa eine Kreatur von dem Maulesel in der Nähe sei, und da sich kein solches gefährliches Tier blicken ließ, erlaubte sie ihm—aber noch immer nur verstohlnerweise—sie in ihr Zimmer zu begleiten. Das Gespräch eröffnete sich zwar auch mit einigen, doch sehr gemäßigten Vorwürfen über Schwingers schlechte Aufsicht, doch gestund sie ihm selbst zu, daß ihr Gemahl sich in seinem Argwohne übereilt, oder vielmehr von Heinrichs Feinden habe zur Übereilung verführen lassen. Der nämliche Mund, der dem Verwiesenen vorher in des Grafen Gegenwart alles Verdienst abgesprochen und zum unwürdigen Buben erniedrigte, stimmte itzt mit Schwingern in sein Lob ein: sie bedauerte ihn, hoffte, daß die Entfernung von seinen Feinden zu seinem Glücke gereichen werde, und als Schwinger auf den eigentlichen Punkt kam und sie um eine Beisteuer für ihn bat, so wurde sie durch seine Vorstellungen und seine Freundschaft

für den jungen Menschen so gerührt, daß sie lebhaft wünschte, etwas zu seinem Fortkommen beitragen zu können. Schwinger fachte die glimmende Empfindlichkeit vollends an, dankte in seines Freundes Namen für ihre bisherigen Wohltaten mit vieler Beredsamkeit, und setzte hinzu, daß er ihm ein kleines Monatsgeld aus seinem eignen Beutel bestimmt habe. Nun fing sie Feuer: sie hielt es für entehrend, daß der Informator eine Wohltätigkeit fortsetzen sollte, die sie angefangen hatte. — „Sie sollen ihm nichts geben," sagte sie: „ich verbiete es Ihnen. Er soll das Monatsgeld von mir empfangen: hab' ich so weit für ihn gesorgt, will ich's auch weiter tun. Aber es bleibt unter uns beiden: wenn ein Wort davon zu meines Gemahls Ohren kömmt, so hört die Wohltat auf." —

Sie gab ihm darauf vier Louisdor Reisegeld für Heinrichen und die Versicherung ihrer Gnade, wenn sie der junge Mensch durch seine Aufführung verdienen werde: Schwinger bat um einen Tag Urlaub, um seinen Freund zu begleiten, erhielt ihn, doch unter der Bedingung, niemanden es merken zu lassen, schaffte, sobald alle Anhänger der Gegenpartei zu Bette waren, Heinrichs Sachen zu seinen Eltern, brachte die Nacht bei ihm zu, um ihn in aller Frühe in seiner Verweisung bis zum letzten Dorfe der Herrschaft zu begleiten.

Bei Heinrichen wurden durch diese Güte alle Schmerzen der Trennung von neuem aufgewiegelt: so sehr ihn auch sein Vater durch Beispiel und Ermahnungen zur Lustigkeit ermunterte, so blieb er doch sprachlos, niedergeschlagen, und oft, wenn er's am wenigsten vermutete, überwältigte ihn die Betrübnis bis zu Tränen. Schwinger tat ihm den Vorschlag, sich nach Dresden zu wenden, weil er ihm an zwei dortige Freunde, beide Advokaten, Empfehlungsbriefe mitgeben könne, die ihm vor der Hand, bis sich etwas Beßres fände, den Platz eines Schreibers verschaffen sollten: Heinrich, der einmal von der Baronesse gehört hatte, daß man sie nach Dresden tun wolle, ergriff den Vorschlag mit solcher Hastigkeit, daß Schwinger darüber stutzte. Der Vater war durch den Wein in die einwilligende Laune versetzt worden: die Mutter konnte vor Traurigkeit weder billigen noch verwerfen.

Sie saß im Winkel, den Kopf niederhängend, und benetzte die netteltuchne Schürze mit ihren Zähren: der Alte saß am Tische, nickte und schnarchte: Schwinger schrieb die Briefe, und Heinrich, der sich nicht entschließen konnte, sich niederzulegen, saß tiefsinnig in einer andern Ecke: seine Einbildungskraft schweifte durch die Gefilde seines künftigen Glücks oder Unglücks, und wurde nicht selten durch Intermezzos von Schluchzen und Weinen unterbrochen. Schwinger, als er mit seiner Arbeit fertig war, konnte auch zu keinem Schlafe gelangen und vermehrte die stumme, betrübte und nur silbenweise sprechende Gruppe durch eine neue stumme Person.

Um die Abschiedsszene weniger angreifend zu machen, wollte er die Mutter entfernen und dann heimlich mit ihm fortwischen: aber es war unmöglich. Als man sich zum Abmarsche in Bereitschaft setzte, fiel der alte Herrmann dem Sohne um den Hals. „Junge!“ sagte er, „mach' es, wie dein Vater! Lebe in den Tag hinein und lerne nichts mehr, als du brauchst, um zu leben! Lerne eine Profession, ein Handwerk, eine Kunst, alles, was du willst, und was du umsonst lernen kannst! Nur laß dir nicht den Satan durch den Kopf fahren, daß du ein Gelehrter oder ein großes vornehmes Tier werden willst! Oder ich erkenne dich nicht für meinen Sohn. Ich bin aus meines Vaters Hause mit acht Groschen gegangen und fortgekommen: ich gebe dir sechzehn; und du bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint, wenn du über Not klagst. Nimm dich vor vornehmen Leuten und Dummköpfen in acht: geh ihnen aus dem Wege, wie dein Vater! Nun packe dich und leb wohl!“

Die Mutter konnte den Abschied nicht aushalten und wollte sich in die Küche begeben: doch ihr Mann zog sie zurück. „Nillchen,“ rief er mit drohendem Finger, „wenn du nicht gleich lachst, so prügle ich dich, wie eine Korngarbe. Lache, sag' ich dir.“ — Sie wurde erbittert, riß sich los und wanderte in die Küche, dem Sammelplatze ihrer Tränen.

Unterwegs stellte ihm Schwinger das Reisegeld der Gräfin zu, doch ohne etwas von dem versprochnen Monatsgelde zu ent-

decken: auf dem Dorfe, wo sie scheiden wollten, erkundigte er sich nach der Post, bezahlte einen Platz für ihn und wies ihm eine Stube an, wo er ein paar Tage warten sollte, bis sie abgehen würde. Nachmittags schlich er sich davon: den Schmerz des Abschiedes traute er sich nicht auszuhalten. Auf dem Rückwege faßte er den Entschluß, Heinrichen, sobald er eine Pfarrstelle haben würde, zu sich zu nehmen; und mit diesem Vorsatze ging er ins Schloß, wie ein Witwer ins Trauerhaus, zurück.

Schwinger hatte bei Heinrichen eine Betrübnis bemerkt, die er anfangs auf niemanden als auf sich selbst zog: noch bei dem Abschiede trug er ein außerordentliches Verlangen, wenigstens auf ein paar Minuten, wieder ins Schloß zurückkehren zu dürfen: er wünschte das mit so vieler Sehnsucht und so zitternder Ängstlichkeit, daß Schwinger selbst nunmehr Argwohn schöpfte: doch da seine wiederholten Fragen nichts Bestimmtes aus ihm herauszubringen vermochten, so maß er's derjenigen Liebe bei, die ein Ort für sich in uns erweckt, an welchem man sich die ersten sechzehn Jahre seines Lebens wohl befunden hat. Du guter Schwinger! Dem Orte gehörte nicht der zwanzigste Teil des Schmerzes: Ulrike und die verhinderte Flucht mit ihr war der ganze verborgene Kummer. Indessen gab der Verwiesene den Plan noch nicht auf: mit der schmeichelnden Aussicht, daß sie nach Dresden zu einer alten Anverwandtin kommen, daß er dort zu einem Glücke gelangen und es mit ihr teilen werde — mit tausend solchen Hoffnungen, denen nur ein sechzehnjähriger, der Welt unkundiger Mensch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben kann, stieg er auf die Post: Der Postknecht schwang die Peitsche, und die Reise ging fort.

Vierter Teil

Erstes Kapitel

Erfüllt mit den süßesten Träumen der Ehre und künftiger Größe — in der festen Überredung, daß sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Dresden Schwingers Freunde und alle andre Personen, die etwas für ihn zu tun vermöchten, um die Wette beeifern würden, seine Einbildungen wirklich zu machen, langte der unerfahrne Jüngling an einem heitren Morgen in der Meißner Gegend an. Zwo Nächte hindurch hatten sich seine Augen keine Minute geschlossen: immer wandelten vor seiner Seele goldne Bilder vorüber, bald Liebesauftritte mit der Baronesse, bald Szenen der Ehre, doch keine, woran nicht Ulrike den Hauptanteil hatte: ihr Besitz war das letzte, der vollendende Schluß bei allen Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft: sie beleuchtete, wie eine Mittagssonne, alle seine Vorstellungen, gab ihnen Leben, Feuer und Wahrscheinlichkeit, spannte alle seine Kräfte an. — Er wurde nicht von vier abgelebten Schecken auf dem Postwagen langsam fortgezogen: nein, er schwebte in den Wolken: die Räder, so schwerfällig sie sich umdrehten, rollten ihm schnell dahin, wie die Ideen durch seinen Kopf: alles um ihn herum, die ganze Postgesellschaft war für ihn vernichtet: er war allein auf der Erde.

Der Schaffner fing einige witzige Scharmützel mit ihm an, um die verschlafne Gesellschaft auf seine Unkosten aufzuheitern: nicht ein Laut war aus ihm zu locken! Der Mann wurde über die mißlungnen Angriffe verdrießlich: er verdoppelte sie, und weil er besorgte, daß sein Witz für eine so hölzerne Seele, wie ihm Herrmann schien, zu fein gewesen sei, so machte er ihn izt so derb und plump, daß ihn auch der phlegmatischste Dummkopf hätte fühlen müssen: nicht eine Silbe wurde erwidert! Inzwischen fielen doch dem Träumer die öftern Anreden des witzigen Schaffners allgemach beschwerlich: um nicht ferner durch sie gestört zu werden, stieg er aus und nahm einen Platz vorn vor der Kutsche: hier quälte ihn das Mitleid des Postillions, der ihm unaufhörlich über seinen schlechten Sitz kondolierte, und endlich gesellte sich sogar der Schaffner dazu und nötigte ihn mit spottender Höflich-

keit, auf den alten Platz zurückzukehren; und da die Güte nicht verfangen wollte, gebrauchte er sein Schaffneransehen, ihn zurückzubringen, und stellte ihm seine Pflicht, für die Bequemlichkeit der Passagiere zu sorgen, und die Verantwortung, die er ihm durch Beharrung in seinem Eigensinn zuziehen werde, mit so eindringendem Eifer vor, daß er nachgab und den alten Sitz wieder einnahm. Nun hagelten witzige Einfälle und Höhnereien auf ihn los: denn der Schaffner hatte der Reisegesellschaft, als er ihn zurückholte, das Wort gegeben, „ihm recht einzuheizen, wenn er ihn wieder unter dem gelben Tuche hätte.“ — Endlich, da aus dem Klotze schlechterdings gar keine Antwort zu ziehen war, wurde der Mann unwillig: er wandte sich mit zorniger Bewegung zu der übrigen Gesellschaft — „Daß der Teufel den Kalbskopf holte!“ sprach er pathetisch. „Ich bin doch meiner Seele! zwanzig Jahr Schaffner und habe so manchen aus Afrika und Amerika, aus Rußland und Petersburg gefahren: aber straf mich Gott! so einen Hans Morchel hab' ich noch nicht auf meiner Kutsche gehabt. So wahr mich unser Herr Gott erschaffen hat! es ist ein Pilz. Mich soll der Teufel lebendig speisen, wenn ich ihn wieder ansehe.“ — Wirklich drehte er ihm auch den Rücken zu und sprach die ganze Reise über kein Wort mehr.

Izt eröffnete sich die ganze herrliche Szene des Septembermorgens: unser Reisender war durch Schwingern darauf vorbereitet worden und nahm deswegen wieder einen freien Platz außer der Kutsche ein. Fantastische Felsen in düstern Schatten gehüllt, mit einer Strahlenkrone von der aufgehenden Sonne bekränzt, wanden sich in mannigfaltigen Krümmungen an der linken Seite hin: zur Rechten die breite Fläche der Elbe, die für ihn ein Meer war; auf ihr einzelne Kähne, langsam daherschwimmend, als wenn ihre Regierer noch halbschlaftrunken das Ruder regierten: an ihrem jenseitigen Ufer aufsteigende Berge mit dichtem dunkeln Buschwerk bedeckt, aus welchem die weißen schlanken Birkenstämme hier in freundschaftlichen Gruppen, dort einzeln in ungeselligen Entfernungen emporstiegen! Izt floh der Fluß von der Straße hinweg, ließ am linken Ufer bunte Wiesen und Frucht-

felder, noch halb mit dem Flore der Nacht überdeckt, und wand sich mit der bleifarbenen Fläche nach einem Halbzirkel von Felsen hin: sie nahmen ihn in ihre Arme auf, er wurde zum stehenden Meer und schien hier von seinem Laufe ausruhen zu wollen. — Die ernste Stille der Nacht beherrschte noch diese Ruhestätte: in feierlichen Reihen standen hohe Eichen, breitgewachsne Buchen und langaufgeschossne Birken übereinander an dem Amphitheater der zackichten Berge und empfingen mit ehrerbietigem Warten den kommenden Fluß: für Herrmannen war dies eine melancholische Einsiedelei, die Öffnungen der Berge waren ihm Höhlen; in einer saß Ulrike und weinte, von ihrem stolzen Onkel in Felsen eingesperrt: eine ungeheure See trennte sie und seinen Postwagen: seine Fantasie stimmte bald das Feierliche des Auftritts zur Traurigkeit um: die finstern Eichen und Buchen standen ihm in Flor tiefsinnig da, die starren Birken hatten weiße Leichengewänder um sich geworfen und stiegen mit stummer Betrübnis aus dem dunkeln Grunde hervor, den die Dämmerung, wie ein ausgebreitetes schwarzes Tuch, bedeckte: alles trauerte um die einsame Eingeschlossne, und ich bin nicht gut dafür, ob er sie nicht endlich gar vor Schmerz in ihrer Höhle hätte sterben lassen: aber sein Wagen wandte sich nach der linken Seite hin, das traurige Amphitheater nahm von ihm Abschied, streckte seitwärts noch einmal den Arm nach ihm aus und — verschwand: die Pferde setzten sich bei der Wendung in Trab, und das ganze Bild einer gewaltsamen Trennung war da: er seufzte, hüllte die nassen Augen in den Mantel und — welch' ein belebender Auftritt, als er sie wieder aufschlug! Die Pferde trabten mit ihm in ein Paradies hinein! Ein langgedehnter, rotschimmernder Bergrücken mit wimmelnden Häusern, Türmen, Schlössern, in weiße Terrassen geteilt, woran sich Weinreben hinanschlangen, mit Fruchtbäumen geschmückt, lachte ihm, wie ein glückliches Eden, entgegen: seine überraschte Einbildungskraft schuf jedes Winzerhaus zu einem Palaste um und erhöhte das lebhafte Kolorit der Natur bis zur Bezauberung: aus einem melancholischen dumpfen Kerker war er plötzlich unter den lachendsten Himmel versetzt. Izt vergoldete der schiefe Mor-

genstrahl der Sonne eine hervortretende Kante, während daß der übrige Grund in dunkelrotem Schatten dalag: izt blinkte ein weißes Gebäude auf der Spitze am Ende des Horizonts herab — es war ihm ein ferner Marmorpalast, von einem Fürsten oder Prinzen bewohnt.

Allgemeine Regsamkeit belebte nunmehr die Szene: weitaufgeschürzte Dorfnymphen gingen scharenweise an die frühe Arbeit; ringsum ertönten freundliche Morgengrüße, allenthalben erschienen fröhliche Gesichter, rote Wangen und fleischvolle nervichte Arme, von Gesundheit und Zufriedenheit genährte Körper. Izt kam ein Trupp alter Mütter, das reichliche Morgenbrot in den Händen: mit stillem, weisem Ernste besprechen sie sich über Angelegenheiten der Haushaltung, über die schweren Pflichten der Hausmütter, über bezauberte Kälber, die nicht wachsen wollen, und behexte Kühe, die keine Milch geben, obgleich ein doppelt heiliges Kreuz die Stalltür bezeichnet und die Hörner ein hellroter Lappen wider des Satans Arglist und der Menschen Bosheit bewaffnet. Izt schallte fernher das laute Lachen eines schäkernden Haufens: junge blühende Mädchen waren es, rote Gesichter auf schwarzbraunem Grunde, alle mutig und glühend, wie Göttinnen der Gesundheit: ihre spaßenden Anbeter schlenderten mit gebogenem Knie zwischen ihnen daher, trugen mit gutherziger Galanterie ihre Körbe, und aus galanter Bosheit füllten andere die Körbe ihrer Geliebten mit Steinen und Erdklumpen: die Schönen, die sich auf keinen Scherz verstunden, schleuderten den Mutwilligen die ganze Ladung an die Köpfe, daß sie fluchend und drohend dastunden, den Sand aus den Augen rieben oder aus den buschichten Haaren die Erdklumpen schüttelten: triumphierend trabten die Nymphen davon, nur eine, die gern gehascht sein wollte, verweilte zu lange, ihr braungelber Adonis erwischte sie schnell, schlang um sie die aufgestreiften Arme, und schon näherte sich seine verwegne Hand dem verschobnen Halstuche; das beschämte Mädchen schrie dreimal laut, und dreimal hallte ihr keusches Geschrei aus den Weinbergen und vom fernen Ufer der Elbe zurück: der ganze übrige Haufen sah wartend ihrer Bestrafung zu und

ehrte den Sieg ihres unverschämten Liebhabers mit einem mannigstimmigen lachenden Chor; und in der ganzen Gegend lachte der Widerhall ein Triumphlied über die Bestrafung der schwarzbraunen Schöne. — Itzt kamen mit eilfertigem Schritte ein paar Städter, die auf Gewinst ausgingen, die Gesichter voll Ärger über einen geschmälerten Profit; mit lebhafter Bewegung der Hände stritten sie über Projekte und Anschläge, ihren Vorteil zu vergrößern; — itzt ein paar andre, die den Lohn ihrer Arbeit von gnädigen Herrschaften auf dem Lande herausbetteln wollten: Sorge für ihr Auskommen sprach aus jedem Zuge des hagren Gesichts, und Klagen über Mangel an Nahrung waren ihr Gespräch. — Hier schleppten wiederkauende Ochsen den knarrenden Pflug in langer Reihe langsam dahin: einer ihrer Monarchen pfiff der erwachten Flur ein rasches Morgenlied, ein anderer sang ein galantes Schätzel, du bist mein; dieser unterhielt sich mit seinem Stier, predigte ihm Regeln des Wohlverhaltens, lehrte ihn die Pflichten seines Berufs und spornte seine trägen Füße durch Versprechungen und Drohungen, und wenn diese nichts über sein fühlloses Herz vermochten, mit hohltönenden Hieben an; jener schlich nachdenkend, in die Wichtigkeit seines erhabnen Postens vertieft, das dampfende Pfeifchen im Munde, mit stummer Gravität neben seinem Viehe her. — Dort wallte in der Ferne eine dichte Staubwolke, von Sonnenstrahlen erhellt: in ihr rollte, schnell wie der Donnerwagen Jupiters, von vier braunen Holsteinern gezogen, eine goldlackierte Kutsche, hinten und vorn mit einem Schwarm geputzter Domestiken befrachtet, und in dem innersten Winkel des weiten leeren Kastens steckte ein schwindsüchtiges Männchen, wie eine Spinne, die ihr Gewebe dort anlegen wollte. — Kurz darauf erschien ein gnädiger Erb-, Lehn- und Gerichtsherr in einer demütigen Staubwolke, die kaum dem Qualme eines pudernden Friseurs ähnlich sah: eine gichtbrüchige, rotfuchsichte Kutsche trug den hochadligen Körper, mit drei mattherzigen Bauernpferden bespannt, die ihre Füße auf Unkosten des Rückens schonten. Wie ein Pfeil flog vor ihm auf einem leichten Rollwagen der dicke, ausgestopfte Pachter vorbei, der im vorjährigen Konkurse sein Rittergut er-

standen hatte, mit leichtem Kopfnicken den gnädigen Vorgänger grüßte und spottend nebst seinem Hans die abgezehrten Gaule an der adligen Kalesche mit seinen brausenden Hengsten verglich. Um die Lebhaftigkeit des Bildes zu vergrößern, wanderten ganze Karawanen schnatternder Marktweiber mit schnatternden Gänsen vor dem Postwagen vorbei: dieser trug, jener schleppte seine Ware, einige führten sie auf Karren, andre auf hochgetürmten Wagen: es war allenthalben nichts als gehen und kommen, fahren und reiten in einem wimmelnden Gedränge.

Herrmann fühlte sich in eine neue Welt versetzt; er war betäubt, hingerissen, überwältigt: die reizendste Landschaft im schönsten Glanze des Morgens! das laute Getöse der Geschäftigkeit! so viel Leben, Munterkeit, Tätigkeit, wohin er nur blickte! — Das ganze beseelte Gemälde drang mit stürmischer Gewalt auf alle seine Sinne los: er konnte sich nicht eher als bei der nächsten Einkehr von der Berauschung so mannigfaltiger, überfüllender Bilder erholen. Indessen daß die übrige Gesellschaft sich in der dumpfen Wirtsstube mit dem Frühstück labte, schlich er einsam und tiefdenkend längs dem Dorfe hinan. Bald ging er in Gedanken mit Ulriken so fröhlich und schäkernd durch die arkadischen Fluren, wie er kurz vorher Bäuerinnen mit ihren glücklichen Liebhabern zur Arbeit hatte auswandern sehn: o wie beneidete er das glückselige Volk! wie wünschte er, ihnen gleich zu sein! Schon machte er Entwürfe, wie er von dem Gelde, das Ulriken von ihrer Erbschaft zufallen mußte, ein Bauergut kaufen wollte — oder vielmehr er hatte in seiner täuschenden Einbildung schon wirklich eins gekauft: der Prozeß war geendigt, das Geld ausgezahlt, Ulrike seine Frau, er ging schon an ihrem Arme ins Feld, säte und erntete mit ihr ein, saß schon leibhaftig mit ihr auf dem Stein vor seinem ländlichen Häuschen in der Abendkühlung, und ein Schwarm von kleiner Nachkommenschaft spielte dem sechzehnjährigen Herrn Papa um den Schoß. Er zerfloß vor inniger Freude, vor sanfter Rührung über sein Glück: er hätte weinen mögen, daß er nicht zaubern konnte, um es auf der Stelle wirklich zu machen.

Brausend und schnaubend flogen zwei Isabellen mit einem leichten Visavis daher, den ein Herr und eine Dame füllten: Scherz, Vertraulichkeit und Vergnügen lächelte aus ihren Gesichtern durch die Öffnung des Fensters — weg war aus Herrmanns Kopfe die ganze ländliche Glückseligkeit! mit dem ersten Brausen der Pferde rein weggeblasen! Er ging nicht mehr an Ulrikens Hand zu Fuße ins Feld: nein, er fuhr ihr gegenüber in dem nämlichen Visavis, mit der nämlichen frohen Vertraulichkeit, als ein reicher Mann, durch die grüßenden Reihen der gaffenden Dorfkinder, mit Ehre und Rang geziert, und der Himmel weiß, ob er sich nicht gar adeln ließ, sein Kleid mit einem Sterne und die Schulter mit einem Ordensbande schmückte. Mit stolzem, edlem Schritte wandelte er daher, wie auf den Schwingen der Ehre getragen: der Postillion blies — o das verdammte Posthorn! Wie eine Sterbeglocke klang's! Sein rauhes Stöhnen verscheuchte den Traum seiner Größe, und traurig und seufzend kroch er unter das gelbe Gewölbe der Postkutsche und mußte, statt Ulriken, mit einer alten, finnnichten, verwachsenen Jüdin vorliebnehmen, die er itzt zum erstenmale mit großem Ekel an seiner Seite wahrnahm, ob sie gleich den halben Weg über schon neben ihm gesessen hatte. Die beräucherte Tapezierung des Wagens und die widrige Nachbarschaft versetzte ihn den ganzen übrigen Weg in so üble Laune, daß er sich von Herzen über die ekelhafte Häßlichkeit ärgerte, womit der Gott der Israeliten seine hebräische Nachbarin gebrandmalt hatte. Der Weg deuchte ihm hundert Meilen lang.

Endlich rumpelte das schwerfällige Fuhrwerk durch den Schlag übers Pflaster stoßend und werfend daher: man hielt, man examinierte: ein neues Wunder für unsern Reisenden! Zum Unglücke erkundigte sich der Torschreiber bei ihm zuerst nach Dero Namen und Charakter: dem armen Heinrich ward angst, wie in der Hölle: er faßte sich hurtig zusammen und tat der Anfrage mit so aufrichtiger Umständlichkeit Genüge, daß er Taufnamen und Geschlechtsnamen nebst Geburtsjahr, Namen und Charakter seiner Eltern genau und pünklich referierte: die übrige Gesellschaft lachte, hielt es für Fopperei und wunderte sich, daß ein Mensch,

der den ganzen Weg über kein Wort geredet hatte, einer so beißenden Antwort fähig sei: der Torschreiber wußte selbst nicht, woran er war, ob er's für Spötterei oder Einfalt nehmen sollte, und da ihm die raffinierte Miene des jungen Menschen das letzte nicht wahrscheinlich machte, so hielt er sich ans erste und verwies ihm mit derbem Tone seine Naseweisheit und versicherte ihn, daß er an seines gnädigsten Herrn Statt hier stehe und auf seinen Befehl frage, wer er sei: der arme Bursche glaubte ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen zu haben, und konnte gar keine Ursache finden, warum der Landsherr so neugierig nach seinem Namen sei, daß er ihn auf ausdrücklichen Befehl darum fragen lasse. Er wußte in seiner ganzen Seele keinen andern Rat zu finden, als daß er den Torschreiber demütig ersuchte, wegen seines Versehens in seinem Namen bei seiner Durchlaucht untertänigst um Verzeihung zu bitten. Der Torschreiber, der seine Reue für fortgesetzten Spott ansah, brannte lichterloh vor Zorne, sprudelte ihm die schrecklichsten Flüche und Drohungen ins Gesicht: der gute Heinrich ward blaß wie eine Leiche, vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten, zitterte und bebte. Der Schaffner loderte auch auf, daß er so langes Anhalten veranlaßte, und stürmte wie ein Wütender auf ihn los: da saß der arme Betäubte, wie sinnlos, wußte nicht, was er begangen hatte, und noch weniger, wie er's wieder gut machen sollte, konnte weder denken noch reden! — „Straf mich Gott!" rief der Schaffner, „mit dem Menschen ist's im Oberstübchen nicht richtig: den ganzen Weg über hat er vor sich hingesehn wie ein kranker Mops, und nun weiß er nicht einmal seinen Namen! So wahr ein Gott im Himmel ist! der Pinsel weiß viel, ob er einen Vater hat. Man sollte sich's nicht so vorstellen, bei meiner Seele! nicht so arg! Ist ein getaufter Christ, in der Christenheit geboren und erzogen, und kann dem Torschreiber nicht einmal antworten!" — Die finnichte Jüdin fand sich durch die Rede des Schaffners mittelbarerweise beleidigt und öffnete ihre aufgeworfenen Lippen zu Herrmanns Verteidigung, befragte ihn noch einmal Punkt für Punkt, er antwortete Punkt für Punkt wie zuvor: die ganze Gesellschaft erklärte ihn für einfältig, und

der Torschreiber ließ mit verächtlichem Mitleid seinen Zorn erlöschen und den Wagen fahren.

Man stieg aus, der unerfahrne Heinrich wollte seine Habseligkeit herausnehmen: gebieterisch wurde er davon zurückgescheucht — neue Verlegenheit! Er stand neben dem Schilderhäuschen und sann ernsthaft nach, warum man ihm sein paar Hemden und die schwarzen Sonntagsbeinkleider nehmen wolle — denn er gab sie für ganz verloren — er bildete sich ein, daß es ebenfalls so auf Befehl geschehe, wie er um seinen Namen befragt worden war: und mit vieler Bewegung nahm er bei sich von den schönen Sonntagsbeinkleidern Abschied, als man sein Kufferchen ins Haus schaffte. Nun betrübte er sich erst, daß er seine Vaterstadt, wo ihn jede Katze kannte, hatte verlassen und in ein Land auswandern müssen, wo er nichts als fremde Gesichter sah: außerdem war er so lange her Schwingers sanfte, gefällige Freundlichkeit gewohnt, er war nie anders als in gütigem Tone angeredet worden: doch hier sprach jedermann so scharf und rasch, daß er alle Leute in grauen, gelben, blauen Röcken, die bei dem Abpacken herumwimmelten, für erzürnt hielt; und auf die hastige Frage, welches sein Kuffer sei, näherte er sich ihm furchtsam und wies, ohne reden zu können, halb zum Fliehen fertig, mit dem Zeigefinger darauf. — „Dieser?" fragte der Postbediente mit der nämlichen Hastigkeit noch einmal. — Er flüsterte ein halbverschlucktes Ja. Eine Minute darauf fragte ein Mann im grautuchnen Überrocke abermals nach seinem Kuffer: er konnte gar nicht begreifen, warum sein bißchen Habseligkeit alle die Leute so sehr interessierte: allein dieser Mann tat seine Anfrage leutselig und mit einem tiefen Gruße; das gab ihm Mut: er antwortete hurtig mit einer Verbeugung von der ersten Größe: der Mann ersuchte ihn zu öffnen: ehrfurchtsvoll nahm er den Hut unter dem Arm und schloß eilfertig auf. Die Entdeckung war bald gemacht, daß er nichts Strafbares enthielt, und es wurde erlaubt, ihn wegzuschaffen: wie seinem Freunde, seinem Wohltäter, drückte er dem Manne die Hand und dankte verbindlich, daß er ihm den Kuffer wiedergeschenkt habe: der Visitator reichte ihm sehr freundlich die Rechte

bar und zog sie, verdrießlich über den leeren Dank, langsam wieder zurück.

Die Not war noch nicht aus. Verlassen stand der arme Bursche da, und niemand bot ihm eine Wohnung an. Die überhäuften Gegenstände, das Getöse, der Sturm des Torschreibers hatten ihn so verwirrt, daß es um alle seine Besonnenheit geschehen war: Unerfahrenheit im Weltlaufe macht auch den besten Verstand blöde, und scharfsinnige Gelehrte haben sich bei ähnlichen Gelegenheiten, wenn sie ihnen zum ersten Male aufstießen, nicht mit größrer Entschlossenheit betragen als Heinrich. Er ging auf und ab, und dachte mit Herzeleid an das Schloß des Grafen von Ohlau zurück, wo er mit römischen Kaisern und griechischen Feldherrn wie mit Brüdern umging, wo ihm regelmäßig Essen und Trinken gebracht wurde, ohne daß er einen Laut darum verlor, und hier! — ach! hier bekümmerte sich niemand um ihn, als wenn er gar nicht unter die essenden und trinkenden Kreaturen gehörte. Ein geschäftiger Gelbrock rennte vor ihm vorbei: Heinrich fragte ihn sehr höflich, wo er wohnen sollte: Der Mann hielt ein wenig an, sah ihm starr ins Gesicht: jener wiederholte mit einer tiefen Verbeugung seine Frage — „Wo Sie wollen!" antwortete der Gelbrock hastig und ging. Eine solche Lieblosigkeit war über alle seine Begriffe.

Endlich erschien der Lohnlakai und erkundigte sich, den Hut in der Hand, sehr menschenfreundlich, ob er eines Bedienten benötigt sei. „Ach, wenn ich nur erst wüßte, wo ich wohnen sollte!" sprach Herrmann mit einem tiefen Seufzer. — Nun wurde bald Rat geschafft: mit einer Eilfertigkeit, als wenn er sich den Kopf zerstoßen wollte, lief der Lakai Treppe auf, Treppe ab, und lud ihn kurze Zeit darauf mit vielen Komplimenten auf das Zimmer ein. Heinrich, der den geputzten Lohnlakai für nichts weniger als einen Lakai hielt, komplimentierte mit ihm die Treppe hinauf und dankte in einem Atem für seine Gütigkeit. Wie hatte sich die Szene plötzlich verändert! Nunmehr erkundigte sich sein neuer Botschafter alle Augenblicke, ob er dies, ob er jenes bedürfe, bat ihn, nur zu befehlen, und er entschuldigte sich sehr liebreich, daß

er ihn nicht bemühen wolle: er mochte nur reden, nur winken, und man war zu seinem Befehle. Er schien sich jetzt ein kleiner Zeus, der von der Höhe seines tapezierten Zimmers mit einem Hauptschütteln eine kleine Welt regierte. Es fanden sich sogleich eine große Menge Leute ein, die ihm ihre Waren anboten: er dankte mit vieler Güte für ihre Bemühung, und fand die Menschen hier zu Lande ungleich liebreicher als in seiner Vaterstadt, daß sie so für das Wohlsein der Fremden besorgt waren. Der Zulauf wurde immer stärker: Mannspersonen und Weiber kamen und wünschten ihm zu seiner Ankunft Glück. — „Da sieht man recht," dachte er bei sich, „wie es in der großen Stadt anders ist als bei mir zu Hause! Das heißt doch Höflichkeit!" — Die höflichen Leute fingen an, ihm ihr Elend mit der höchsten Bettlerberedsamkeit vorzustellen; dieser hatte eine totsterbenskranke Frau zu Hause, die nun seit Jahr und Tag an der Schwerenot, Gott sei bei uns! hart danieder lag und zuweilen so heftig schrie, daß man es aus Friedrichstadt in Altdresden hörte; jene hatte eilf unerzogne Kinder zu Hause, wovon neune schon seit Jahr und Tag gefährlich krank lagen, der Mann war an Händen und Füßen lahm, und sie, für ihre selbsteigne Person, hatte einen großen Ansatz zur Wassersucht — es war ein Jammer, daß es einem Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; ein Bursche, frisch und gesund, hatte einen gichtbrüchigen Großvater, zwei lahme Eltern und dreizehn ungesunde Schwestern zu Hause, die alle mit der englischen Krankheit behaftet waren. Heinrichs Herz zerschmolz von tiefgerührtem Mitleide bei ihren Tränen, Zähren traten ihm ins Auge, und er hielt es für seine Pflicht, so höflichen Leuten mit einer reichlichen Wohltat für ihren Glückwunsch zu danken.

Er wunderte sich gegen den Lohnlakai, als er den Tisch deckte, außerordentlich über die zahlreichen Familien hier zu Lande, und versicherte, daß dergleichen bei ihm zu Hause gar nicht zu finden wären. — „Ach," antwortete der Lakai lachend, „glauben Sie's denn? Sie werden nicht ungnädig nehmen, Sie sind noch ein junger Herr und zu gutherzig: solchen Leuten müssen Sie nichts geben, oder doch sehr wenig; das ist eitel loses Gesindel." —

„Aber sie taten doch so kläglich, daß man gerührt werden mußte.“ —

„Ach,“ erwiderte der Lakai mit dem nämlichen Lachen, „für zwei Dreier weinen Ihnen die Leute eine halbe Stunde, wenn Sie's haben wollen. Man könnte hier ein Raritätenkabinett von Bettlern anlegen: in den schönsten Kleidern gehn sie herum, wie die Pfauen; sie brauchen's freilich: aber sehen Sie, gnädiger Herr — ich weiß nicht, ob ich Sie recht tituliere — sehen Sie! wenn ich etwas zu sagen hätte, das Ding sollte ganz anders werden.“ —

Heinrich befragte ihn, wie er das zu machen gedächte — „Sehn Sie!“ erwiderte der Lakai, „wenn ich etwas zu sagen hätte — Befehlen Sie etwa die Suppe?“

Er ging, trat mit ihr herein, und mit dem Hereintreten begann er schon wieder — „Sehn Sie! wenn ich etwas zu sagen hätte — Befehlen Sie auch Wein?“

Er holte ihn; und so trat er sechsmal ins Zimmer mit einem „Sehn Sie! wenn ich etwas zu sagen hätte“ — und erkundigte sich jedesmal nach einem Bedürfnisse: denn er hatte das Unglück, daß er nicht eher an den Löffel dachte, als bis die Suppe dastand, noch ans Messer, als bis man das Fleisch schneiden wollte. Da alle Notwendigkeiten auf die Weise einzeln herbeigeschafft waren, drang Herrmann von neuem in ihn, sein Bettlerprojekt zu entdecken: denn der gutherzige Bursche, der noch zu wenig fremdes, wahres und erdichtetes Leiden kannte, um ihm nicht sogleich abhelfen zu wollen, hatte während des Essens bei sich selbst ernstlich überlegt, wie man's dahin bringen könne, daß niemand mehr in der Welt arm und elend sei. — „Sehn Sie!“ fing der Bediente wieder an, „wenn ich etwas zu sagen hätte — sehn Sie! da sagt' ich den Leuten geradezu, Ihr sollt nicht betteln! und wer's dennoch täte, der müßte — Befehlen Sie diesen Nachmittag auszugehn?“

Das Projekt blieb abermals stecken und kam auch zeitlebens nicht völlig zum Vorschein.

Zweites Kapitel

Das erste nötige Geschäfte war, Schwingers Briefe zu überliefern. Er wollte sich zu dem Ende mit seinen schönen schwarzen Sonntagsbeinkleidern, mit stattlich breiten genähten Manschetten und der ganzen übrigen Feierkleidung schmücken, die er ausgebreitet unterdessen auf den Tisch legte, um sich von dem ankommenden Friseur adonisieren zu lassen. Der kurze dicke Pudergeist nennte ihm eine Menge Frisierarten her und bat, darunter auszulesen, und frisierte und schwatzte unaufhörlich, ohne ihm Zeit zur Wahl zu lassen. Heinrich war noch ganz bei den Bettelleuten mit seinen Gedanken und fragte auch bei dem Friseur an, ob man denn gar nichts täte, um dem Elende der armen Leute abzuhelfen. Der Friseur hielt inne, reckte ihm sein rechtes Ohr dicht vor den Mund hin und schrie „Was?“ — Heinrich wiederholte seine Frage. — „O ja!“ antwortete der Bursche und hieb mit weitausgeholtem Kamme keuchend in die Haare hinein — „O ja! man trägt sie itzt einen Finger breit über'm Ohre.“

Heinrich merkte, daß er ihn nicht verstanden hatte, und weil er's für unhöflich hielt, zum drittenmal zu fragen, ließ er's dabei bewenden. Die zahlreichen Familien hier zu Lande fielen ihm wieder ein, und er erkundigte sich bei dem Pudergotte, wie viel er Schwestern habe.

„Welche Sie befehlen, junger Herr!“ schrie der Friseur. „Eine offne, eine lange, eine kurze, eine dicke, eine dünne — ich mach' sie, wie Sie befehlen.“ — Abermals mißverstanden!

So setzten sie das Gespräch eine Zeit lang fort: immer tat er das Gegenteil von dem, was Heinrich verlangte. Beim Abschiede wollte er kein Geld nehmen, weil er schon auf den künftigen Morgen wieder bestellt war: Heinrich fand die Höflichkeit etwas übertrieben und drang in ihn, ein Geschenk anzunehmen, da er den Preis seiner Arbeit nicht bestimmen wollte: allein der taube Friseur machte einen Reverenz und wackelte fort, ohne auf seine Bitten zu hören.

„Dergleichen Höflichkeit hätt' ich mir beim ersten Eintritte ins Haus nicht vermutet!“ bachte Herrmann bei sich. „Die Leute

sind doch wahrhaftig viel besser als bei mir zu Hause." — Während daß er diese Betrachtungen fortsetzte, legte er seinen Staat an, erblickte sich mit Freuden, schön wie einen Königssohn, im Spiegel, und die Reise ging fort. Unterwegs freute er sich schon auf den liebreichen Empfang, womit ihn Schwingers Freunde beehren würden, sann auf Komplimente, ihre Höflichkeit zu erwidern, und sah vor begeisternder Erwartung kein einziges von den schönen Häusern, die ihm der Lohnlakai zeigte. Er langte an: er glaubte nur Schwingern nennen zu dürfen, um mit ausgebreiteten Armen empfangen zu werden. Der Bediente, bei dem er sich meldete, kannte keinen Schwinger, erkundigte sich kalt nach seinem Verlangen, nahm ihm den Brief ab und trug ihn zum Herrn. Schon rüstete sich Heinrich zu einem der auserlesensten Reverenze und harrte mit freudiger Ungeduld auf die Erscheinung seines Patrons. Der Bediente kam zurück: „Es ist gut," sagte er; „Sie sollen morgen früh um acht Uhr wiederkommen." — Der unerfahrne Bursche wußte sich das Phänomen nicht zu erklären: er empfahl sich voller Erstaunen und konnte auch seinem Lohnlakai nicht verhehlen, daß die Leute, die ihn heute bei seiner Ankunft besuchten, viel höflicher gewesen wären. — „Ja, sehn Sie!" antwortete der Bediente, „der Herr ist vor kurzem in ein sehr hohes Amt gerückt: das ist ein vornehmer Mann!" —

Zu dem Besuche bei Schwingers zweiten Freunde kam er mit verminderter Erwartung und fand auch Ursache, zufrieden mit der Aufnahme zu sein. Der Mann war in kein hohes Amt unterdessen gerückt, sondern noch Advokat und freute sich deswegen ungemein über Schwingers Andenken. Mit der gutmütigsten Freude zog er das blausamtne Mützchen vom Kopfe, so oft Heinrich seinen Freund nannte und der guten Meinung gedachte, die er von ihm habe: er bot alle mögliche Dienste an und ward recht unruhig, als er nach einigem Nachdenken fand, daß er sie ihm nicht auf der Stelle erzeigen könnte. — „Hm! hm!" brummte er vor sich hin, sann und rückte verdrießlich das Samtmützchen im Kreise auf dem Kopfe herum: „braucht denn niemand einen Schreiber? Gar niemand? Hm! hm! fatal! recht fatal." — Man

sah ihm in allen Zügen des Gesichts den Schmerz an, daß er ihn mit einer bloßen Vertröstung von sich lassen mußte: er konnte das unmöglich ohne einen gewagten Versuch übers Herz bringen. Er lief zur Frau Gemahlin, führte sie herbei und ersuchte sie inständigst, dem jungen Menschen einen Platz im Hause zu verstatten: er streichelte ihr die Hände, liebkoste und bat sie, wie ein Kind. Die Frau Gemahlin antwortete mit preziösem Tone: „Das weißt du ja selber, Papachen, daß wir keinen Platz haben: nein, das kann ich nicht, Papachen. Vielleicht in einigen Wochen oder Monaten! wenn dein Schreiber abgeht: aber ich kann nichts versprechen." — Der Mann verdoppelte seine Bitten und flehte demütigst, ihn wenigstens zum Abendessen dazubehalten. — „Nein, Papachen, das kann ich heute nicht, war abermals ihre Antwort: vielleicht ein andermal, wenn uns Gott Leben und Gesundheit gibt." — Der Mann wußte vor Verlegenheit nicht, was er tun sollte; und da es ihm schlechterdings nicht möglich war, jemanden, der ihn interessierte, ungegessen von sich zu lassen, so holte er ein Schächtelchen Magenmorschellen aus einem Schranke und verehrte, als seine Frau den Rücken wandte, seinem Gaste heimlich drei große Stücken davon, nahm höchstunruhigen Abschied und versprach seine tätigsten Dienste auf das feierlichste, mit vielem Händedrücken und Backenstreicheln.

Weil es noch sehr zeitig am Tage war, entschloß er sich auf Zureden seines Begleiters, einen Spaziergang zu machen, um die Stadt zu sehn. Er wanderte mutig und froh über die Freundschaftsversicherungen des dienstfertigen Advokaten der katholischen Kirche zu, bewunderte, in Erstaunen verloren, die majestätische Brücke mit herauf- und hinabgehenden Menschen mit mannigfaltiger Vermischung, mit herauf- und hinabfahrenden Karossen, Wagen, Karren, Trägern und Reitern erfüllt: er weidete sich unersättlich an dem herrlichen Schauspiele: in seinen Augen war es eine kleine Welt, die hier zwischen Himmel und Wasser schwebte. Er tat einen Gang über sie hin und brach mit entzückter Selbstvergessenheit in laute Bewundrung aus, als auf beiden Seiten das schönste Theater in bezauberndem Reize vor ihm stand. Gär-

ten und Pavillons, die ihm in der Luft zu hängen schienen, Häuser, ferne Paläste an beiden Ufern hin, und über den lang daherwallenden Strom hinaus am Ende der Aussicht einen schieflaufenden Bergrücken, mit bunten Häusern, einzelnen Bäumen und malerischen Einzäunungen überstreut und mit hohem, dunkelgrünem Walde in mannigfaltigen Krümmungen bekrönt: er hatte nie des Anblicks genug. Nicht weniger verweilte er auf dem Rückwege bei der andern Seite der Aussicht und vermehrte die Anzahl der Neugierigen, die Geländer und Bogen besetzt hatten, um den Mast eines Schiffes mit langen Zurüstungen niedersenken zu sehen, das dem schießenden Strome entgegen durch die Wölbung der Brücke gezogen werden sollte: die Zuschauer äußerten mit der lebhaftesten Teilnehmung Besorgnis und Erwartung, Tadel und Bewundrung über die Maßregeln der Zimmerleute und Schiffer, die, wie Eichhörner, auf der Bedachung des Schiffs herumsprangen, schrien, schalten, zankten, anordneten, izt mit angestrengten Kräften dem fallenden Baume das Gegengewicht hielten, izt müßig, auf ihre Hebebäume gelehnt, dastanden und plaudernd und pfeifend in den wallenden Strom sahn. Beladne Kähne mit roten flatternden Wimpeln schwammen fern daher auf der ausgespannten Fläche des Wassers: mit schnellerm Laufe fuhren andre, vom Strome begünstigt, vor ihnen vorbei, grüßten mit lautem Zuruf die Kommenden, empfingen und gaben mit treffendem Schifferwitze Grüße von wartenden Mädchen, verliebten Weibern und eifersüchtigen Ehemännern; und eine Kanonade von helltönendem Gelächter war der Abschied. Andre ruhten am Ufer: mit tätiger Emsigkeit stieg man in sie hinab und entlud sie ihrer Bürde: hier wurden verwundete Fahrzeuge zur unvermuteten Reise eilfertig ausgebessert: dort stand auf dem umgekehrten Bauche eines anderen ein Trupp Zimmerleute um den Herrn des Kahns in ernste Beratschlagung vertieft, wie man mit leichten Kosten dem zerlöcherten Patienten vollkommne dauerhafte Gesundheit verschaffen könne: bedenklich, wie ein Arzt bei einer gefährlichen Krisis, schüttelte der Zimmermeister über dem hoffnungslosen Gebäude den Kopf, und betrübt kraute der Patron sich den Kopf.

Tagelang hätte Heinrich bei einem für ihn ganz neuen Schauspiele verweilen mögen, wenn ihn nicht sein ungestümer Begleiter beständig zum Abmarsche ermahnte: nach langem Kampfe mit sich selbst riß er sich endlich los, doch mit dem festen Vorsatze, oft zurückzukehren.

Kaum näherte er sich der katholischen Kirche, als ihn von der Seite eine Knabenstimme anfiel. — „Mein junges schönes Herrchen," tönte ihm in das linke Ohr, „der liebe Gott hat Sie gar zu schön gemacht, und er wird Sie noch schöner machen, wenn Sie einem armen Jungen auch etwas mitteilen." — Der unerwartete Lobspruch riß seine Hand nach der Tasche hin: er gab dem Schmeichler ein Zweigroschenstück. Der Bube zeigte es triumphierend und hüpfend seinen Kameraden zwischen den emporgehaltnen Fingern; und kaum sahen sie es blinken, so schoß eine ganze Kuppel, wie wütend, auf den Wohltäter los: gleich Hunden, die eine Beute erwischt haben, packten sie ihn fest, als wenn sie sich in seine ganze Person teilen wollten. Jeder bekam so viel als der Vorige, und nur einer, der die Schmeicheleien der andern mit einem „gnädiger Herr" überbot, erhielt doppelt so viel.

„Ihre hochwohlgeborne Gnaden" — rief eine alte zerlumpte Frau, die auf einem Steine bei der Kirche saß und sich langsam und zitternd zu ihm hinbewegte. So eine Höflichkeit war etwas wert: er bezahlte sie mit einem halben Gulden. Die Alte erschrak über die Größe des Geschenks, wackelte ihm mit gefaltnen Händen nach und betete mit lauter Stimme zwo lange Strophen aus einem Kirchenliede, die der Lohnlakai aus mechanischer Andacht murmelnd nachsprach: dann fuhr sie ihm nach dem Rockzipfel und küßte ihn, eh' er's wehren konnte.

„Wenn doch die Leute hierzulande nicht so entsetzlich höflich wären!" dachte Heinrich, als er in die Tasche griff und seinen Geldvorrat merklich vermindert fühlte. Indem er's dachte, erschienen die Buben, die er schon einmal beschenkt hatte und um die Kirche herumgeschlichen waren, zum zweiten Male und stürmten mit Exzellenzen und Gnaden so gewalttätig auf ihn zu, daß er dem Angriffe nicht widerstehen konnte: Gutherzigkeit und Eitelkeit leerten seine ganze Tasche unter sie aus.

Den Abend brachte er nach seiner Rückkunft unter mancherlei angenehmen Träumereien hin, worunter sich, wie ein Gespenst, die traurige Vermutung mischte, daß es ihm mit der Zeit und zwar sehr bald an Gelde fehlen könne: — „aber Schwingers vornehmer Freund, der in so ein hohes Amt vor kurzem gerückt ist und mich morgen früh zu sich bestellt hat, wird mir schon helfen" — tröstete er sich; und die Hoffnung drückte ihm die Augen zu.

Drittes Kapitel

Zur bestimmten Stunde flog er am folgenden Morgen zu seinem Patrone. Der Bediente stellte eine lange Untersuchung mit ihm an, und hieß ihn endlich warten. Nach einer halben Stunde öffnete er einen Flügel der Tür, ging voran und gebot, ihm nachzufolgen. Die Wanderung geschah durchs ganze Stockwerk, wenigstens durch fünf bis sechs große Zimmer, und am Ende steckte er ihn in ein kleines enges Stübchen, wo er ihn abermals warten hieß. In einer halben Viertelstunde trat der halbangekleidete Patron durch eine Nebentür auf, eine Büchse mit Zahnpulver in der einen Hand, in der anderen ein Bürstchen, womit er die breiten Zähne scheuerte, daß ein rosenfarbener müskierter Sprühregen aus dem Munde hervorsprützte. Er blieb in dieser Beschäftigung lange stumm bei der Tür stehen und überlegte bei sich, ob er den jungen Menschen S i e oder E r nennen sollte: endlich wählte er einen klugen Mittelweg und fragte — „was will man?" — Herrmann tat seinen Vortrag. — „Also lebt Schwinger noch?" unterbrach ihn der Patron. Heinrich führte ihm den gestern abgegebnen Brief zur Beantwortung der Frage zu Gemüte: der Patron besann sich — „Ja, ich hab' ihn gelesen," sprach er. „Wenn sich etwas findet, worinne ich dienen kann, so darf man sich nur an mich wenden: ich werde mir ein Vergnügen daraus machen" — hustete und ging ab.

Erstaunt stand Heinrich da und wußte nicht, ob er gehn oder bleiben sollte: er bildete sich ein, der Patron habe nur einen Ab-

tritt genommen, um mit tätiger Hülfe zu ihm zurückzukehren: der Himmel weiß, mit welchen jugendlichen Einbildungen mehr er sich täuschte: doch da die Wiedererscheinung zu lange außenblieb, so schloß er ganz vernünftig, daß er die Erlaubnis habe, wieder nach Hause zu gehn. Er wäre gern diesem Schlusse gefolgt, aber wie sollte er sich durch die vielen Zimmer bis zum Ausgange finden? Zudem schien es ihm auch unanständig, in fremden Zimmern allein herumzuschweifen. Er sah durchs Fenster: Niemand rührte sich. Er versuchte eine Tür zu öffnen: sie war verschlossen. Da er fast eine halbe Stunde lang eingesperrt war und keine Erlösung vor sich sah, wagte er's herzhaft, den Weg wieder aufzusuchen, durch welchen man ihn hereingelassen hatte. Mit vieler Behutsamkeit, nachdem er vorher an jeder Tür gehorcht hatte, fand er sich durch zwei Zimmer hindurch: aber nun war seine Geographie aus: das dritte Zimmer hatte vier Türen: er brauchte bei jeder die nämliche Vorsicht, öffnete eine — Götter und all' ihr himmlischen Mächte! welcher Anblick! — eine junge Dame im nachlässigsten Negligé lag lang ausgestreckt auf einem Sofa, ein zottiges Hündchen stand auf den Hinterbeinen neben ihrem Kopfe, eine Vorderpfote ruhte auf dem Busen, die andre hielt seine Gönnerin in der Hand und küßte sie mit stummer Zärtlichkeit, während daß ihre andre Hand ihn bei dem langbehangenen Halse faßte und freundschaftlich an die Brust drückte. Heinrich wurde glühend rot: er glaubte zu träumen: denn seine verliebte Einbildung gab der Dame so völlig das Gesicht der Baronesse Ulrike, daß in seinen Gedanken nichts gewisser war, als sie sei ihm nachgefolgt und wolle ihn durch ihre Gegenwart überraschen — daß nichts gewisser war, als man habe ihn auf ihre Veranstaltung eingesperrt und sich selbst überlassen, um sie bei seinem Herumirren zu finden. Diese Erdichtung war in zwei Pulsschlägen gemacht, und mit dem dritten schwebte schon „Ulrike!" auf der Zunge: noch ehe der Laut durch die Lippen flog, wurde ihn die Dame gewahr, sprang auf, als wenn sie den feurigen Ziegenbock erblickt hätte, daß das arme Hündchen jammernd zu Boden stürzte, und rennte mit tugendhafter Eile davon: der Hund, um das Schrecken

seiner Gebieterin zu rächen, lief klaffend auf den halb sinnlosen Heinrich zu und zwang ihn, seinen Posten zu verlassen. Der Hund setzte ihm mit unaufhörlichem Bellen nach: es erhub sich in den Nebenzimmern ein Getöse, man schlug Türen auf, schlug Türen zu, trampelte auf und ab: es ward ihm bange, was man mit ihm auszuführen gedenke, die eingebildete Gefahr gab ihm Entschlossenheit: er riß herzhaft eine Tür auf, flüchtete durch ein Zimmer, dann noch durch eins und nun war er zu großer Herzensfreude an der Treppe, setzte hinunter, der Hund hinter ihm drein. Der Bediente begegnete ihm in der Haustür und wunderte sich nicht wenig, daß ein Mensch, den er schon längst nicht mehr im Hause glaubte, sich izt erst mit Hunden forthetzen ließ. So ein stürmisches Ende nahm die erste Patronschaft.

Doch Heinrich konnte sich nicht vorstellen, daß damit nun alles aus sei: davon hatte er gar keinen Begriff, daß ein Mann in einem hohen Posten nicht helfen könne; und daß er's nicht tun wolle, wenn er gleich könnte, der Gedanke galt in seinem Kopfe der Unmöglichkeit gleich. Er war sich bewußt, daß er jedem Ärmern seinen letzten Pfennig geben würde, wenn er ihn in Not sähe, daß er so bereitwillig, als er Schwingers kleinstes Verlangen erfüllte, von einem Ende der Stadt bis zum andern laufen würde, wenn jemand einen Dienst von ihm forderte; und solche Leute, die viel älter waren, als er, und also nach seiner Voraussetzung besser sein mußten, sollten schlechter denken und handeln als er?—Eine solche Vermutung fiel ihm gar nicht ein, besonders da sie nach seinen jugendlichen Vorstellungen bloß da waren, um jedem zu helfen, der Hülfe bedurfte. Er erwartete sie standhaft von seinen Patronen und ließ sich keinen Kummer anfechten.

Eine Menge Krämer, die sich in einem Menschen von seinem Alter eine gute Kunde versprachen, begleiteten ihn bei seiner Rückkunft auf sein Zimmer und wunderten sich nicht wenig über die Entschlossenheit, mit welcher er seiner Kauflustigkeit und ihren Einwendungen widerstand: aber einer andern Begierde konnte er desto weniger widerstehn: er brannte vor Verlangen, einen Gang um die katholische Kirche zu tun und neue Lorbeeren der Wohl-

tätigkeit einzuernten: er fühlte etwas in sich, das ihn über sich selbst erhob, ein Entzücken, das ihn süßer begeisterte, als alle genossene Freude — nur Ulrikens Gegenwart und der Gedanke an sie hielt ihm die Wage — er schien sich über die Sterblichkeit hinausgeschwungen, wenn er sich, umringt von einem Zirkel Knaben, dachte, die Hülfe von ihm flehten, wie er stolz dahergieng, bei jedem Schritte von einem neuen Dürftigen angesprochen wurde, mit edler Freigebigkeit ihr Elend milderte, und wie dann der ganze Trupp mit frohen Gesichtern und lautem Danke und Wünschen ihm nachlief, indessen daß er sich mit der Vorstellung ergötzte, diesen allen geholfen zu haben: das Bild rührte, bezauberte, fesselte ihn: in freudiger Berauschung füllte er seine Tasche und eilte nach dem Schauplatze seiner Wohltätigkeit hin, und es fehlte ihm nie an Veranlassungen, die Freuden der Gutherzigkeit reichlich zu genießen.

Izt, nachmittags, hatte er seinen menschenfreundlichen Spaziergang zweimal getan und fühlte einen unwiderstehlichen Zug, ihn zum dritten Male zu wiederholen: er hatte freilich nur noch einen einzigen Taler im Vermögen und wußte nicht, woher er Geld nehmen sollte: bedachtsam legte er den Taler auf den Tisch, wenn ihm diese Bedenklichkeit einfiel, steckte ihn in die Tasche, wollte gehn, besann sich, überzählte sein Geld — es war und blieb nicht mehr als ein Taler: er wollte auf dem Zimmer bleiben, stritt, kämpfte mit sich selbst und — ging. Der Ruf seiner Wohltätigkeit hatte sich schon, wie ein Lauffeuer, unter den Armen ausgebreitet: eine ansehnliche Zahl hatte sich truppweise versammelt und erwartete ihn: wie er den ersten Schritt aus dem Hause setzte, tönte ihm schon eine klägliche Bitte entgegen: um sein Vergnügen zu verlängern, machte er zwar kleinere Portionen, aber die Menge der Prätendenten war so groß, daß er seinen Taler schon rein ausgeteilt hatte, als er bei der katholischen Kirche anlangte: dort erwartete ihn der stärkste Teil der Armee, aus jedem Winkel geschah ein Anfall auf ihn: man nannte ihn den kleinen Prinzen, Eure Durchlaucht, Eure Hoheit: — welches Unglück! er fühlte und suchte in allen Taschen und fand nichts. Den Kopf hätte er

sich mit der Faust zersprengen mögen: beschämt, verwirrt, geängstigt wie ein Missetäter, der ins Gefängnis geführt wird, eilte er mit niedergeschlagnen Augen dahin, und der ganze Haufen bittend und schmeichelnd hinter ihm drein: unter dieser zahlreichen Begleitung langte er zu Hause an, daß sich die Leute auf der Gasse und an Fenstern laut fragten, welches der Delinquent sei, den man einführte.

Dies war der unglücklichste Abend seines ganzen bisherigen Lebens: Scham und Ärger folterten ihn, und verstatteten ihm nur wenige Minuten ruhigen Schlaf. Er war von der Höhe seiner Einbildung herabgeworfen worden und sollte noch tiefer herabsinken.

Der Lohnlakai hatte eine andre Herrschaft unterdessen zu bedienen bekommen, und bat also den Morgen darauf um seine Entlassung und Bezahlung. Herrmann geriet in Todesangst: er mußte seinen Mangel an Gelde bekennen und ihn vertrösten, bis ihn sein Freund Schwinger aus der Verlegenheit reißen werde, an welchen er noch den nämlichen Tag schrieb. Den Augenblick verwandelte sich die übermäßige Höflichkeit des Bedienten in übermäßige Grobheit: er sagte einige empfindliche Reden und ging. Heinrich hätte sich vor Ärger zum Fenster hinabstürzen mögen. Kurz darauf ließ der Wirt, dem der Lohnlakai großen Argwohn beigebracht hatte, seine Rechnung überreichen mit dem Bedeuten, daß diesen Nachmittag eine Herrschaft das Zimmer in Besitz nehmen werde, die es schon vor vielen Wochen habe bestellen lassen: alle übrige Zimmer im ganzen Hause waren besetzt. Er nahm das fatale Papier, warf sich in einen Lehnstuhl und schwieg.

Was nun zu tun? — Es war die erste Verlegenheit dieser Art in seinem ganzen Leben und griff ihn deswegen mit einer Stärke an, die ihn bis zur Verzweiflung brachte. Nicht zu bezahlen und fortzugehn? — das gab Ehre und Gewissenhaftigkeit nicht zu. Dazubleiben und um Nachsicht zu betteln? — das war ihm bitter wie der Tod. Sich an seine Patrone zu wenden? — So bedenklich ihm das schien, so bequemte er sich doch dazu. In vollem Vertrauen, daß niemand eine Bitte abschlagen werde, die er auch den

unbekanntesten Menschen nicht versagt hätte, ging er zu dem einen und dem andern: der eine ließ ihn nicht vor sich, der andre war nicht zu Hause. Die Verlegenheit drückte, wie eine Zentnerlast, auf sein Herz: er konnte kaum atmen. An der Haustür des Advokaten unterdrückte er alle Einwendungen der Ehre und faßte den verzweifelten Entschluß, sein bißchen Habseligkeit dem Wirte statt der Bezahlung zurückzulassen und in die Welt hineinzugehn. Die Gewißheit, was er tun wollte, erleichterte plötzlich seinen Schmerz: sobald nur der Vorsatz gefaßt war, setzte sich alles in ihm in Bewegung, ihn zur Ausführung zu begeistern. Er wanderte mit heroischem Mute zum Pirnaischen Tore hinaus gerade dem Großen Garten zu. Alle Reize der unendlich schönen Gegend, das ganze herrliche Amphitheater einer langen Ebne mit Bergen, Wäldern und fernen vielgestalteten Felsen umgürtet, fesselte ihn nicht: Kummer und Mut, Besorgnis und Entschlossenheit kämpften in ihm mit tyrannischer Wut. Er suchte einen einsamen Ort, warf sich in dem dicksten Gebüsche auf den Boden hin und seufzte. Er kehrte seinen Plan auf allen Seiten herum und wußte ihm keine bessre Wendung zu geben, als daß er sich vornahm, den nächsten Pfarrer oder Schulmeister um Aufnahme und Unterhalt zu ersuchen und jede Arbeit dafür zu übernehmen, deren er fähig wäre. Der Schluß war so fest, so unerschütterlich als die Tanne, die ihn mit ihren tiefhängenden Ästen beschattete.

Ein Fasan erhub in der Nachbarschaft seine rauhe Stimme, er erhielt Verstärkung und der Gesang wurde zum allgemeinen Chor: auf allen Bäumen hüpften und zwitscherten Vögel in mannigfaltiger Vermischung, so munter, so fröhlich, als wenn sie seines Elends spotten wollten: das ganze Gebüsch war ein lauttönendes Konzert glücklicher Geschöpfe. — „O ihr seligen Geschöpfe! ihr bedürft keines elenden Silbers oder Goldes, um glücklich zu sein!" sprach er, stund auf, ging tiefer ins Gebüsch, um der widrig fröhlichen Musik zu entgehn. Er trat in einen schauernden, finstern Gang, wo unter dem Gewölbe verschlungener Fichtenäste tote Stille und Melancholie, wie ein ausgebreiteter Flor, schwebte: je grauser, je willkommner: je mehr

er schauerte, je glücklicher fühlte er sich. Das finstre, lebenlose Leere des Orts spannte die Flügel seiner Einbildungskraft: das Gewölbe wurde enger und düstrer: ein schmaler weißer Sandweg leuchtete in verzognen Krümmungen durch die Dunkelheit vor ihm her: bald wurde er ihm zu einem Geiste, in weißes Gewand gehüllt, der ihn leitete; bald war es Ulrike in ihrem Atlaskleide, die ihn aus dem Labyrinthe führte: er hörte Atlas rauschen: der weiße Weg verlor sich, und Ulrike verschwand. Welche Betrübnis! auch eingebildetes Glück muß ihm das mißgünstige Schicksal rauben!—Izt schimmerte fernher der Pfad wieder aus den aufgehäuften dürren Fichtennadeln hervor: welche Freude! Als wenn die leibhaftige Ulrike sich wieder zu ihm eingefunden hätte!

„O Ulrike!" rief er und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sich der Weg zum zweitenmale verlor, „wenn ich jemals so wieder bei dir sitzen könnte wie am Abende, als ich mich von dir trennen mußte! Das war ein Leben! ein Leben, um sich niemals den Tod zu wünschen! - Aber izt, izt bin ich schon so gut als tot. Um meiner Nahrung willen muß ich auf einem Dorfe vermodern, verachtet und unbekannt dahinsterben: Du eilst der Ehre und dem Reichtum entgegen, vergissest mich in Wollust und Freuden; und ich!—was werd' ich?—ein verachteter, elender Bettler, der ums Brot arbeiten muß!—O wenn ich wieder jung werden, und an alle die Örter der Freude, zu meinem Freunde, zu Ulriken zurückkehren dürfte!"—

Er schwieg lange: dann fuhr er hastig auf:

„Aber wenn sie nun wirklich nach Dresden käme! wenn sie mir nun nachgegangen wäre! wenn sie nun wirklich in dieser Minute, heute oder morgen ankäme! und ich hätte die Stadt verlassen! sie fände mich nicht, und geriet in noch größeres Elend als ich!—Nein, ich muß zurück! ich muß! ich muß!"—

Übereilend drängte er sich durchs Gebüsch hindurch und schonte weder Haut, noch Kleidung, als wenn sie schon außen auf ihn wartete. Plötzlich war er auf einem freien Platze, und die ganze Stadt mit Türmen, Häusern und Gärten im schönsten Sonnenglanze vor ihm: der glänzende Anblick, wie er so schnell auf den

vorigen melancholischen Aufenthalt folgte, riß seine Seele empor: er schien sich aus einem Kerker gezogen, und die Sonne zerstreute seinen Kummer wie Nebel. Er wurde durch eine geheime Macht nach der Stadt hingezogen, und bei jedem Schritte wuchs mit seinem Wunsche die Wahrscheinlichkeit, daß der Advokat sich seiner annehmen werde. Diesen Mittag zu hungern, weil es nicht anders sein könnte, hatte er sich schon gefaßt gemacht.

Er schwankte, ob er in seine Wohnung zurückgehn sollte: endlich entschloß er sich dazu, und war sogar nicht übel willens, etwas von seinen Habseligkeiten auf allen Fall in die Tasche zu stecken: er erschrak bis zum Erröten, als sich ihm diese Vorsichtigkeit wie eine Betrügerei vorstellte. Nein, sagte er sich, ich muß erst meine Sachen taxieren, ob sie zur Bezahlung zureichen; und dann—

Hier kam ihm eben der Lohnlakai sehr freundlich und dienstfertig entgegen und bückte sich vor ihm, daß die Nase aufs Knie stieß: er wollte seiner Höflichkeit gar kein Ende machen. Das unerwartete Betragen war unerklärlich. — „Bleiben Sie ja ein Viertelstündchen zu Hause!" sprach er und lief eilfertig nach dem Hute: „ich will gleich jemanden holen: das wird eine Freude sein!" —Mit diesen kurz herausgeatmeten Worten lief er davon, und ließ Heinrich Zeit, über seinen Text Mutmaßungen zu machen. Was war natürlicher, als daß es die Baronesse sein mußte, die er holte?—Sie war eben angekommen, hatte sich bei einem seiner Patrone nach ihm erkundigt, ihn hier aufgesucht, nicht gefunden, dem Lohnlakai ein gutes Trinkgeld versprochen, wenn er sie sogleich nach seiner Rückkunft rief, und um dieses tun zu können, mußte sie Geld mit sich bringen: aber woher das?—Ei! konnte sie denn nicht ihre diamantnen Ohrgehänge verkauft haben? Oder vielleicht hatte sie sich Schwingern anvertraut: vielleicht hatte er ihr durchgeholfen, Geld geborgt:—aber was brauchte er sich denn darum zu bekümmern, wie sie zum Gelde kam? Genug, sie sollte angekommen sein und Geld bei sich führen, um ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen: das ist nun so eine zusammenhängende, einleuchtend wahre Geschichte! je mehr er sie wahr wünschte, je mehr vergaß er, daß er sie bloß mutmaßte.

Nach langem, ungeduldigem Hoffen hörte er die Stimme des Lohnlakais: sein Herz klopfte, er zitterte, er flog nach der Tür, riß sie auf und—erblickte eine Perücke, einen ölgelben Rock, von oben bis unten zugeknöpft, schwarze Unterkleider und einen silbernen Duodezdegen, der aus der Öffnung des Schoßes hervorguckte —mit einem Worte, seinen Patron, den gutmütigen Advokaten.

„Lieber Sohn," fing er an, „du sollst heute bei mir essen: meine Frau ist verreist. Wenn die Katze nicht zu Hause ist, macht sich die Maus lustig, wir wollen hoch zusammenleben; und wenn du so angebrachter Maßen bei mir als heute mittags issest, so wollen wir weiter deliberieren, was in puncto deines Fortkommens zu tun und zu machen ist."

Er berichtete zugleich, daß er ihn schon zweimal vergeblich gesucht und in der Nachbarschaft bei einem Freunde erwartet habe. Welche fröhliche Botschaft!—Sie wanderten zusammen fort.

Bei Tische entdeckte er ihm, daß er seine Rechnung im Gasthofe bezahlt habe und ihn zu sich ins Haus nehmen wolle: aber was ihn dazu so schnell bewegte, verschwieg er ihm. Schwinger hatte ihn in einem zweiten Briefe ersucht, seinen Freund zu sich zu nehmen und Tisch und Wohnung vierteljährich für ihn zu bezahlen versprochen.—„Aber lassen Sie ihn nichts davon merken!" schrieb er. „Der Bursche muß glauben, seinen Unterhalt durch seine Arbeit zu verdienen, damit er sich daran gewöhnt und es ohne Widerwillen tut, wenn er's bedarf. Beschäftigen Sie ihn also unaufhörlich, und unterlassen Sie nichts, was Sie zu seinem künftigen Fortkommen beitragen können! Vielleicht kann ich ihn in einem halben Jahre wieder zu mir zurückholen: der Oberpfarrer in G** ist gefährlich krank: man hat mir seinen Platz versprochen: stirbt er, so werde ich schon weiter für den jungen Menschen sorgen. Er liegt mir am Herzen, wie mein Sohn."—

Der gutmütige Doktor Nikasius—so heißt er—war unmittelbar nach Durchlesung des Briefs so fest, wie itzo, entschlossen, die Bitte seines Freundes gewissenhaft zu erfüllen: aber die Frau! die Frau!—Er gestund Heinrichen offenherzig, daß sie das große Hindernis bei allem Guten sei, was er nur jemals tun wollte:

„aber," setzte er hinzu, „wir wollen sie schon dergestalt und allermaßen hinter das Licht führen, daß sie sich fordersamst zum Ziel legen soll. Anlangend nun deine Herkunft, als wollen wir ihr dergestalt und allermaßen überreden, du seist ein Edelmann: denn die Hexe will mit niemanden sonst etwas zu tun und zu schaffen haben. Wenn du nun zwar kein Edelmann bist, noch sein oder heißen willst und dir solchemnach allerhand Kalamitäten und Beschwerden durch Arrogierung einer unerweislichen Geburt zuwachsen und erfolgen dürften, solchergestalt also wollen wir ihr ferner geflissentlich anheimstellen, deine Geburt als ein Fideicommissum wohl und geziemend zu bewahren, auch niemanden zu entdecken, noch viel weniger zu offenbaren, welchergestalt und auf was für Art und Weise es nur immer sein und geschehen möge. Zufolgedessen sollen alle deine res mobiles noch heute anhero gebracht und geschafft werden, damit du in possessione bist und sie dich sofort ohne große Unhöflichkeit nicht extrudieren kann." —

Die Anstalt wurde auch sogleich gemacht und Heinrich in den Besitz einer Kammer gesetzt, bis die Frau Gemahlin eine Stube für ihn bewilligen wollte. Nachdem die Geschäfte besorgt waren, kehrte der Doktor wieder zur Freude zurück und sprach und handelte so natürlich wie jeder andre Mensch: sobald etwas nur die mindste Miene eines Geschäftes hatte, sprach er in seinem schwerfälligen tautologischen Stile, und wenn er auch nur dem Bedienten ein Stück Akten wegzutragen befahl. Um die Abwesenheit seiner Frau recht zu genießen, hatte er einige Universitätsfreunde auf den Nachmittag zu sich gebeten, die ihm das Andenken seiner frohen akademischen Jahre erneuern helfen sollten. Er war ein ungemeiner Liebhaber der studentenmäßigen oder fidelen Lebensart, wie er sie nannte, und durfte sich vor seiner Frau, einer sehr zeremoniösen Dame, nichts davon merken lassen.

Die Gäste erschienen, tranken und rauchten Tabak und wurden so aufgeräumt, als wenn die Freude ihre leibhafte Mutter wäre: sie erzählten sich Schwänke und kurzweilige Historlein, und auf jedes folgte ein so lautes allgemeines Gelächter, daß die Gläser

und Fensterscheiben zitterten. Das Lustigste für den Zuschauer bei dieser auserlesnen Gesellschaft bestund darinne, daß ein jedes von den vier Mitgliedern sich ein Wort angewöhnt hatte, welches er ohne Sinn und Zusammenhang unaufhörlich wiederholte.

Herr Fabricius trat herein, machte eine Verbeugung, und ohne ein Wort gesprochen zu haben, fing er an: — „Wie gesagt, ich bin Ihr gehorsamer Diener."

Der Wirt antwortete: „Sein Sie willkommen dergestalt und allermaßen."

Fabricius. Wie gesagt, Brüderchen, ich habe dich lange warten lassen: aber wie gesagt, wo stecken die andern Hundsfötter? Wie gesagt, bin ich ja doch nicht der letzte.

Nikasius. Die Schurken werden dergestalt und allermaßen wohl zu tun haben.

Herr Piper guckte scherzhaft zur Tür herein: — „Nämlich hauptsächlich, seid Ihr böse auf mich, ihr Halunken?"

Fabricius. Wie gesagt, du Pfannkuchenkopf, warum bleibst du so lange?

Piper. Du Schweinigel, ich konnte ja nämlich hauptsächlich nicht eher kommen.

Herr Furiosus riß die Tür auf, trat, den Hut auf dem Kopfe, herein und brüllte: — „Und abermals guten Tag, ihr Hundejungen!"

Tutti. Großen Dank, Herr Hasenfuß!

In einem so kräftig liebkosenden Tone wurde das Gespräch fortgesetzt und zwar mit einer Unerschöpflichkeit an Schimpfwörtern, daß keins mehr als zweimal zum Vorschein kam: der schlechte Spaß schwang seine Flügel über sie und schüttelte einen Platzregen von plumpen Einfällen unter ihnen aus. Als ihre Lustigkeit im höchsten Schwunge war, fand sich ein junger Doktor, der vor kurzem von der Akademie zurückgekehrt war, ein Männchen à quatre epingles, vom Kopf bis auf die Füße wie aus Wachs geformt, mit vielen scharrenden Verbeugungen und schnatternden Komplimenten bei ihnen ein, um dem Herrn vom Hause die Aufwartung zu machen. Die Gesellschaft trat im Zirkel um ihn

herum und blies eine so ungeheure Menge Rauch auf das geputzte Herrchen los, daß die Flittern seiner gestickten Knöpfe, wie blinkende Sternchen durch Regenwolken, schimmerten: außerdem verloren seine Komplimente Geschmeidigkeit und Fluß, weil ihm der erstickende Dampf auf die Lunge fiel und ihn jeden Augenblick zu husten nötigte. Zuletzt wurde die Wolke so dicht, daß sie ihn nicht mehr sahen: es entstund allgemeine Stille, weil er vor Ersticken nicht mehr reden konnte: man glaubte also wirklich, er sei aus Verdruß ohne Abschied fortgegangen. Das arme Doktorchen, das vor Berauschung und Taumel des Kopfs nicht sah noch hörte, suchte die Tür und konnte sie schlechterdings nicht finden: er wankte hin und her.

„Wie gesagt, der Narr ist fort,“ fing Fabricius an.

„Ich empfehle — mich — Ihnen gehorsamst“ — flüsterte ein kraftloses Stimmchen aus der Dampfwolke hervor. Es war der halb ohnmächtige Doktor, der nach langem Taumeln eine Tür erwischt hatte und zu ihr hinauswankte: aber er hatte die falsche erwischt; denn er kam in die Schlafstube. Er merkte wohl, daß er unrecht sei, allein seine Schwäche überwältigte ihn so stark, daß er unmöglich der Versuchung widerstehn konnte, der Einladung eines schönen kattunen Vorhangbettes zu folgen: entweder glaubte er in seinem Schwindel, wirklich schon zu Hause zu sein, oder wollte er bloß die Gelegenheit zur Erholung nützen? — genug, er warf sich, wie er war, auf das Bette und schlief ein. Inzwischen freute sich die dampfende Gesellschaft ihres Triumphs über den schöngeputzten Doktor, und die Unterredung lenkte sich allmählich auf die Weiber, worunter keine sonderlich gut wegkam: ein jeder wollte mit der seinigen eine schlimme Operation vornehmen: der eine wollte sie, wie gesagt, unter die Freipartie tun, der andre wollte sie nämlich hauptsächlich in einem Zuchthause versorgen: Nikasius wollte die seinige dergestalt und allermaßen auf Interessen austun, und Furiosus dachte, und abermals, ein depositum miserabile aus ihr zu machen. Ihr Witz lief noch lange Zeit in diesem Gleise fort, als plötzlich die Tür aufging: man hatte die Fenster geöffnet, um die Atmosphäre vom Qualme zu reinigen,

und durch die dünnen Dampfwolken zeigte sich — die Dame vom Hause.

Wie eine Schildwache, die mit scharfgeschultertem Gewehre vor dem vorübergehenden Offizier in steifer Ehrerbietigkeit dasteht, trat die ganze Gesellschaft dahin, streckte die Pfeifen und zog die Hüte von den Köpfen, als die Frau vom Hause erschien. Niemand sprach: mit unwilligem Schütteln des Hauptes und kochendem Grimme im Herze begab sie sich wieder hinweg: dem Herrn Gemahle entsank Mut und Lustigkeit: wie ein Kind, das Knecht Ruprecht gescheucht hat, ging er ängstlich in der Stube herum und wunderte sich, warum seine Frau schon wiederkäme, da sie doch erst morgen abend hätte eintreffen sollen. Herr Piper nahm seinen Stock und sagte nämlich hauptsächlich gute Nacht: Furiosus wünschte, daß der Teufel, und abermals, die Hexe fortgeführt haben möchte. — „Wie gesagt, wir müssen gehen," sprach Fabricius unmutig. „Ja, Brüderchen," sagte der Herr vom Hause mit verzerrtem Gesichte, „das wird wohl dergestalt und allermaßen das Beste sein." — Man folgte seinem Rate.

Viertes Kapitel

Um die erzürnte Ehefrau wieder auszusöhnen, begab sich der Mann unmittelbar nach dem Abschiede seiner Freunde zu ihr und bewillkommte sie in der Form: da sie keinen kleinen Vorrat von Eigendünkel besaß und die vornehme Dame gern spielen wollte, so war eine solche Formalität für sie ein angenehmes Sühnopfer. Er küßte ihr die Hand — sie schmunzelt: — er machte drei förmliche Verbeugungen rückwärts und wünschte zur erfreulichen Rückkunft Glück.

„Du bist einmal lustig gewesen, Papachen?" sprach die Frau mit stolzem, verdrießlichem Tone zu ihm herab und machte ihr Reisekleid los: der Mann sprang hinzu und half ihr: sie dankte ihm mit einer preziosen Verbeugung. Diese Hülfe hatte ihm die Antwort auf ihre Frage erspart: sie fuhr also fort:

„Nun werd' ich wohl vierzehn Tage lang den Studentengeruch nicht wieder aus dem Hause bringen." —

Ohne sie ausreden zu lassen, unterbrach sie der Mann: „Mein Äugelchen, willst du etwa Tee, Kaffee, oder etwas zu essen? Ich will gleich bestellen." — Sie dankte.

Die Frau. Wenn du dir nur einmal das böse Studentenleben abgewöhnen könntest! Man darf auch nicht den Rücken kehren, so fällst du gleich wieder in deine alten Sünden zurück. Man zieht seine Schande an dir. Kannst du denn nicht einmal ein Mann werden, der seinem Stande Ehre macht? — So laß doch die Tabaksbrüder sich in Kneipen und Schenken herumwälzen, und beschimpfe dich und deine Frau nicht durch solche schlechte Gesellschaft! — Werden die Leute nicht denken, daß bei uns alles vollauf ist, wenn du so schmausest und brausest? Man kann ja das Geld zu bessern Gesellschaften und anständigern Besuchen sparen.

Der Mann. Hm! hm! Fatal! recht fatal, daß ich mich dazu habe bereden lassen! Es soll nicht wieder geschehen, mein Mäuschen.

Die Frau. Das hast du mir schon tausendmal versprochen, Papachen. Ich will auch gar nicht mehr aus dem Hause gehn ohne dich.

Der Mann. Fatal! recht fatal! — Verlaß dich auf dein Papachen! Es soll nicht wieder geschehn.

Die Frau. Und obendrein zu so ungelegner Zeit die alten Dampfgäste daher zu setzen! Ich muß ja morgen abend zu essen geben. Die Gäste möchten sich die Nase zuhalten, so übel wird das ganze Haus riechen.

Der Mann. Vielleicht haben sie den Schnupfen. Wenn's ihnen nicht gut in meinem Hause riecht, ist mir's desto lieber. Da kommen sie dergestalt und allermaßen nicht wieder.

Die Frau. Ja, freilich, dir sind deine lustigen Saufbuben lieber als hübsche Leute.

Der Mann. Die hübschen Leute machen mir dergestalt und allermaßen nicht halb so viel Vergnügen als meine lustigen Kameraden. Da gibst du mir elende Suppen und magres Zugemüse, damit du alle Monate einmal deinen hübschen Leuten vollauf vor-

setzen kannst, daß dergestalt und allermaßen der Tisch brechen möchte. Ich lobe mir's, alle Tage gut gegessen—

Die Frau. Wenn du das Geld dazu hast!

Der Mann. Das hätten wir wohl. Wenn wir nicht alle vier Wochen einmal den hübschen Leuten meinen Verdienst zu verzehren geben, so brauchten wir nicht die übrige Zeit so kümmerlich und jämmerlich zu fressen. Mir ist dergestalt und allermaßen eine kleine wohlfeile Lust, die man oft anstellen kann, tausendmal lieber, als so eine seltne kostbare Fresserei, wobei man sich den Magen verdirbt und des Lebens unter den hübschen Leuten nicht froh wird. Laß sie Kaffee saufen, wenn du ja Besuch haben willst, und damit gut! oder gib guten Freunden ein paar Schüsseln, und das oft, und laß uns fröhlich und guter Dinge dabei sein!

Die Frau. Schweig, Papachen! das verstehst du nicht.

Der Mann. Ja, ja; ich bin's ja zufrieden, wenn's nicht anders sein kann.—Aber—

Die Frau. Papachen, geh an deine Arbeit! Akten verstehst du: verdiene du nur Geld! wie es vertan werden soll, das versteh' ich. —Geh! arbeite!

Der Mann. Ja, ja, Mäuschen: ich will's ja tun.

Er gehorchte: sie merkte wohl, daß ihm noch etwas auf dem Herzen lag, aber sie trug kein großes Verlangen, es zu erfahren. Er wollte ihr Heinrichs Aufnahme in sein Haus hinterbringen, das war es: gleichwohl wußte er nicht, wie er sich am besten dabei benehmen sollte. Er berief ihn zu sich auf seine Stube, um ihm die Marotten seiner Frau bekannt zu machen, damit er desto leichter das Geheimnis erriete, sich in ihre Gunst zu setzen.

„Pro primo," hub er an, „hat meine Frau dergestalt und allermaßen einen recht spanischen Stolz—nimm einen Bogen Papier und schreib, wie ich dir vorsage!—sie läßt sich gern die Hände küssen, sie sieht es sehr gern, daß man tiefe, tiefe Reverenze vor ihr macht, und nimmt's übel, wenn sie nicht tief genug sind: sie wird böse, wenn man sie Madam nennt: Frau Doktorin muß man sie nennen, wenn sie antworten soll; und krieg' ich einen Titel—welches ich nächst Gottes Hülfe in wenig Wochen erwarte—dann

muß man jedesmal nach zwei Worten den Titel einschieben, damit diejenigen, so es nicht wissen, gleich erfahren, wen sie zum Manne hat. Wenn man von ihr und sich selbst zu gleicher Zeit spricht, so muß sie zuerst genennt werden, oder sie macht ein Gesicht, wie eine wilde Katze. Zur Tür hinein oder heraus muß sie allemal vorangehn, oder es läuft übel ab. Auch muß man, so viel möglich, sich hüten, gegen sie sich solcher natürlichen Ausdrücke zu bedienen, wie folgende: ich habe Sie im Zwinger gesehn — Sie haben hier eine Faser hängen — Gehn Sie voran! — Dafür sage man zierlicher zu ihr: Frau Doktorin, ich habe die Frau Doktorin im Zwinger gesehn — Die Frau Doktorin haben hier eine Faser hängen — Die Frau Doktorin belieben voranzugehn! — Wer sie mit der linken Hand führen will, ist ihr Todfeind: sie zieht in einem solchen Falle ihre Hand zurück und rümpft die Nase. Item muß man sich alles Nasepuțens, Räusperns, Ausspeiens, starken Redens und andern Geräusches, was und welcherlei es sein möge, sorgfältigst in ihrer Nähe enthalten: je leiser und unverständlicher man spricht, je angenehmer ist es für sie. Item darf man nicht frei und offen, sondern beständig mit einer Art von Zwang und ehrerbietiger Scheu mit ihr sprechen, nicht zu nahe zu ihr treten, sondern sich, so sehr als möglich, bei der Tür halten, nie lustig und aufgeräumt, sondern beständig ernst, gesetzt, langsam, feierlich und mit häufigen Komplimenten und Verbeugungen zu ihr reden. — Wer diese und andre Gebote hält, dem wird es nie an Gunst und guter Meinung bei ihr fehlen."

„Pro secundo hat besagte meine Frau einen kurzsichtigen Verstand und hält deswegen jede Meinung für abscheulich, die nicht die ihrige ist, es sei in politischen, ökonomischen oder anderweitigen Angelegenheiten. Wer nicht ihre Meinung trifft, den haßt, den verfolgt sie. — In Religionssachen ist sie ungemein kützlich: sie hat einen eisernen Glauben, und wer nicht glaubt wie sie, ist ein Bösewicht: zuweilen schwärmt sie gar und ist schon einmal erzfanatisch gewesen: der Himmel bewahre sie vor einem Rezidiv! Die Prediger betet sie an, und ihre Worte sind ihr Orakelsprüche; man darf

deswegen in ihrer Gegenwart keinen nennen, ohne das Haupt zu entblößen. Von der Philosophie hält sie nicht viel, und von der Poesie gar nichts — NB. gereimte geistliche Lieder ausgenommen. — Sie spricht am liebsten vom Hofe, und am besten von Domestiken. Durch ein zweideutiges, auch wohl unschuldiges Wort kann man in ihren Augen zum Freigeiste werden, und ist man das einmal, dann wird man von ihr geflohen wie der Erzfeind. Sie glaubt einen Teufel: wer ihn vor ihr bei Namen nennt, ist verflucht, auch darf man ihm sonst nichts zuleide tun. Sie versteht im Grunde von allem nichts, ist einfältig und unwissend wie ein Trampeltier, nimmt es aber höchst übel, wenn jemand etwas besser zu verstehn glaubt. Sie ist intolerant, daß sie jeden bei langsamem Feuer braten würde, der nicht so glaubt, denkt und handelt wie sie, wenn das Verbrennen nicht durch die Gesetze verboten wäre."

„Pro tertio, ihren Willen anlangend, ist sie überaus argwöhnisch: da sie von blödem Verstande und ohne Kenntnis ist, dabei ihre Schwäche bei vielen Gelegenheiten merkt, so glaubt sie sich gleich gemeint, wenn man von etwas spricht, das sie treffen könnte. Ferner ist sie mißtrauisch, zurückhaltend, knickerig, voll Bettelstolz, Prahlerei, Kleidersucht, Eitelkeit. Trotz dieser mannigfaltigen Fehler ist sie zuweilen so gutherzig wie ein Schaf. Nicht minder" —

Eben trat das Original herein: man mußte also die Schilderung beiseite legen, weil man es nicht für ratsam hielt zu erfahren, ob die Dame ihr Porträt ähnlich fände. Sie erstaunte über die Gegenwart des jungen Menschen; Heinrich besann sich sogleich auf den ersten Artikel seiner Instruktion und fuhr mit einem tiefen, tiefen Reverenze nach ihrer Hand, küßte sie und trat vier große Schritte weit nach einer abermaligen Verbeugung zurück. — „Wer ist denn der?" fragte sie ihren Mann. — „Kennst du ihn nicht, Mäuschen?" antwortete der Doktor. „Der junge Mensch, der vor einigen Tagen" —

Die Frau. Den Brief brachte? — Was will er denn schon wieder? —

Die Frage wurde mit dem verdrießlichsten, gedehntesten Akzente gesagt. Der Mann brachte die verabredete Lüge vor: und kaum

hatte sie erfahren, daß er ein Edelmann sei, als sie sich mit einer tiefen, graziösen Verbeugung zu ihm wandte und sich, voll unbeschreiblicher Freundlichkeit, über die Ehre freute, Ihro Gnaden zu beherbergen—

„Still!" rief der Mann und gebot ihr, seinen Stand nicht zu verraten. Sie flog, eine Mahlzeit zu bereiten, wie sie sich für einen solchen Gast schickte, machte ihm ihr bestes Zimmer zurechte, und Heinrich spielte die anbefohlne Rolle der komplimentarischen Ehrerbietigkeit so gut, daß er noch den nämlichen Abend bei Tische vom Kopf bis zu den Füßen in ihrer Gunst saß.

Bei dem Schlafengehen legte sie ihrem Manne einen wichtigen Punkt über die Etikette vor, die man gegen den jungen Herrn beobachten sollte, da man ihn nicht seinem Stande gemäß behandeln und titulieren dürfte. Die erste Frage war—ob man ihn Monsieur [1]) nennen sollte?—Die Stimmen teilten sich: man stritt heftig und lange; und weil der Mann die Negative ergriff, sagte die Frau ja. Alsdann schritt man zum zweiten wichtigen Punkte—„soll man den jungen Menschen Sie, Ihr, Er oder Du heißen?"—Bei einer so großen Menge möglicher Fälle wurde die Frage in vier verschiedene Untersuchungen abgeteilt, und die Beratschlagung kam vor zwölf Uhr nicht zum Schlusse, welcher dahin ausfiel, „daß man, um dem jungen Menschen, da er nicht unter seiner wirklichen Qualität erscheinen dürfte, weder zu viel noch zu wenig Ehre zu erweisen, sich keiner jener vier Arten der deutschen Höflichkeit, sondern des Wörtleins Man gegen ihn bedienen wolle"—versteht sich, daß sich der Mann bei der ganzen Überlegung bloß leidend verhielt und bei den Kurialien blieb, die er bisher schon gegen ihn gebraucht hatte!

„Die übrigen Punkte wollen wir bei Gelegenheit in Erwägung

1) Zur Erläuterung dieser Beratschlagung muß man denjenigen Lesern, die mit dem Sprachgebrauche dieser Stadt nicht bekannt sind, berichten, daß dort jedermann von bürgerlichem Stande, solange er keinen Titel und keine Frau hat, und jeder Ausländer ohne Charakter Monsieur genannt wird. Es kann also jemand in so einem Falle zeitlebens durch ganz Teutschland Herr gewesen sein, dort wird er zum Monsieur.

ziehen" sagte die Frau gähnend und schlug die Vorhänge zurück, um ins Bette zu steigen. „Ach!" schrie sie laut und sank dem hinter ihr stehenden Manne in die Arme.

„Mäuschen, was ist dir denn?" — „Ach, Papachen!" — dabei blieb sie.

Papachen setzte die Frau in einem Armstuhle ab und holte die Nachtlampe, leuchtete ins Bett — beim Jupiter! da lag lang ausgestreckt und schnarchend, als wenn ihn Merkurs Rute eingeschläfert hätte, der schöngeputzte Doktor, der sich nachmittags in dem Tabakrauche verirrt hatte! da lag er, durch den narkotischen Dampf in einen Todesschlaf versenkt, mit dem Degen und chapeau bas, wie ein schlafender Endymion, à la française geputzt! rührte kein Glied, so sehr er geschüttelt wurde! Endlich erwachte er, reckte sich, erhub sich langsam in die Höhe und sprach zum Doktor Nikasius, den er für seinen Bedienten ansah: — „Kleidet mich aus!" — Über eine Weile fuhr er auf: — „Nu! was wartet denn der Schlingel? Ich bin wie zerschlagen." — Indem er dies sagte, blickte er mit den halbblinzenden Augen nach der Frau Doktorin hin. — „Was Teufel!" stammelte er schlaftrunken, „bist du hier, Lieschen? Heute ist es nichts," — und so sank er wieder zurück. Der Doktor Nikasius ergrimmte und klopfte mit den Fäusten so derb auf seinem Rücken herum, daß er aufsprang und sich zur Wehr stellte. Itzt erkannte er seinen Gegner bei dem hellbrennenden Lichte, das die Frau Doktorin unterdessen angezündet hatte. Neue Verwunderung, warum ihn diese beiden Leute im äußersten Negligé besuchten! denn er glaubte noch immer bei sich zuhause zu sein: man überzeugte ihn von seinem Irrtume, und er wanderte beschämt und einfältig, wie ein Kind, davon, daß ihm der Doktor Nikasius kaum mit dem Lichte folgen konnte, um ihm die Haustür zu öffnen: er stolperte über Tisch und Stühle hinweg, verirrte sich, und so jagten die beiden Leute einander ewig durch alle Stuben durch, ohne sich finden zu können, bis der Hausherr den Gast bei dem Arme erwischte und zur Treppe hinunterführte.

Den folgenden Morgen mußte Herrmann bei der Frau vom Hause den Tee einnehmen: sie erzeigte ihm diese Höflichkeit, um

ihn auf ihre Seite zu ziehn, wenn vielleicht zwischen ihr und dem Manne Faktionen entstehen sollten. Sie entwarf ihm deswegen das Porträt des Herrn Gemahls.

„Mein Mann ist ein guter Narr," begann sie, „man kann aus ihm und mit ihm machen, was man will. Er glaubt weder Himmel noch Hölle, aber Gespenster: er hält nicht viel auf sich: wenn er nur lustig sein kann, so ist er imstande, mit Schuster und Schneider umzugehn. Mit dem Gelde weiß er gar nicht hauszuhalten: er wirft's weg, wie er's bekömmt, wenn ihn jemand darum bittet. — Ich sage das nur, damit man sich an seinem Beispiele spiegelt und sich nicht von ihm verderben läßt: besonders nehme man sich vor seinem Unglauben in acht und richte sich deswegen bloß nach mir. Wer meinen Lehren und Ermahnungen folgt, der ist wohlberaten: man kann bei mir den Ausbund aller Herz und Seele stärkenden Bücher erhalten, und man lese nur fleißig darinne, so wird es nicht an Segen und Gedeihen fehlen. Ich werde mir zuweilen selbst die Mühe geben und zum Lesen anhalten, damit man nicht durch den Unglauben meines Mannes angesteckt wird." —

Im Grunde wollte sich die Dame durch diese Vertraulichkeit nur den Weg zu einer Befriedigung ihrer Neubegierde bahnen: sie lag ihr wie eine zentnerschwere Last auf dem Herze, es ängstigte und drückte sie das Verlangen, zu erfahren, warum Herrmann seine Geburt verheimlichte: sie mutmaßte wer weiß welche Geheimnisse dahinter. Deswegen rückte sie immer näher zur Sache, erkundigte sich nach dem gnädigen Herrn Vater und der gnädigen Frau Mutter — Heinrich war in der äußersten Verlegenheit und antwortete höchst lakonisch. Da auf diese Manier nichts herauskommen wollte, so schritt sie zu der unausweichbaren Frage, warum er seinen Adel verberge. Heinrich fühlte in der falschen Anmaßung eines höhern Standes und dem Kunstgriffe, sich durch eine Lüge in der Gunst einer Frau zu befestigen, die er nicht sonderlich hochachtete, so etwas Aufbringendes, so etwas Erniedrigendes, daß er nach einer zweiten Wiederholung ihrer Frage die reine Wahrheit gerade heraussagte, ohne einen Umstand seiner Herkunft zu verhehlen. Die Frau Doktorin empfand in dem Augenblicke gegen den aufrichtigen

jungen Menschen eine so tiefe, tiefe Verachtung, daß sie sogleich das Gespräch abbrach und ihm auf seine Stube sich zu begeben gebot.

Auf der Stelle eilte sie zum Manne, ihm über die entdeckte Lüge Vorhaltung zu tun: der friedliebende Doktor, der sich lieber mit sechs Parteien vor Gericht, als mit seinem Weibe einmal zankte, suchte zwar anfangs durch angenommene Unwissenheit der fernern Untersuchung zu entgehn, allein da er sich durch das eigne Zeugnis des jungen Menschen überführt sah, so bekannte und beichtete er seine Sünde offenherzig und entschuldigte sie mit der guten Absicht, nahm mit einem treffenden Verweise vorlieb und schrieb ruhig an seinen Akten fort.

Ihr Unwille wuchs noch mehr, als sich sogar ihr Eigennutz auch betrogen fand: sie hatte in der ersten Berauschung über die Ehre, einen jungen Kavalier bei sich zu beherbergen, vorausgesetzt, daß die Bezahlung dafür noch nicht bestimmt sei, sondern daß man ihr ohne Widerrede jede noch so große Forderung zugestehn werde — leicht zu erachten, daß ihre Forderung nicht klein ausfallen sollte! — wie stutzte, wie knirschte sie, als ihr der Mann bei genauer Nachfrage offenbarte, für welch geringes Geld der gutherzige Narr — wie sie ihn bei der Gelegenheit nannte — Tisch und Wohnung versprochen hatte. Er wurde ausgefilzt wie ein Schulknabe; und um seine hochgebietende Frau Gemahlin zu beruhigen, gelobte er an, eine Zulage von Schwingern zu verlangen. Daß es der gute Mann über sein Herz hätte bringen können! Nein, lieber bezahlte er der Frau aus seinem eignen Beutel die geforderte Erhöhung der Pension und überredete sie, daß er sie von seinem Freunde geschickt bekomme. Auch diese vermehrte Summe war ihr immer noch nicht genug: da sie gar nichts an der Ehre gewann, so wollte sie sich durch desto größern Nutzen schadlos halten, und drang endlich mit einem Haufen scheinbarer Gründe in den Mann, ihr diese Last aus dem Hause zu schaffen. Der Mann widerstand mit seinem ganzen kleinen Vorrate von Mut.

„Bedenke doch nur, Mäuschen!" sprach er bei einer Unterredung über diese Angelegenheit; — „was soll denn aus dem jungen Menschen werden, wenn wir ihn von uns treiben?" —

Die Frau. Dafür mag Er sorgen.

Der Mann. Wir können ihm aber doch dergestalt und allermaßen ohne die mindesten Unkosten, ohne unsern Schaden und etwanigen Nachteil, ohne alle Last und Mühe forthelfen; und sein Freund, mein alter Dutzbruder und Stubenbursche, hat mir ihn auf die Seele empfohlen—

Die Frau. Ja, empfehlen ist keine Kunst; wenn er nur auch bezahlte!

Der Mann. Das tut er ja, Kathrinchen, soviel als recht und billig ist.

Die Frau. Wie will nun der einfältige Mann wissen, was in der Haushaltung recht und billig ist! Das muß ich verstehn.

Der Mann. Hast du denn Schaden dabei?

Die Frau. Nein, das wohl eben nicht, aber auch keinen Nutzen!

Der Mann. Ach, Potz Plunder! muß man denn nichts ohne Nutzen tun?—Kathrinchen, du plauderst nun so viel von Frömmigkeit und Gottesfurcht, daß mir mannigmal die Ohren weh tun, und du bist doch dergestalt und allermaßen ärger als Juden, Heiden und Türken. Nicht so viel Christentum hast du im Herze, als man auf einen Nagel legen kann.

Die Frau. Ich? kein Christentum?—Davon darf so ein Unwiedergeborner, so ein Ungläubiger gar nicht reden. Das muß ich verstehn, was dazu gehört. Ich vergieße manche Träne über deinen Unglauben.

Der Mann. Gehorsamer Diener, Frau Doktorin: bemühen Sie sich nicht! Sie hätten ihrer genug über sich selbst zu vergießen —über die Hartherzigkeit: über den Eigennutz, den Stolz, die Hoffart! Ob du gleich alles frisch vom Munde weg glaubst, was du von deinen Seelenräten hörst, oder in deinen schwarzkorduanen Büchern liesest, so hast du doch ein Rabenherz, so trocken wie Bimstein, und härter als alle Felsen im ganzen Plauenschen Grunde! Dein Glaube hat noch keinen hungrigen Hund gesättigt, aber meine Gutherzigkeit, die du mir so oft vorwirfst, hat schon manchem armen Teufel geholfen, den ihr allesglaubenden Unmenschen verhungern ließt.

Die Frau. Schweig, daß du dich nicht an mir versündigst! Wenn du nur so viel Almosen gäbst als ich!

Der Mann. Was, Almosen! ich gebe keine Almosen: ich tue Wohltaten und Dienste. Deine Almosen sind Prahlerei, Eitelkeit, Stolz: Du demütigst die Leute damit. Meine Gefälligkeiten erniedrigen niemanden; denn ich verlange nicht einmal einen Dank dafür, und das zehntemal wissen die Leute gar nicht, daß die Hülfe von mir kömmt: sie sollen's auch dergestalt und allermaßen nicht wissen. Potz Plunder! laß dir einmal sagen, Kathrinchen! und jage die schwarze Parucke, den konfiszierten Magister, der alle Tage zu dir kömmt —

Kaum war das Wort zwischen den Lippen hervor, als der Bediente die Ankunft des eben genannten Magisters meldete: die Strafpredigt des Mannes mußte also unvollendet bleiben, weil die Frau, wie ein Gems, zur Stube hinausschoß, um den schwarzperückichten Magister zu empfangen und sich mit ihm an der stolzen Einbildung zu weiden, daß sie allein die frömmsten Kreaturen im Lande wären.

Ungeachtet der Mann auf seiner menschenfreundlichen Halsstarrigkeit bestund und den jungen Herrmann mit seinem Wissen nicht im geringsten kränken ließ, so trug sein Schutz doch nicht viel zur Glückseligkeit des Beschützten bei, weil er seine Lage nicht änderte. Der ehrbegierige Jüngling fühlte die Verachtung, womit ihm die Frau vom Hause begegnete, das Armselige, das Erbettelte, das Erniedrigende in seinem Zustande zu sehr, um nicht alle Foltern des beleidigten Ehrgeizes dabei auszustehn: seine lebhafte, fast brausende Tätigkeit war in die traurige Beschäftigung eingezäunt, trockne Akten, die weder seinem Verstande noch Herze einen Brocken Nahrung verschafften, wörtlich und sorgfältig abzuschreiben! alle seine Begierden strebten zum höchsten Gipfel eines Dinges, das er sich weder zu benennen noch deutlich zu entwickeln wußte, nach Ehre, Vorzug, Größe: der Vogel wollte mit gespannten Fittichen zur Sonne emporfliegen, und das arme Geschöpf mußte sich in einem engen, händebreiten Zirkel unter der langweiligsten Einförmigkeit herumführen lassen: er flatterte, er zitterte von dem innern hervordrängenden Feuer, und keuchte vor Anstrengung, seine Leidenschaft zu unterdrücken: er wurde verdrießlich, mürrisch, ein-

silbig. Natürlich folgte daher, daß er seine Geschäfte, da sie ihm so widrig schmeckten, ungemein nachlässig verrichtete; er war nie fertig, wenn er es sein sollte, und sein Abgeschriebnes so voller Fehler, daß man es nie brauchen konnte. Sein Patron hatte bei aller Gutmütigkeit militarische Strenge, sobald es seine Geschäfte betraf, und bestrafte deswegen die Unachtsamkeit und Langsamkeit des Abschreibers mit scharfen Verweisen ohne alle Schonung. Die Empfindlichkeit wollte oft dem unglücklichen Jünglinge das Herz abstoßen: er erkannte in sich die Strafbarkeit seiner Fehler, konnte nicht über die Strafe zürnen, sondern über seine Unfähigkeit, sie zu vermeiden: oft stampfte und sprühte er vor Wut auf seiner Stube nach einem solchen Verweise, lief glühend auf und nieder und verwünschte sich als einen Unwürdigen. — „O wer noch auf dem Schlosse des Grafen Ohlau wäre!" — mit diesem wehklagenden Ritornell ging meistens sein Zorn zur Betrübnis über. Gemeiniglich wanderte er bei einem solchen Vorfalle auf das freie Feld hinaus, um seinen Schmerz in den Wind auszuhauchen.

Fünftes Kapitel

Herumgetrieben von Unmut über Verweise, gequält vom Schmerz über sein niederdrückendes Schicksal, gemartert von Sehnsucht nach Vergnügen, von Hunger nach Liebe, kehrte er, den ganzen Kummer auf dem Gesichte, eines Tages gegen Abend von einem solchen traurigen Spaziergange nach Hause, warf den Hut seufzend auf den Tisch, erblickte etwas, das nicht gewöhnlich dort lag, sah hin — es war ein dicker Brief mit seiner Adresse. Der Verdruß hatte seine Neubegierde gelähmt: die Finger erbrachen ihn langsam, zogen schwerfällig einen Brief heraus — er war von Schwingern. Er las:

A**, den 6ten Oktober 17**.

Lieber Heinrich,

Meine Freude über deinen glücklichen Zustand in Dresden ist unbeschreiblich: ich möchte meinem ehrlichen gutherzigen

Nikasius um den Hals fliegen, so hat mich seine Aufnahme und Vorsorge für dich gerührt. Liebe, ehre ihn wie einen Vater, laß dich von ihm leiten wie ein Kind, das ich erzogen habe!

Liebster Freund, wie kannst du dich auf unser Schloß zurückwünschen, wenn du es nicht aus Liebe für mich wünschest? Bei uns ist der Bosheit kein Ende: das ist ein ewiges Zanken, Verfolgen, Verdrängen und Verläumden. Ich bin des Lebens so überdrüßig, daß ich noch heute zu dir eilen und lieber Akten mit dir schreiben, als hier in dieser Tigerhöhle bei voller Tafel müßig gehen möchte. Der Oberpfarr in S**, dessen Tod mich daraus erlösen sollte, ist wieder gesund worden; und wer weiß, wie lange ich also noch auf meine Befreiung warten muß? Ich bin ein verlaßnes Schaf, das seinen Freund sucht und nirgends finden kann: du fehlst mir immer noch an allen Orten, ob du gleich schon einen Monat von uns bist.

Jakob, unser aller Feind, ist nunmehr durch seines Vaters unablässige Bemühungen in die wirklichen Dienste des Grafen getreten, der Vater ist Oberaufseher in der ganzen Herrschaft geworden, und der Sohn hat seinen roten Rock und Federhut, seinen Gehalt, seine Verrichtung und das Ohr des Grafen bekommen: er läßt sich so gut an, daß er den Vater in kurzem weit übertreffen wird. So jung er ist, so hat er sich doch schon zum Probestücke am Koche wegen eines übereilten Spaßes gerochen, den dieser gesagt haben soll, als er ihn einmal aus dem Schlamme zog: der arme Mensch hat vor acht Tagen in voller Ungnade den Abschied erhalten.

Fräulein Hedwig ist eine Stunde von hier zu einem Dorfgeistlichen gezogen: weil sie entweder mit Fleiß oder zufälliger Weise dem Grafen zweimal begegnet ist, hat man ihr befohlen, das Städtchen zu verlassen, damit sich der Fall nicht wieder ereignen könnte.

Eine für mich höchstschmerzhafte Begebenheit, weil sie dich so nahe angeht, wirst du aus dem eingeschloßnen Briefe erfahren. Tröste dich, lieber Freund! Sei standhaft, wie ein Mann, und glaube, daß noch kein Böswicht ungestraft ins Grab ging.—

Herrmann zitterte: er konnte nicht weiter lesen: er nahm den eingeschloßnen Brief hastig und öffnete ihn mit bestürzter Erwartung: er war von seiner Mutter.

Gott zum Gruß libes Kind wens dir noch wolget so ists uns fon Herzen lib und angenem wir sind dem högsten sei Dank noch alle wol auf. Es were gar kein Wunder wen man for schwärer Ankst und grosen Herzenskumer auf der Nase lege. Libes Kind Es is uns gar n groses Unglik begegent weil dein Fater den 7ten hugus seinen Dinst Ferloren hat aber der teifel wird inen schon in der Helle dafor lonen den gottlosen Packe. Als ehegestern den 7ten huigus namen si im bi Rechnunk ab. ich habe gedacht ich mus in Onmacht fallen wi der Berenheiter der verfluchte Maulelsel du wirscht ia deinen Rachen noch voll krigen du alter Dikkop das du erliche Leite um ir bisgen libes Brot bringst laß dir nmal erzelen libes Kint da sasen wir bei tische unt da kam das huntsgesicht als ehegestern den 7ten huigus unt sagte das dein Fater den Dinst nicht mehr haben solte es war als wen mir jemand mit den Brotmesser s Herz entzweischnitte wie s so Knall unt fal kam. ich habe bi drei tage iber kein troknes Auge gehabt s ist gar ne große Not mit uns das dein Fater den Dinst verloren hat Dein Vater ist n rechter krober Kloz das er mich so vekfiert das ich mich so betriebe das er n Dinst Ferloren hat. Der Libe gott erhalte dich gesund di schlaraffengesichter habens den krafen gesagt weil dein fater nmal das Maul zu weit aufgetan hat r hat den krafen das Kalb Moses geheisen und das mag n verdrosen haben und sa hat er seinen Dinst verloren. Wir zin wek ich wil dirsch schon schreiben wir wisen noch nicht wohin ich wills ja wol noch erleben das den SchandKerl die leise fressen Deine getreie Mutter bis in den Tod

Anna Maria Petronilla
Hermannin.

Auf einen kleinen Zettel hatte der Vater flüchtig geschrieben:

Der Teufel hat meinen Dienst geholt: er wird die bald nachholen, die mich darum gebracht haben, hoffe ich. Nakt bin ich

auf die Welt gekommen, nakt muß ich von dem Dreckhaufen wieder fortgehn: wer nichts hat, verliert nichts. Drum sey gutes Muths wie dein Vater und gieb keinem Menschen ein gutes Wort. Lebe wohl, Heinrich. Wenn du nach mir geräthst, so bin ich lebenslang

Dein herzensguter Vater
Adam Ehrenfried Herrmann.

Heinrich war wehmütig über diese unerwartete Nachricht, aber noch wehmütiger, daß ihm niemand etwas von der Baronesse sagte. Er warf die Briefe auf den Tisch, schleppte sich traurig in einen Armstuhl und sah steif vor sich hin. — „Und auch keinen Gruß!" dachte er. „Nicht ein Wort, wo sie ist, wie es ihr nach meiner Abreise ergangen ist! Zeitlebens kann ich das Schwingern nicht vergeben — so eine Unachtsamkeit! Er spricht immer, wie sehr er mich liebt: ja, mag er mich lieben! das ist eine schöne Liebe, das Beste zu vergessen! — Sie hat ihm vermutlich, wer weiß wie viel aufgetragen, aber er ist so vergeßlich! Zu Tode möcht' ich mich über ihn ärgern. Ob ich wüßte, was Jakob geworden ist, oder nicht; das hätt' er für sich behalten können: wenn er mir nur dafür mit einem Worte gesagt hätte — die Baronesse ist nicht mehr bei uns — die Baronesse ist in Berlin, ist in Dresden. — Ach! wenn sie vielleicht schon hier wäre, und ich wüßt' es nicht. — Ja, zuverlässig! so wird es sein: sie ist schon hier, sie weiß nicht, wo ich wohne: wie oft mag sie mich schon gesucht, sich nach mir erkundigt haben! — Und davon sagt man mir nun kein Wort! Da denken die Leute, es ist in den großen Städten, wie in unserm kleinen Neste, daß sich zwei Leute gleich begegnen, wenn sie nur eine Stunde darinne sind. Schwinger ist ja doch schon in großen Städten gewesen — aber er überlegt sich nichts! Wie soll ich denn nun unter den vielen tausend Häusern das Haus finden, wo sie wohnt? und unter den millionen Stuben und Kammern ihr Zimmer? Soll ich denn in den hunderttausend Gassen täglich auf und nieder laufen? und wenn ich an diesem Ende bin, so ist sie vielleicht an jenem. Sie kann ja in einer Kutsche vor mir tausendmal vorbeifahren, und ich erkenne sie nicht: sie geht vielleicht dicht neben mir hin, und

sucht mich und ängstigt und quält sich meinetwegen, und keins sieht das andre vor den vielen Menschen, die da um uns herumkrabbeln. Wievielmal mag das schon geschehn sein! Ich habe sie vielleicht im Vorbeigehn berührt, habe sie vielleicht beim Herausgehn aus der Komödie gedrückt, bin dicht an sie gepreßt worden, und keins von uns wußte, wie nahe das war, was wir suchten. — O ich möchte den Schwinger — Ob er denn gar mit keinem Worte an sie denkt? Ob ich's vielleicht in der Eilfertigkeit überhüpft habe? Ob es vielleicht am Rande steht? Ich habe ja wohl den Brief noch nicht ganz gelesen." —

Er sprang auf, ergriff den Brief, las ihn noch einmal vom Anfange bedächtig durch und jeden Satz zwei, dreimal, um ja nichts zu übersehen, kam an den Ort, wo er vorhin abgebrochen hatte, und das erste Wort der ungelesnen Periode war — „Die Baronesse." Seine Augen glänzten vor Freude, er war von dem freudigen Schimmer halb geblendet, er las fünf-, sechsmal — „Die Baronesse" — blinkte mit den Augen und konnte nichts erkennen. — „Die Baronesse grüßt dich und hat ein kleines Billett beigelegt." — „Ein Billett?" rief er, wie trunken. „Aber wo ist es? hat er's vielleicht vergessen? —"

Hurtig wurden alle Briefe durchschüttelt, befühlt, übereinander geworfen: da war kein Billett! — Aber wie denn im Umschlage? — Er riß ihn auf — Da war es! verkrochen im äußersten Winkel! Das hartnäckige Siegel wollte nicht weichen: er riß, und riß das Billett in drei Stücken, daß er die zerfleischten Fragmente mühsam zusammenlegen mußte, um den Inhalt herauszubuchstabieren. Endlich brachte er heraus:

Lieber Herrmann,

Ich freue mich, daß Sie gesund sind und daß es Ihnen wohlgeht. Denken Sie zuweilen an Ihre Schulkameradin und leben Sie wohl. Ich bin

Ihre aufrichtige Freundin,
Baronesse von Breysach.

„Was ist mir denn das für ein Billet?" sagte er und ließ die Hand langsam mit ihm sinken. „So fremd! so vornehm! als

wenn's die Gräfin geschrieben hätte! — Es ist vorbei! sie ist geworden wie sie alle — sie verachtet mich: mein Stand ist ihr verächtlich. O ich Elender! daß mein Vater ein Einnehmer sein mußte! — Zugetraut hätt' ich ihr das nicht: aber es ist eine Baronesse. — Ich möchte Blut weinen, daß ich so ein verachtetes weggeworfnes Geschöpf bin. — Es ist aus: sie liebt einen vornehmen Narren, und ich muß hier, als ein elender Schreiber, in Kummer, Jammer, Not, Verachtung vermodern. — Sonst hieß es: such' einen Dienst, Heinrich! — und itzt: denken Sie zuweilen an Ihre Schulkameradin! — Ich möchte den kalten vornehmen Wisch gleich zum Fenster hinauswerfen, daß es jedermann lesen könnte, wie schlecht sie gegen mich handelt." —

Wirklich machte er auch auf der Stelle Anstalt dazu, riß das Fenster auf, und wie er das Blatt gegen das Licht hielt und sich bedachte, ob er sie der angedrohten Schande aussetzen sollte, wurde er eine Menge Nadelstiche darinne gewahr: die Entdeckung erinnerte ihn an den vorigen geheimen Briefwechsel, er folgte der Spur und buchstabierte aus den Stichen bald ein Ich zusammen. Mit zitternder Ungeduld suchte er den Rest der Nadelschrift zu entziffern und brachte nach langer Mühe heraus: — „Ich komme nach Dresden. Bist du mir noch gut?" —

„Ja, ja, ja!" rief er überlaut und hüpfte und küßte das zerfleischte Blatt: er tanzte wie ein Besessener, die Stube auf und ab: — „Sie kömmt! sie kömmt!" schrie er entzückt und klatschte springend in die Hände. Die kleine Marmotte, den Schoßhund der Frau Doktorin, der mit ihm unversehens in die Stube gewischt war und ruhig auf dem Stuhle schlief, raffte er auf und drückte sie dicht an sich, daß sie schrie. — „Sie kömmt!" rief er, sie drükkend und schüttelnd. Er tobte in der Stube herum, lärmte, lachte, stampfte, daß die Leute in dem Zimmer unter ihm besorgten, es sei jemand über ihnen rasend geworden; und eine Dame, die ihm gegenüber wohnte und durch das offne Fenster alle seine Grimassen beobachtete, womit er die Nadelschrift entzifferte, und wie er nach geschehner Entzifferung herumraste, schickte aus Mitleid gegen ihn, da seine Figur sie beim Ein- und Ausgehen eingenom-

men hatte, einen Bedienten an den Doktor Nikasius und ließ ihn bitten, den jungen Menschen vor Schaden zu bewahren; denn allem Ansehn nach müßte es mit ihm rappeln. Indem der Bediente noch sprach, kam auch eine Gesandtschaft von dem Hofrate, der unter Herrmanns Stube eine Relation verfertigte und sich erkundigen ließ, ob jemand bei dem Herrn Doktor plötzlich krank geworden sei, daß man so einen entsetzlichen Tumult über ihm erhoben habe. Der Doktor konnte vor Verwundrung nichts antworten: er versprach, sich nach dem Unwesen zu erkundigen und ihm zu steuern, öffnete Heinrichs Tür—mit einem freudigen Sprunge eilte der Berauschte entgegen und umklammerte den versteinerten Doktor.—„Sie kömmt! sie kömmt!" rief der trunkne Verliebte.

Der Doktor. Wer denn? wer denn?

Herrmann. Sie kömmt, sag ich Ihnen: sie hat's ja geschrieben.

Der Doktor. Potz Plunder! wer denn? wer denn?

Herrmann. Da! lesen Sie! lesen Sie!—

Und mit diesen hastig gesprochnen Worten warf er ihm alle empfangene Briefe in die Hände: der Doktor las sie durch und fand in keinem sonderliche Ursache zur Freude, noch viel weniger eine Nachricht, wer kommen sollte. Er sah unter dem Lesen von Zeit zu Zeit nach Heinrichen hin, dessen Füße sich immer wie zum Tanze huben, während daß die Freude sein Gesicht in konvulsivischen Bewegungen ununterbrochen erhielt: der Doktor war von der Meinung der gegenüber wohnenden Dame und riet ihm mit bedenklicher Miene, sich schlafen zu legen.—„O," rief Herrmann, „heute kann ich weder essen, noch trinken, noch schlafen: ich bin außer mir: ich möchte vor Freuden zum Fenster hinabspringen." —Da ist ja der deutlichste Beweis, daß die Dame recht hat, dachte der Doktor und machte das Fenster zu.—„Du armer Junge!" sprach er zu ihm und streichelte seine schwitzenden, glühenden Backen—„du hast Hitze: Nur Geduld! halte dich nur ruhig! es wird sich schon geben."

„Ach, ruhig!" sprach Heinrich mit beklemmter Stimme: „es drückt mir das Herz ab."—

Der Doktor fühlte ihm nach dem Herze. „Armes Tier!“ sagte er mitleidig: „es klopft wahrhaftig wie eine Mahlmühle. Ein Aderschlag! Warte! Ein Aderschlag!“

Heinrich versicherte, daß ihm wohl wäre, wohl wie im Himmel, und daß er keines Aderschlages bedürfte. Der Doktor tröstete ihn, daß es sich wohl mit ihm bessern werde. — „Aber es fehlt mir ja nichts,“ rief Herrmann entrüstet. — „Nur gemach, mein Sohn!“ unterbrach ihn der Doktor: „es wird schon besser werden.“ — Er untersuchte die Fenster noch einmal, befestigte die Wirbel, so gut er konnte, mit den Vorhangschnuren und marschierte ab, weil ihn seine Arbeit rief: zu größrer Sicherheit befahl er dem Bedienten, von Zeit zu Zeit an der Tür zu horchen, auf dem Saale beständig zu patrouillieren und ihn bei dem geringsten verdächtigen Geräusche herbeizuholen.

Izt verflog allmählich der erste Taumel der Freude bei Heinrichen, und seine Empfindung fing an, bänglich zu werden. Sehnen, Ungeduld, Begierde, Unwillen, nicht schon zu haben, was er wünschte und erwartete, Ängstlichkeit, Besorgnis, ob es auch gewiß geschehen werde — alles erwachte in einer Reihe, und wie sein Blut vorhin vor Freude brauste, so wallte und kochte es izt vor Unruhe. — „Zu welchem Tore wird sie hereinkommen? Wo wird sie wohnen? Werd' ich sie finden? Wenn wir nun einander ewig suchten und nicht fänden? Wenn ich nicht zu ihr dürfte? sie allenthalben sehen und nirgends sprechen dürfte? Wenn ich niemals mit ihr allein reden könnte? Wenn sie nun hier einen Kavalier fände, der sie allenthalben begleitete, mit ihr spräche, tändelte und scherzte, und ich armer Sohn eines Einnehmers müßte das alles ansehn! müßte schweigen, meinen Zorn in mir nagen, mich von Kummer und Herzeleid über den Anblick verzehren lassen!“ — Tausend ähnliche Besorgnisse und Grillen stiegen wie Gespenster in ihm auf, wurden immer ernster, immer schreckender und endlich so schwarz, daß er seufzte und vor Bangigkeit nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, als wenn schon alles mögliche Unglück über sein Haupt zusammengestürzt wäre, das er fürchten konnte.

Er rührte weder Essen noch Trinken an: sein Magen war wie

überladen. Der Doktor besuchte ihn noch einmal, fand ihn zu seinem Vergnügen völlig vernünftig wieder und ließ nicht nach, bis er in seiner Gegenwart schlafen gegangen war: der Bediente mußte in der Stube wachen, und er brachte seiner Frau die angenehme Nachricht, daß es wieder richtig wäre.

Sechstes Kapitel

Unterdessen hatte die Frau Doktorin, da sie Heinrichs Entfernung aus dem Hause nicht mit Gewalt durchsetzen konnte, bei sich überlegt, daß sie ihren Mann durch eine feine Gleißnerei am sichersten dazu bewegen werde. Je eifriger sie nach der Entdeckung, daß es zuweilen mit ihm rappele, seiner los zu sein wünschte, je mehr gab sie sich die Miene, als wenn ihr sein Fortkommen besonders am Herzen läge: sie redete ihm viel vor, wie zeitig ein Mensch von Kopfe sich bemühen müßte, etwas zu werden, und wie hoch man's bringen könnte, wenn man recht jung anfinge, wie leicht es in seinem Alter sei unterzukommen, wenn man vorlieb nähme und eine Zeitlang sich gehorsam in andre Leute schickte und fügte, um durch sie weiter befördert zu werden. Herrmann hörte ihre Predigten aufmerksam an, aber die Sache schmeckte ihm nicht: Ulrikens Billet hatte seinen Gedanken und Empfindungen eine ganz andre Richtung gegeben: die Ehre reizte ihn itzt wie eine Speise, die man auf den Fall aufhebt, wenn man keine bessre hat. Die Dame war nicht wenig aufgebracht, daß ihr auch dieses Mittel fehlschlagen wollte: doch gab sie ihren Plan nicht ganz auf.

Desto eifriger verfolgte seit dem Empfange des Billets Herrmann den seinigen. Vom Morgen bis zum Mittag, vom Mittagsessen bis zum späten Abend war er bei Regenwetter und Sonnenscheine in Bewegung, wanderte die Gassen durch, ging zu einem Tore hinaus, zum andern herein, spionierte jedes Frauenzimmergesicht, das hinter der Glasscheibe lauschte oder zum offenen Fenster heraussah, begaffte jedes, das in einer Kutsche vor-

beifuhr oder zu Fuße vor und neben ihm wandelte, verfehlte keine Komödie, keine Oper, solange sein kleines Taschengeld zureichte: das Schauspiel war für ihn so gut als nicht da: man mochte weinen oder lachen, er blieb immer derselbe und durchirrte mit forschendem Auge Logen und Zirkel: umsonst! er fand nicht, was er suchte: es wurde ihm bänglich, er konnte nicht bleiben: er mußte gehn, wenngleich das Schauspiel nur halb geendigt war. Die Leute im Hause wunderten sich außerordentlich über seine häufigen Wanderungen, und die Frau Doktorin, eine strenge Sittenrichterin, hatte ihn gar in einem gewissen argen Verdachte, und hielt ihm deswegen eine kraftvolle Rede über Lüderlichkeit und Verführung, wovon er kein Wort verstund. Auch der Doktor befragte ihn über die Ursache seines beständigen Ausgehens: daß er sie nur ganz verraten hätte! Er wandte eine Bänglichkeit vor, die ihm an keinem Orte zu bleiben verstatte, eine Unruhe, Angst, die nur Bewegung und freie Luft milderten:—alles die lautere Wahrheit!—„So recht, mein Sohn!" sagte der Doktor: „Bewegung ist dergestalt und allermaßen der beste Koch und der beste Apotheker: es ist das junge warme Blut, das dir die Unruhe macht. Du sollst mir vierzehn Tage über kein Wort schreiben, und lauf dir alle Tage ein Paar Schuhe entzwei! ich will sie bezahlen."—

Da sonach aus einer genommnen Freiheit eine gegebne geworden war, so bediente er sich ihrer desto reichlicher. Auf seinen Irrungen durch Feld, Busch und Straßen fand sich allmählich das alte Projekt wieder ein, das er mit der Baronesse bei der Verwechselung der Ringe entworfen hatte: er wünschte, es ausgeführt zu sehn, und es schien ihm bald höchstwahrscheinlich, daß die Baronesse ihm von ihrem Kommen nach Dresden heimliche Nachricht gegeben habe, um es mit ihm auszuführen.—„Hui! das ist es!" dachte er. „Hier kann uns der Graf nicht hindern oder in unsrer Liebe stören: hier hat er nichts zu befehlen: der alten Anverwandtin, wohin sie kommen soll, kann sie wohl leicht entwischen. Sie bleibt so lange auf einem Dorfe versteckt, bis die alte Anverwandtin stirbt—wenn sie nur recht alt wäre!—oder wenn sie auch lange leben bleibt, so hol' ich Ulriken unter einem

fremden Namen zurück, heirate sie, und — Ich muß nur Anstalt machen und dem Rate der Doktorin folgen, damit ich unterdessen emporsteigen und etwas Großes werden kann. — O über das entsetzliche Schicksal, daß mein Vater ein Einnehmer sein mußte! Da wär's so leicht, sie zu besitzen! — Aber warum mußte nun mein Vater nur ein Einnehmer sein? Es war doch so eine Kleinigkeit, ihn zum Baron zu machen." —

Kaum war dies jugendliche Projekt zur Welt gebracht, so eilte er schon zur Frau Doktorin und bat sie flehentlich, ihn die versprochne Unterstützung auf der Bahn der Ehre und des Glücks nunmehr genießen zu lassen: er wolle alles daran wagen und die äußerste Mühe nicht sparen, um ein großer Mann zu werden. Die Doktorsfrau, voller Freuden, ihn plötzlich dem Ziele so nahe zu sehn, wohin er sollte, bestärkte ihn in seinen ehrgeizigen Illusionen und fachte seine Begierde durch goldne Erwartungen so gewaltig an, daß sie lichterloh brannte: sie stellte ihm zwar vor, daß man klein anfangen müßte — „schadet nichts!" unterbrach er sie hitzig: „klein! noch so klein! nur her damit!" — „Aber," fuhr sie fort, „man hat der Exempel sehr viele, daß aus Schreibern Hofräte, Geheimeräte, Minister geworden sind." —

„Das wäre!" rief Herrmann entzückt und war in seinen Gedanken schon wenigstens Geheimerat, wo nicht wirklicher Minister.

„Ja, man hat der Exempel!" erwiderte die Doktorin. „Wenn man nur Geschick und ein gutes ingenium hat, sich gut aufführt und fromm und gottesfürchtig ist, so kann man steigen, ehe man sich's versieht. Ich habe Sie schon dem Kammerdiener empfohlen, den Sie oft bei uns gesehn haben müssen: er ist zwar in keinem der größten Häuser: aber sein Herr braucht immer Sekretäre und Schreiber; und was er mit der Zeit nicht durch sich selbst tun kann, das vermag er durch Empfehlungen. Es ist ein sehr gottesfürchtiger braver Mann und rechter guter Christ." —

Herrmann konnte sich vor Vergnügen nicht fassen und flog schon auf den goldnen Fittigen der Ehre Ulrikens Umarmung entgegen, sah sich an ihrer Seite geehrt, blühend, glücklich, und fähig, andre glücklich zu machen: er war in seinem Traume

schon von Mengen umringt, die ihm ihr Wohlsein verdankten: er zerschmolz in der seligen Vorstellung, so viel Ehrenvolles, Rühmliches, Großes getan zu haben, und Antonin konnte seiner Unsterblichkeit nicht gewisser sein als er. Das herrliche Bild begeisterte ihn, daß er seine Kraft in sich erhöht, jede Fiber zu Tätigkeit und Unternehmungen angespannt und sein ganzes Wesen über sich selbst erhaben fühlte.

Der Flug seiner Einbildung senkte sich freilich schon nicht wenig, als er den folgenden Tag befehligt wurde, dem Kammerdiener aufzuwarten: das war ein Schreckschuß, der seinen Traum zur Hälfte verscheuchte. Er eilte zur bestimmten Stunde mit vollen Segeln der Erwartung zu ihm: sein Patron wußte nicht das mindste von ihm: Herrmann trug ihm mit fließender Beredsamkeit den Bewegungsgrund seines Besuchs vor: der Patron besann sich lange — itzt wußte er, daß die Frau Doktorin ihm gestern oder vor einigen Tagen davon gesagt hatte. — „Ich werde für Sie sorgen" — schloß er und brach den Besuch ab.

In einem Paar Tagen erging durch die Doktorin ein abermaliger Befehl, daß er sich zur Kammerjungfer des nämlichen Hauses verfügen sollte, an welche ihn der Kammerdiener empfohlen habe. Mit etlichen Segeln der Erwartung weniger ging er abermals und kam abermals mit der Versicherung zurück, daß sie für ihn sorgen wollte.

In einer Woche darauf mußte er sich vor der gnädigen Frau stellen, an welche ihn die Kammerjungfer empfohlen hatte: man meldete ihn, sie kam im Pudermantel heraus, ließ sich seinen Namen sagen und versicherte, daß sie für ihn sorgen wollte. Der Friseur schlug mit der pudervollen Quaste los, und Herrmann kam zum ersten Male nicht leer zurück; denn er war voller Puder.

In vierzehn Tagen wurde ihm nach vielem Betreiben der Doktorsfrau, die nur entfernt durch den Kammerdiener auf die übrigen Hebel seines Glücks wirken konnte, die Erlaubnis gegeben, vor dem gnädigen Herrn zu erscheinen! er verwies ihn an den Hofmeister, der ihn examinieren sollte. Der Hofmeister bestellte ihn in acht Tagen, Sonntags nach geschlossner Nachmittags-

predigt. Er ging, aber so demütig, so langsam, wie ein Schiff ohne Wind: alle Segel waren beigelegt. Der Examinator war nicht zu Hause. Die Kinderfrau riet ihm, morgen früh wiederzukehren: er tat es; der Examinator hatte keine Zeit.

Er verwunderte sich äußerst gegen seine erste und älteste Patronin, die Doktorsfrau, über die Verzögerung. — „Ach," sagte jene, „man hat etwas versehen. Der Herr Magister ist sonst ein lieber gottesfürchtiger Mann: aber Sie hätten ihm die Visite machen sollen. Das hat er übel genommen! nun ist's da vorbei." —

„Wegen einer Visite will er mein ganzes Glück, mein Emporkommen hindern?" rief Heinrich, wie aus den Wolken gefallen.

„Ja," erwiderte die Doktorin, „das ist nicht anders: es will doch ein jeder sein Recht haben." —

Gute Nacht Minister, Geheimerat, Hofrat! Weg waren die glänzenden Aussichten der Ehre! vom Winde verweht! der aufklimmende Jüngling von der erträumten Höhe, die er mit einem Schritte erreicht zu haben hoffte, wo ihm menschenfreundliche Größe und wohltätige Gewalt Kränze und Lorbeeren entgegenboten, durch einen plötzlichen Windstoß zurückgeworfen, in die unbedeutendste Geringfügigkeit zurückgesetzt! Er fühlte schmerzlich, daß er nur der Schreiber eines Advokaten war, und fürchtete ebenso schmerzlich, daß er nichts weiter werden sollte. Wie ein Vogel mit frischbeschnittnen Flügeln, schlich er traurig im Hause herum und verschmähte das reichlich aufgeschüttete Futter, weil er nicht mehr fliegen durfte.

Während dieses verunglückten Laufes nach der Ehre hatte der Eigennutz seiner Patronin eine Ursache gefunden, seine Entfernung aus dem Hause nicht mehr zu betreiben: deswegen war sie auch so kaltblütig über die unterlassne Visite, die sie sonst mit der schärfsten Strenge geahndet hätte. Der bisherige Schreiber ihres Mannes hatte durch ihren Vorschub eine Versorgung bei einer adligen Herrschaft auf dem Lande bekommen, und es schien ihr ungemein schicklich, den jungen Herrmann, für welchen Tisch und Wohnung bezahlt wurde, an seine Stelle zu setzen und also einen Artikel ihres Aufwands zu ersparen. Der Mann wollte

aus dem guten Grunde nicht daran, weil der junge Mensch die Arbeit nicht allein versehen könnte, und weil es unbillig wäre, jemandem eine Bürde aufzuladen, die er ungern trüge, ohne ihn dafür zu belohnen: allein sie gebot ihm zu schweigen und sich nicht in Finanzsachen zu mischen, die sie besser verstünde. Sie setzte ihr Projekt mit vieler Hitze durch und übernahm selbst die Aufsicht über den Fleiß des neuen Schreibers: wenn die Feder nur ein paar Minuten ruhte, so schallte ihm schon der Befehl ins Ohr: — „Geschrieben! geschrieben!" — Er durfte ohne Erlaubnis keinen Fuß über die Schwelle setzen: bei seiner Rückkunft war er allemal zu lange außengeblieben, wenn er gleich die vergönnte Zeit nicht überschritten hatte; und dann mußte er ein Verhör ausstehen, wie ein Delinquent. — „Wo ist man gewesen? Was hat man gemacht? Was hat man gesprochen? Was hat man gedacht?" — Stund er nach dem Verhör ein paar Minuten zu lange müßig da, so erging der Befehl — „An die Arbeit! an die Arbeit! Nicht so müßig dagestanden! Wer essen will, muß sich sein Brot verdienen." — Bei Tische aß er ihr zu langsam, ward zu spät fertig und sollte schon mit dem letzten Bissen die Feder wieder ergreifen: des Morgens konnte er nie zeitig genug ausschlafen, ob er gleich von Kindheit an zum frühen Aufstehn gewöhnt war, und des Abends nie zeitig genug zu Bette gehen, weil er nichts tat und doch Licht verbrannte. Sein Ofen nahm immer das meiste Holz hinweg, so sparsam ihm auch eingeheizt wurde und so sehr er auch fror, daß er zuweilen kaum die Feder zu regieren vermochte; und wenn der Himmel nur einen weniger kalten Tag gab, wo das Thermometer nicht auf dem Gefrierpunkte stund, so würde das Heizen bei ihm ganz eingestellt. Dabei unterließ sie nicht, seinem Ehrgeize mit himmlischen Erwartungen zu schmeicheln, daß er alle seine Kräfte anspannte und jedes tägliche Ungemach mit Heldenmute ertrug, um nach einigen Jahren voll Beschwerlichkeit und Arbeit das goldne Fließ zu erringen, das man ihm vorhielt, und die erkämpfte Beute mit Ulriken zu teilen. Die Aussicht auf dieses Glück bewaffnete ihn mit eherner Standhaftigkeit: oft mitten in seinen trocknen Beschäftigungen, wenn seine Hand auf das

Papier malte, „daß Hans wider Gürgen klagend einkomme, weil er ihn mit zwei Ohrfeigen und drei Stockschlägen begünstigt habe, oder daß Anna Klara Eißfeldin, alle rechtliche Notdurft vorbehältlich, sothanes ihre Befugnis zu erweisen schuldig sei" —mitten unter solchen trocknen Beschäftigungen flog seine Seele in die Gefilde der Liebe hinüber, schwebte, wie ein zweiter Herkules, nach ausgekämpftem Streite mit Hindernissen, Ungemächlichkeiten und Arbeit, Ulriken, seinen errungnen Preis, im Arme, triumphierend daher: nach seinem Gefühle war er ein Held, der sich durch Leiden und Taten zum Halbgotte hinaufschwingen sollte. Die Feder stund bei solchen Flügeln der Einbildung freilich oft still: seine Aufseherin schrie—„Geschrieben! geschrieben!"— und die Hand flog in Galopp durch den holprichten steinichten Aktenstil dahin, weil er mit jedem sauren Zuge Ulriken durch eine Beschwerlichkeit mehr verdient zu haben glaubte.

Inzwischen erleichterte ihm doch der Doktor die Mühe seiner herkulischen Laufbahn mit vieler Billigkeit: ohne daß es seine Frau erfuhr, ließ er den größten Teil der Arbeit durch einen heimlich besoldeten Schreiber außer dem Hause tun und gab Herrmannen nur solche Sachen, die nicht dringend waren, noch vorzügliche Genauigkeit erfoderten, und auch nur in geringer Menge. Unter dem Vorwande, daß er ihn brauche, nahm er ihn jedesmal mit sich, wenn er auf Gerichtsbestallungen reiste, um ihn zu zerstreuen und ihm Erholung zu verschaffen, und vor dem Tore lud er seinen heimlichen wirklichen Schreiber auf, der die Arbeit verrichten mußte, während daß Heinrich in den Feldern spazieren oder sich mit andren ländlichen Winterergötzlichkeiten vergnügen konnte. Solche kleine Reisen waren für ihn Fahrten zur Freude: er wurde von dem Drachen, der ihn bewachte, erlöst, und jedes Dorf, wohin sie ihn führten, gab ihm das Bild seines Vaterstädtchens, das Herrschaftshaus eine Vorstellung vom Schlosse des Grafen Ohlau, und Garten und Felder jede Szene kindischer Glückseligkeit wieder: Schwinger, die Baronesse, alle wandelten neben ihm her, sie stunden vor ihm, sie sprachen mit ihm: die kahlen bereiften Bäume am gefrornen Wasser waren ihm seine Feinde, die vom Himmel

gezüchtigt, verworfen, traurig und verlassen dastunden und ihre Bosheit bereuten. Oft glühte ihm bei solchen Gedanken sein Innerstes, wie von auflodernden Feuer, indessen ihm Hände und Gesicht vor Kälte starrten, ohne daß er es fühlte.

Siebentes Kapitel

Izt hatte er unter so mancherlei Freuden, Ängstlichkeiten, Täuschungen Hoffnungen, Arbeit und Kummer einen ganzen Winter in Dresden zugebracht, Ulriken sehnlich erwartet, und noch war sie nicht da, wenigstens nicht für ihn da, weil er sie nicht zu finden wußte. Der Frühling erschien, und noch hatte er sie nicht gefunden. Mit dem Aufleben der Natur wachten auch seine Triebe und Tätigkeit zu ihrer alten Stärke auf: das Aktenschreiben wurde ihm auf einmal eine Last, die wie ein Alpengebirge drückte: die Einsperrung, die er bei der Erstorbenheit des Winters nur wenig fühlte, machte izt seine Stube zum Gefängnis: die ganze Welt wurde ihm zu enge. Die Frau mochte rufen und schreien: soviel sie wollte — seine Feder ruhte: sie mochte noch so oft fragen, wohin er ginge — er ging: sie mochte schelten, drohen und strafen — er achtete nichts, widersprach ihr mutig und behauptete hartnäckig die Freiheit, ausgehn zu können, wenn es ihm beliebte, und der Doktor unterstützte seine Ansprüche, soviel er vermochte. Er schweifte wieder herum wie ein Papilion, der aus der zersprengten Hülle eben hervorgeflattert ist: er freute sich der muntern Saat, des hervorbrechenden Laubes, der wirtschaftlichen Tätigkeit in Feldern und Weinbergen, der allgemeinen Emsigkeit, die ihm aus der reizenden Landschaft ein Paradies machte.

Bei allen Freuden trug er doch eine Unruhe mit sich herum, die ihn überredete, daß er unter allen diesen wirksamen Geschöpfen das unglücklichste sei: er beneidete die Ackersleute, die so vergnügt mit lautem Pfeifen hinter dem Pfluge dreinschritten, mit niemandem unzufrieden als mit ihren Pferden: ein Trupp froher Landmädchen, die mit froher Geschäftigkeit den Acker reinigten, oder

lachend und scherzend ein andres Geschäfte verrichteten, versetzte ihn in Traurigkeit, und ein Bauerkerl, der mit einer dickstämmigen Dorfvenus schäkerte, erregte seine Galle.

Sein Weg führte ihn an einem heitern sonnichten Nachmittage durch die Felder nach dem Plauenschen Grunde hin, den er izt zum ersten Male kennen lernte: er folgte, ohne es recht zu wollen, der Menge Menschen, die eben damals ihren Spaziergang dorthin taten. In sich vertieft, wurde er allmählich von einem nahenden Wassergeräusche erweckt, und ringsum betäubte ihn das Konzert rauschender Wasserstürze, klappernder Mühlen und des herabschießenden Flößholzes, das in den schäumenden Strudel mit hohlem Getöse hineinstürzte, verschwand, weit jenseit des Schaumes wieder langsam emporkam und sanft dahinschwamm. Auf einer Seite nackte Felsen, auf der andern Berge mit Gesträuch und Busch, vor sich eine Fläche mit Holz wie mit schwimmenden Nachen bedeckt—es schien ihm der Eingang in den Wohnsitz eines Gottes zu sein: er ging längst den Felsen hin, und seine begleitenden Spaziergänger verließen ihn schon, als wenn sie sich nicht in das Heiligtum der Natur getrauten. Er trat auf die zweite Brücke, und vor ihm stand ein Amphitheater, das in der Schöpfung nur einmal wurde. Auf der linken Seite dunkelbraune glattgeschnittne Felsenwände, schief, wie Kulissen einer Schaubühne, hintereinander gestellt, aus dem Flusse, der sich an ihrem Fuße in wirbelnden Wallungen bricht, zu den Wolken gerade emporsteigend; rechts am Flusse der phantastisch geschlungne Weg mit strauchichten rauhen Bergen, die mit den Felsenwänden sich zu vereinigen scheinen, um die Szene zu schließen; in der Mitte das ausgespannte Wasser; im Rücken und vorwärts Brausen und Getöse bald in leisen Pianos, bald mit der angestrengtesten Stärke, in wechselnden Solos und betäubenden Chören—er staunte, mit melancholischem Schauer verweilte er bei dem herrlichen Anblicke, in tiefer Empfindung verloren, und nur mit Mühe riß er sich los. Auch hier schien er noch mehr von den Menschen Abschied zu nehmen: der größte Teil ging zurück, und nur zwei Einsame folgten ihm in verschiednen Entfernungen, so tiefsinnig,

als wenn sie eine Not in diesen Grund tragen, oder eine Geliebte in ihm suchen wollten. Durch vielfache Wendungen des auf- und niedersteigenden Wegs ging er, den Fluß unaufhörlich zur Linken, unter fernem und nahem Wassergetöse dahin: izt stiegen jenseit des sprudelnden Stroms zween waldichte Berge empor, boten sich freundschaftlich die Arme und ließen unter ihnen eine breite aufsteigende Kluft — er sah in ihr hinauf und erblickte Gebäude: bald lehnte zur Rechten ein öder unfruchtbarer zerrissner Bergrücken mit fauler Bequemlichkeit da und trug auf seinen Schultern ein Dorf, von welchem Häuser, Leimwände und Strohdächer einzeln und in Gruppen über die Bergkrümmungen herabschielten: izt schloß sich die Aussicht ganz, er glaubte in einer weiten Felsenhöhle zu sein, aus welcher ein Fluß strömte — plötzlich wand sich der Weg um einen hervorstehenden Berg und öffnete ein breites, mit Birken rings umschlossnes Tal: izt war diese Seite eine bergichte Wüste, und jene ein lachender Hain, schnell wurde der Hain zum kahlen Felsengebirge, und aus der Wüste ein bearbeiteter bepflanzter Berg: hier stunden längs am Wasser hin versilberte Weiden, in künstlichen Reihen gepflanzt, hinter ihnen im aufsteigenden Gebüsche herrschte die völlige Unordnung der Natur: dort lehnte am Fuß einer Steinklippe ein Gärtchen voll junger Obstbäume, in weiße blinkende Stäbe eingezäunt, dort hing eins, vom zerrissnen Dornzaune umgeben, mitten an einem schroffichten dürren Berge, und mühsam schwebte dort zwischen Steinen ein arbeitsames Weib und behackte mit weitausgeholtem Schlage, der Natur zum Trotz, ein Beetchen für die kleinen Bedürfnisse ihrer Tafel: ihre Kinder klimmten auf Händen und Füßen an den vielzackichten Felsen hinan, während daß die ältern Brüder sich schon auf der äußersten Spitze wiegten und mit lautem Händeklatschen der furchtsamen Schwestern lachten, wenn sie mit den ausweichenden Steinen weit zurückgleiteten und schrien, als wenn's dem jungen Leben gölte, ewig kletterten und ewig zurücktaumelten.

Der Schauplatz war leer, still, melancholisch tot, nichts als das fortwährende Geräusch des strudelnden Wassers hörbar —

hie und da eine klappernde Mühle, selten ein vorüberschießender Landmann, der aus der Stadt zur wartenden Familie zurückeilte, oder betrübt dem Arzt die Bezahlung für seine gestorbne Hausfrau hineintrug, noch seltner ein langsam wandelnder Fruchtwagen! — außer diesen Unterbrechungen lag hier unter dem engen Horizonte die tiefste Einsamkeit ausgebreitet: Schweigen und Brausen war ihre Sprache — eine Sprache, die so tief in Herrmanns Herze eindrang, daß ihm schauerte: mit Zittern und Furcht stand er da, die Einsamkeit fesselte ihn an, und die Furcht drängte ihn von ihr hinweg: er suchte eine Anhöhe, stieg aus dem frischen Schatten zu ihr hinan und schaute aus dem Sonnenglanze in die düstere Tiefe, das einzige Meisterstück der Natur, hinab. Auch die beiden Spaziergänger, die ihm anfangs folgten, waren umgekehrt, der Träumer ganz allein.

„O wie ist dies Tal so still, und wie mein Herz so unruhig!" — war sein erster Ausruf, als er eine Weile ernsthaft hinabgesehn hatte. — „Von Leidenschaften gepeinigt, gepeitscht, wie der Strudel, der hier vor mir schäumt! — So soll ich dann ewig im Staube mich wälzen, ewig ein unwirksamer Nichtsnütziger bleiben? nimmermehr eine Tat tun, die mir nur einen Kranz der Ehre erwirbt? durchs Leben dahinschleichen, mir immer helfen lassen und niemandem helfen können? ein Lastträger in der Welt sein, zu den niedrigsten Arbeiten verdammt? — O die glücklichen Sterblichen, die Antonine, die Aurele, und die gleich ihnen sich den Dank einer halben Welt und aller künftigen Zeiten verdienen konnten! Warum mußte ich nun der einzige sein, der in rühmlicher Tätigkeit gern alle Adern seines Leibes zersprengen möchte, und doch, wie ein Ackergaul, im langweiligen Karren ziehen soll? — Das Herz möchte mir springen vor überströmender Wirksamkeit; und da sitz' ich, angefesselt am Blocke, muß dienen und arbeiten und sehe dessen kein Ende: kein Ende, wie ich's wünschte! Was hilft's, wenn ich jahrelang mich um den kümmerlichen Bissen Nahrung quäle? — ich bleibe doch ein Verachteter, ein Auswurf der Menschheit, der nie besitzen darf, was er liebt: Ulrike bleibt doch ein unerringbares Gut, nach dem ich nicht einmal ohne Beschimpfung streben kann.

Sie wird mich vergessen lernen, weil sie sich meiner nicht erinnern darf: sie wird mich verachten, weil man ihr die Liebe verwehrt.— Aber ich muß meinem Schicksal entgegenarbeiten! ich muß mich stemmen, ihm trotzen und wider seinen Willen erlangen, was ich will.—Fort mit mir, soweit mich meine Füße tragen! Wo das Land fehlt, mag es ein Schiff tun! Entweder alles, was ich wünsche, oder gar nichts! Mag ich auf dem Lande oder im Meere umkommen! es kömmt doch immer nur ein Elender um, den niemand beklagt, weil ihn niemand kennt."—

Er sprang auf, eilte die Anhöhe herab mit allen Bewegungen trostloser Wut, daß ihm der losgetretene Kies haufenweise nachrollte, ging mit heftigen Schritten am Wasser zurück: Höhlen, Klüfte, Büsche, Felsen, alles war für ihn vernichtet, selbst die Musik des Wassers nicht hörbar für ihn: alle Sinne hatten sich auf den einzigen Punkt seiner Seele zurückgezogen, wo seine unbefriedigte Ehrbegierde nagte: sein einziger Gedanke war—„ich bin der unglücklichste Sterbliche"—und seine ganze Empfindung bestund in dem schmerzlichen Gefühle seiner Unglückseligkeit. Den Kopf voll so schwarzer Schatten, wie die Felsen um ihn über das Tal deckten, das nämliche Getöse, Brausen und Rauschen in allen seinen Adern, wie von dem dahinschießenden Flusse in den Felsen wiederhallte, in der entsetzlichsten menschenfeindlichsten Stimmung des Geistes langte er bei der großen Mühle an: unter dem Getöse des Wassers, das über die Räder dahinstürzte, schallten Menschenstimmen, lautes mutiges Gelächter hervor—er hätte umkehren mögen, so zurückscheuchend, so abstoßend war für ihn der Ton. Er schlug die Augen auf und erblickte Menschengesichter, zwei gutgekleidete Frauenzimmer, die an der Mühle saßen, eine ältliche Dame, die zurückgelehnt schlief, und eine junge, die mit einem Stäbchen im Sande spielte.—„O des widrigen Anblicks!" dachte er: „wie die Ruhe aus dem schlafenden Gesichte lacht, wie das Mädchen so zufrieden tändelt! Ist denn so viel Glück auf der Erde, daß man so zufrieden sein kann?"—Mit neidischer Bitterkeit dachte er es und kehrte das Gesicht von ihnen. Itzt war er vor ihnen: ein Rest von seiner verfinsterten Menschenliebe lenkte

seine Augen auf die Damen: die junge sah auf, beider Blick blieb aufeinander hängen—er stund—ging.—„Wäre das nicht Ulrike? —Sie ist es!"—Seine täuschende Einbildung ließ ihn zweimal das Zischeln ihrer Stimme hören—izt schon wieder!—izt hörte er gar seinen Namen nennen!—sein Traum zwang ihn umzukehren. Die junge Dame stund auf, und noch war er vier völlige Schritte von ihr, als sie auf ihn hervorschoß, mit beiden Armen um seinen Hals! Da standen sie beide, fest umklammert, als wenn eine Gottheit sie zu freundschaftlichen Bäumen einwurzeln ließ! Keins sprach, keins bewegte sich. Ein Mühlbursch, der an der Tür lehnte und die stumme Umarmung mit ansah, glaubte sich aus Pflicht verbunden, die alte Dame zu wecken, zupfte sie am Ärmel und zeigte, als sie schnarchend auffuhr, mit dem Finger nach dem umarmten Paare. Die Alte ergriff den Spazierstock, der neben ihr lag, wackelte mit schlaftrunkner Eilfertigkeit hin und riß an Ulriken mit solcher Gewalt, daß sie beiden die Erschütterung eines elektrischen Schlags mitteilte: ihre Stärke reichte nicht zu, sie zu trennen, sondern sie mußte den Mühlburschen zu Hülfe rufen. Durch Vermittelung seiner nervichten Hände brachte er sie auseinander, faßte, auf Befehl der Alten, die Baronesse in seine bestaubten Arme und trug sie in die Mühle, ohne der häufigen Hiebe zu achten, die ihm Ulrikens Unwille mit der Faust auf die breite Nase versetzte. Heinrich fiel ihm ohne Anstand in den Rücken und schlug auf ihn los, daß eine dicke Mehlwolke aus der grauen Jacke herausfuhr: alles umsonst! der Bursche ließ seine Beute nicht fahren. Heinrich, in seinem Zorne, gerade auf die alte Dame los! doch wie er sich nach ihr wandte, hielt sie hinter seinem Rücken ihren Rückzug in die Mühle—schnapp! war die Tür verschlossen.

Was zu tun? Den sämtlichen Mühltruppen zu widerstehn, fühlte er sich zu schwach: auch schien ihm Gewalt überhaupt zu nichts nütze. Kurz bedacht, entschloß er sich voranzugehn, um den Weg zu gewinnen und dann in einer kleinen Entfernung hinter Ulriken in die Stadt zu schleichen und so ihre Wohnung zu erfahren. „Wenn ich nur diese weiß," sagte er sich, „dann sollen

mich Millionen Mühlbursche und Tanten und Vettern nicht abhalten!" — Er setzte sich in den Marsch und wanderte mit so behenden Schritten, daß er sich kein einziges Mal umsah, ob ihm Ulrike folgte. Erst in einer kleinen Entfernung vom Schlage sah er eine Kutsche hinter ihm drein wackeln, die er für dieselbe erkannte, welche nicht weit von dem Schauplatze seiner Wiedererkennung hielt: er erblickte die Baronesse darinne, verdrießlich in einen Winkel gedrückt; und nun wanderte er mutig hinterdrein. Sobald der Kutscher auf dem Pflaster war, schlug er die Pferde an, sie trabten dahin, um eine Ecke hinum, — weg war die Kutsche! und erschien auch nicht wieder: wie wehe das tat!

Seine Bekanntschaft mit Betteljungen hatte sich seit seiner Ankunft in Dresden nicht verringert! sie paßten ihm in der Nachbarschaft auf, um ihm ihr Anliegen zu entdecken, wenn er ausging oder nach Hause kam, und genossen auf diese Weise den größten Teil seines Taschengeldes. Einer von diesen Pensionären fand sich auch itzo bei ihm ein, als er, voll wichtiger Überlegungen, die Gasse heraufkam, und bat um eine kleine Gabe zur Abendmahlzeit. Der Bursch erregte bei seinem Wohltäter eine Idee, daß er ihm zu folgen befahl: als sie im Hause anlangten, beschrieb ihm Heinrich die Equipage, mit welcher er Ulriken hatte fahren sehn, umständlich und fragte, ob er sie nicht kennte. — „O ich kenne alle Kutschen und Mistwagen in der ganzen Stadt," fing der Junge an, „aber die Equipage kenn' ich nicht." — „Nicht?" fragte Heinrich erschrocken. — „Halt!" hub der Junge von neuem an und verbesserte Heinrichs Beschreibung in vielen Umständen: „war sie nicht so?" — „Völlig so!" rief Heinrich entzückt. — „Ach, die kenn' ich genau!" war die Antwort: „ich bin so manch liebes Mal in meinem Leben mit ihr gefahren, wenn kein Bedienter hintenaufstund. Sie gehört einer alten Schnattergans; Gott und ihr Vater werden's wissen, wie sie heißt: es fährt immer ein kleines lustiges Ding mit ihr, wir Jungen nennen sie nur das Baroneßchen" —

Heinrich fiel ihm um den Hals. — „Die kennst du!" redete er in ihn hinein.

„Ach, das ist meine Herzensfreundin," sprach der Bursch. „Ihre Fenster gehen in ein kleines Gäßchen: nun lassen Sie sich einmal sagen! Da treten wir hin und singen ein Liedchen—etwa ‚Mein Schätzel ist ein gutes Kind' oder so was, und da wirft sie uns Geld herunter, und da nehmen wir's und machen recht tiefe Bücklinge: da will sie sich zum Narren lachen."

Heinrich. Liebster, bester Freund! kannst du ihr nicht einen Brief heimlich zustecken?

Der Junge. O, sechse für einen! das alte Gespenst, bei der sie wohnt, paßt zwar auf wie ein Flurschütze. Man darf ihr nicht einen Schritt zu nahe kommen, so flucht sie wie ein Teufel. Sie reißt das arme Nüßchen herum, wie einen Wischlappen—

„Das häßliche Weib!" rief Heinrich und knirschte.

„Aber lassen Sie sich nur sagen!" fuhr jener fort, „ich will den alten Bootsknecht schon anführen: ich schleiche mich zur Tür des Baroneßchen und bitte, und wenn sie mir etwas gibt, schenk' ich ihr mein Briefchen heimlich dafür. Unsereins versteht das schon." —

Er wurde morgen früh auf den nämlichen Platz bestellt, wo die heutige Unterredung gehalten worden war, die sich mit Versprechung eines ansehnlichen Trinkgeldes endigte, und der glückliche Heinrich ging stolz die Treppe hinan: er wandelte in den Lüften, und sein Scheitel berührte vor Übermut die Sterne.

Die Doktorin empfing ihn mit ihren gewöhnlichen überhäuften Fragen und bekam nichts als lakonische Antworten: sein Glück schwellte ihn auf: das ganze alltägliche Leben um ihn her, alles, wovon und was man mit ihm sprach, war tief unter der Stimmung seiner Seele: er dünkte sich ein Gott, für welchen sterbliche Beschäftigungen und Reden des gewöhnlichen Gesprächs zu gering waren. Mit so erhöhtem Fluge der Gedanken und Empfindungen, als wenn er im Äther selbst schwebte, setzte er sich an den Tisch, um seinen Brief zu schreiben: seine Aufseherin, die nicht wußte, was er schrieb, lobte ihn mit vollem Halse über seinen Fleiß, daß er sich sogleich zur Arbeit kehrte und das Versäumte wieder einzubringen suchte. Wie ihm das Lob widrig schmeckte!

Er hätte ihr vor Zorn an den Kopf fliegen mögen. Wen muß ein solcher Beifall über so nichtswerte Dinge, wie Aktenschreiben, nicht beleidigen, wenn man so überglücklich, so erhaben über sich selbst ist, als er sich in dem Augenblicke fühlte?

Er schrieb in sehr langer Zeit ein sehr kleines Billett; denn bei jedem Worte flogen seine Gedanken mit ihm davon, schweiften unter Projekten zu öftern Zusammenkünften, zu Entfliehungen und andern Mitteln, das Glück des Wiederfindens so gut als möglich zu nützen und sich Ulrikens Besitz zu versichern, herum, und über den unendlichen Gedankenwanderungen verschrieb er sich so vielfältig, daß kein Menschenverstand in dem Geschriebenen war, wenn er es durchlas: immer däuchte ihm, daß er noch etwas zu sagen hätte, und nun noch etwas—er sann nach, und dort lief sein Kopf mit ihm davon! Er schloß—aber beim Jupiter! gerade das Wichtigste vergessen! Sonach bekam sein Brief sechs Schlüsse, und durch das öftre Wegwerfen der völlig unverständlichen Exemplare hatte er das Abendessen versäumt und Mitternacht herangebracht; und doch enthielt das Billettchen nichts als eine Nachricht von seiner Wohnung und eine Bitte, den Briefwechsel durch den Überbringer fortzusetzen und ihm bald zu einer Zusammenkunft zu verhelfen. Hier ist es, nach seiner Handschrift genau abgeschrieben.

Liebe Ulrike,

Liebste Ulrike, Allerliebste Ulrike

Ich bin außer mir. Schreibe mir heute noch. Ich weiß mich nicht vor übermenschlichem Glücke zu fassen. Ich bin bis in den Tod und in alle Ewigkeit

Dein aufrichtiger, ewig dich zärtlich liebender

Heinrich.

N. S. Schreibe mir ja durch den Überbringer. Ich bin entzückt, über Sterne und Himmel bin ich tief, tief in die Seele entzückt, daß ich dich wiederhabe. Der Überbringer ist ein Betteljunge. Schreibe mir ja oft durch ihn, alles, wie dir's ergangen ist. Ich verbleibe lebenslang mit der größten Zärt-

lichkeit und Liebe und Freundschaft und Zärtlichkeit, ich kann dir gar nicht schreiben, wie sehr ich bin

Dein getreuer unveränderlicher zärtlicher
Heinrich.

N. S. Wenn ich dich nur oft, recht oft, alle Tage, alle Stunden, alle Minuten sehn könnte! Schreibe mir ja. Der Überbringer ist ein Bettler, der für ein Almosen unsern Briefwechsel besorgen wird. Lebe wohl, tausendmal wohl. Ach, daß ich nicht beständig bei dir sein kann.

P. S. Ich wohne bei dem Doktor Nikasius. Ach Ulrike, ich sterbe vor Verlangen, wenn ich dich nicht jeden Pulsschlag meines Lebens sehn kann. Glaube daß ich bis in die Gruft und noch in jenem Leben dich lieben werde. Aber ich kann dich nicht genug lieben. Ich küsse dich in Gedanken tausend millionenmal, und möchte weinen, daß ichs nur in Gedanken tun muß. Ich verharre unausgesetzt

Dein getreuer, fest an deinem Herze hängender
Heinrich.

N. S. Du wohnst in der Hölle bei einem Satan. Der Überbringer hat mir erzählt, daß du bei einer Tante wohnst, die beständig flucht. Deine vermaledeite Tante geht mit dir um, daß es mich jammert. O wenn ich dem zähneblekenden Ungeheuer den Kopf spalten könnte! spalten!!!!! Es ist mir so weh ums Herze, daß ich dir so nahe sein muß und nicht Ich verbleibe

Dein betrübter, tief gebeugter
zärtlichstinnigstbrünstigstsehnlichstschmachtender
Heinrich.

Postscript. Wenn ich dich nur einmal, nur ein allereinziges Mal sprechen könnte! Ich bin so melancholisch geworden, daß ich Blut weinen möchte.

Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr gehorsamer Diener,
Heinr. Ch. Herrmann.

Den letzten Schluß schrieb er halb im Schlafe, und die Höflichkeit trat an die Stelle der Liebe. — Die unselige Liebe! was für schlechte Stilisten sie macht!

Nach langer quälender Sehnsucht, die ihn jede fünf Minuten an das Fenster riß, erschien der Bote am Ende der Gasse: er lief die Treppe hinunter und nahm ihm folgenden Brief im Hause ab.

---

den 12. Junius.

Wie sehr ich mich gestern über unser plötzliches Wiederfinden gefreut habe, das weiß mein Herz und dein eignes. Nach einer so langen, ewigen Trennung ist die Freude so voll, daß man von sich selbst nichts weiß. Aber lieber, lieber Heinrich! die Trennung ist noch nicht aus. Der Onkel hat der Oberstin, bei der ich itzo im Gefängnis sitze, auf das Leben anbefohlen, mich keine Minute aus den Augen zu lassen; und sie kömmt dem Befehle so getreulich nach, daß sie mich lieber am Halse herumtrüge, wenn's sein könnte. Auf dem Spaziergange darf ich nur den Kopf zurückwenden, um zu sehn, wer hinter uns geht, oder auf die Seite kehren, um jemanden an einem Fenster zu beschauen, gleich geht das Unglück los. Sapperment! schreit sie, wo gakeln Sie einmal mit den verfluchten Augen herum? — Bald geh ich ihr zu langsam oder stehe wohl gar still, um etwas anzusehn: In des Teufels Namen! fängt sie an; so heben Sie doch die infamen Knochen! — Bald hab' ich Langeweile und eile nach Hause. — Daß Sie das Donnerwetter erschlüge mit Ihrem höllischen Rennen! — und dabei reißt und stößt und wirft sie mich herum, wie ihren Spaniol, wenn sie eine Prise nimmt. So eine widerliche Frau kann gar nicht mehr auf der Erde sein: ihr Mund und ihre Brust ist beständig mit gelbem Tabak überglasiert, und wenn sie mich mit den schmutzigen Fingern angreift, geht mir's allemal durch Mark und Bein. Als ich gestern, da wir bei der Mühle so übel angelassen wurden, nach Hause kam, hat sie mir recht mitgespielt: schon in der Mühle fluchte sie auf mich, daß die Balken zitterten; und zu Hause stieß und zerrte und warf sie mich so

gewaltig herum, daß der Abdruck von ihren großen gelben Tabaksfingern in Lebensgröße auf meinem weißen Kleide zurückgeblieben ist. Wir haben uns im Zimmer von einem Ende zum anderen herumgejagt: ich wollte mich durchaus nicht von ihr anrühren lassen, und sie kann doch nicht sechs Worte mit jemandem sprechen, besonders wenn sie böse ist, ohne daß sie nicht die Leute bei dem Arme oder an der Brust anpackt.— Schmälen Sie, soviel Sie wollen! rief ich immer und wehrte sie mit allen Händen von mir ab. Greifen Sie mich nur nicht an!—Sie hüpfte immer, wie ein welscher Hahn mit aufgeschwollnem Kamme, und die Arme, wie ein Paar Flügel, ausgebreitet, auf mich los. Sapperment! schrie sie, du Zeteraas! du wirst doch nicht die Pestilenz kriegen, wenn ich dich anrühre? Ich will dir die verfluchten Knochen zusammendrücken:—und, Heinrich! nun packte sie zu! wie ein Häscher, packte sie zu und schüttelte mich, daß ich dachte, ich sollte das Fieber kriegen.

Sie muß dem Onkel alle Wochen einmal schreiben, wie ich mich aufführe; und sie hat heute schon den ganzen Vormittag geschmiert: du kannst dir leicht vorstellen, wovon. Nun werde ich ein saubres Briefchen vom Onkel über unsern gestrigen Vorfall erhalten. Schadet nichts! Ich bin des Ausschmälens so gewohnt, wie des täglichen Brots. Ich singe, springe, hüpfe und bin lustig, sobald mir nur die Tante Sapperment vom Leibe ist: das wehrt sie mir auch nicht; denn wenn sie den Wurm kriegt, so geht's mit ihr selber über Tisch und Stühle weg. Wenn Fräulein Pimpelchen—den Namen hat ihr meine Tabakstante gegeben; denn das tut sie allen Leuten—und Fräulein Nipelchen und Mamsel Zieräffchen zu uns kommen, dann geht's bunt über: da wird geschrien und gelärmt, daß die Nachbarn neulich dachten, es wäre Feuer im Hause, und mannigmal ist der Staub so arg, daß wir einander an die Köpfe rennen und in die Augen greifen und nicht wissen, wo wir sind.

Zuweilen tut mir aber doch mitten in dem lustigen Leben mein Herz recht weh, wenn mir's einfällt, daß ich meiner Tante,

der Gräfin, so viele Unruhe verursache. Du weißt gar nicht, wie der Graf mit ihr umgeht, seitdem du weg bist: sonst war er doch höflich: aber izt ist das alles aus. Er brummt den ganzen Tag: nichts kann sie ihm recht machen; und wenn sie vor ihm auf die Füße fiele, so fährt er sie doch an, wie eine Viehmagd: ein paarmal trieb er's so arg, daß ich mich des Weinens nicht enthalten konnte; und dann ging ich mit der Gräfin in ihr Zimmer: eine Träne jagte immer die andre bei ihr; sie rang die Hände; sie konnte kein Wort reden: das schmerzte mich so tief in der Seele, daß ich zu dem Grafen unangemeldet ins Zimmer lief und ihm zu Füßen fiel und bat, er möchte meiner Tante nicht so übel begegnen. Kannst du dir einbilden, Heinrich?—Der Onkel war wirklich recht bestürzt und räusperte sich so kurzatmicht, wie er immer tut, wenn er sich nicht recht zu helfen weiß; er hub mich auf und drückte mir die Hand so ängstlich, als wenn's ihm von Herzen leid täte: da trat der krummbeinichte Jakob ins Zimmer: gleich ließ mich der Graf fahren und sagte mir mit gebietrischem Tone —Geh in dein Zimmer! Wenn du in Zukunft etwas mit mir zu sprechen hast, so weißt du, wo du dich vorher melden mußt. Führe sie fort! sprach er zu seinem Jakob. Der Bube fletschte die Zähne und freute sich recht innig, daß ich so übel ankam: er faßte mich bei dem Arme, aber ich gab ihm einen so empfindlichen Nasenstüber, daß er mich fahren ließ und hell, wie eine Trompete, in seine beiden Tatzen hinein nieste.

Ich kann mir's gar nicht aus den Gedanken bringen, ob wir vielleicht an allem dem Unglücke schuld sein möchten: denn seitdem wir im Kabinette ertappt worden sind, hat es angefangen und nicht wieder aufgehört bis zu meiner Abreise nach Dresden. Die Gräfin hat uns ein paarmal verteidigt—

Ach! da hör ich unsern Boten betteln. Laß ihn morgen Nachmittag wiederkommen. Lebe wohl.

Ulrike.

Den folgenden Morgen kam wirklich ein zweiter Brief an, der die Fortsetzung ihrer abgebrochnen Erzählung enthielt.

---

den 13. Jun.

Allerliebster Heinrich,

Tante Sapperment buchstabiert heute noch an ihrem Briefe: sie schreibt, wie Onkels Reitknecht, den wir einmal behorchten, da er auf dem Futterkasten an seine Braut schrieb. H-o-ch Hoch — so buchstabiert sie laut vor sich, und wenn sie einmal drei Worte zusammengestoppelt hat, so liest sie sich's laut vor, um zu sehn, ob Verstand darinne ist; und dann ruft sie mich hundertmal und fragt mich: wie schreibt man denn das Wort? wie denn das? — Sag ich ihr, wie ich glaube, daß es sein muß, so ist's ihr niemals recht. — „Sapperment! das ist ja falsch; das klingt ja nicht!" — da streitet, da zankt und flucht sie! und wenn ich ihr recht gebe, um nicht zu streiten, so sappermentiert sie wieder, daß ich ihr nicht helfen will. Mir ist es nunmehr desto lieber, je länger sie über ihren Briefen zubringen muß: unterdessen kann ich ungestört an dich schreiben; und zu meinem noch größern Vergnügen glaubt sie itzo sogar, daß ich nicht richtig buchstabieren kann, und fragt mich deswegen sehr selten um Rat, nur wenn der Bediente nicht zu Hause ist, der ihr besser zu raten weiß — weil es bei ihm allemal klingt, wenn er vorbuchstabiert, sagt sie. Du müßtest dich zu Tode lachen, wenn du einmal zuhorchtest, was für Zeug die beiden Leute zusammenbuchstabieren; und mitunter wird dann auf beiden Seiten ein gutes Stückchen geflucht. Der Bediente ist einmal Packknecht gewesen und spricht mit allen Leuten, als wenn's seine Pferde wären. Wenn er der Tante zuweilen zwei N oder M vorgesagt hat, so ist sie imstande, ein ganzes halbes Dutzend in einem Zuge hinzuschmieren: — „Oh!" schreit der Bediente, wie zu einem Pferde, das stillstehn soll. — „Daß dich der Donner und das Wetter!" fährt die Tante grimmig auf und wischt die überflüssigen M mit der Zunge weg: „die verfluchten m laufen einem aus der Feder heraus, als wenn sie der Satan herausjagte. Nun

hab' ich gar die Wetteräser alle ausgewischt." — „Ah! Ah!" spricht der Packknecht: „was blecken Sie denn die Zunge so lang heraus, wie ein Kehrbesen?" — Dann fließt die Tinte auf dem nassen Papier zusammen: wieder ein Donnerwetter auf das Rackerpapier! dann wird ausgestrichen: daraus entsteht eine Donner-Blitz-Hagelssau. — „Da! Hans Pump!" ruft Tantchen dem Bedienten: „das verfluchte Schwein ist für mich zu groß"; und so schluckt es Hans Pump, wie eine Auster, mit Haut und Haar vom Papiere weg.

Da haben wir's! da bettelt unser Briefträger schon. Schick' ihn erst übermorgen und etwas später! Viel tausend Küsse von

Deiner

Ulrike.

Der Termin war etwas weit hinausgeschoben; und den zweiten Tag darauf erst in der Dämmerung erschien der versprochne Brief: er war sehr eilfertig und unleserlich geschrieben.

---

den 15. Jun.

Lieber, lieber Heinrich,

Tante Sapperment ist zum Besuch: ich will dir hurtig erzählen, was ich letzthin vergessen habe. Ich sagte dir, daß es der Tante Gräfin itzt so übel geht, weil sie uns hat verteidigen wollen. Sie glaubt es nicht, daß wir die Absicht hatten, davon zu gehn: aber der Graf läßt sich's nicht ausreden. Ich klagte Schwingern mein Herzeleid, daß ich glaubte, die Tante müßte um meinetwillen so viel ausstehn: allein er tröstete mich und versicherte, daß der Graf durch den schändlichen Jakob und seinen Vater wider sie aufgebracht wäre. Die abscheulichen Kreaturen können's nicht leiden, daß sie den Grafen zuweilen zu etwas bewegt, was ihnen nicht lieb ist: er soll durchaus nichts tun, was sie nicht angegeben haben. Er fürchtet sich auch vor ihnen, wie unser Spitz vor der Tante Sapperment. Ich wäre noch lange nicht nach Dresden geschickt worden, wenn die beiden Schurken nicht so getrieben hätten: aber für diese

Schurkerei bin ich ihnen herzlich verbunden. Ich rate auch noch eine andre Ursache, warum der Graf itzo noch so griesgramicht ist: eh ich fortreiste, speisten fast alle Tage Advokaten, fremde Kaufleute und Bankiers bei uns: das geschah auch bei meinem Papa kurz vor seinem Tode; und wenn ich die Mama fragte, was die Leute alle wollten, so antwortete sie mir: wir müssen sie füttern, damit sie uns das Brot nicht nehmen.—Ja, sie kehrten sich viel daran; denn da der Papa tot war, ließen sie uns nichts zu beißen noch zu brechen.—Ich gebe dem Briefe vier, fünf, sechs Küsse für dich; nimm sie ihm ab!

Deine

Ulrike.

Fünfter Teil

Erstes Kapitel

Herrmann gab jedesmal seinem Boten, wenn er ihn aussandte, einen Brief an Ulriken mit, worinne er ihr seine bisherigen Schicksale seit der Abreise aus seinem Vaterstädtchen pünktlich und umständlich erzählte, und war deswegen den ganzen Tag unaufhörlich mit Schreiben beschäftigt, ohne einen Schritt aus dem Hause zu tun. Die Frau Doktorin floß von Lobsprüchen über und weissagte ihm mit der äußersten Zuversichtlichkeit, daß er in kurzem ein großer Mann sein werde, weil er so fleißig an ihres Mannes Akten schriebe. Kaum daß er auf ihre Lobeserhebungen und Verheißungen hörte! Kaltblütig nahm er sie an, und der Doktor, der wohl wußte, daß er wenig oder nichts für ihn arbeitete, ließ seine Frau aus Gutmütigkeit und Liebe für seinen Schreiber in ihrem Wahne.

Nach dem letzten, eilfertig geschriebnen Briefe stockte die Korrespondenz: der Bote ging zwar den zweiten Tag nach dem Empfange desselben mit einem großen Schreiben von Heinrichen zur Baronesse, allein er brachte es wieder zurück, mit der Nachricht, daß ihn die Köchin abgewiesen habe.—War das Geheimnis verraten? Hatte man die Baronesse von Dresden weggebracht? Wollte man sie verheiraten? Wollte man sie einsperren?—Alles gleich wahrscheinlich für den argwöhnischen Verliebten! Dahinter mußte er kommen, kostete es auch noch so viel. Sein Postbote wurde befehligt, gegen Erlegung eines baren Gulden die Gasse, wo die Baronesse wohnte, unablässig durchzupatroullieren, in der Nachbarschaft und im Hause, doch mit Vorsichtigkeit, nach ihr zu fragen und bei der ersten gewissen Nachricht sogleich getreuen Bericht zu erstatten. Herrmann setzte sich ebenfalls in Bewegung, auch durch sich selbst Gewißheit zu bekommen.

Neun Tage lang erfuhr er nichts, als daß Ulrike weder verreist, noch eingesperrt, noch weggebracht sei, sondern sich wirklich in Dresden befinde und alle Tage mit ihrer Tante ausfahre: er sah auch einigemal die Kutsche, allein seit der Begebenheit bei der Mühle fuhr die Oberstin nicht anders als mit zugemachten Fen-

stern, stieg bei einer Spazierfahrt nie aus, wenn es nicht in einem Garten oder andern verschloßnen Orte war, und erlaubte Ulriken nicht einen Blick aus dem Wagen zu tun: sobald sie nur Miene machte, sich nach dem Fenster zu neigen, so wurde sie mit einem Donnerwetter oder Sapperment wieder in die Ecke gedrückt. Das waren neun Tage, in Höllenpein zugebracht!

Erst am zehnten langte ein Brief an, den sie, mit Blei beschwert, dem Kurier zum Fenster herabgeworfen hatte. Er wurde nicht gelesen sondern verschlungen.

---

den 24sten Junius.

Ich schreibe dir diesen Brief, liebster Heinrich, mit höchstbetrübtem Herze, so voll Beklemmung, daß sie mir den Athem nimmt. Was ich befürchtete, ist geschehn: die Oberstin hat der Tante Gräfin den ganzen Vorfall bei der Mühle haarklein geschrieben, und ich habe gestern einen Brief von ihr bekommen, der mir am Herze nagt. Sie bittet mich um Gottes willen, ich soll mir Gewalt antun und meine Liebe gegen dich aufgeben. Sie hätte, schreibt sie, aus zu guter Meinung von meinem Verstande keine von allen Beschuldigungen und verdächtigen Anzeigen wider mich geglaubt und sehr oft durch meine Verteidigung des Onkels Unwillen auf sich geladen: aber nunmehr, setzt sie hinzu, hat mich das Geständnis, das du deiner Tante mit der äußersten Frechheit in der Mühle tatest, aus meinem Irrtum gerissen: ich sehe, daß du nicht bloß unvorsichtig, sondern verführt bist und deine Verführung liebst, dir vielleicht gar etwas darauf zugute tust. Besinne dich, Ulrike: bedenke, wer du bist, wer dein Onkel und deine übrigen Verwandten sind! und dann überlege, ob du es verantworten kannst, uns allen eine solche Schande zu machen! Weise den liederlichen Buben — Heinrich! das Blut möchte mir aus den Adern sprützen, indem ich's hinschreibe: den liederlichen Buben! wenns nicht meine Tante wäre, ich wollte ihr eine verzweifelte Antwort auf den liederlichen Buben geben. — Weise den liederlichen Buben von dir! Meide, fliehe den Erzbösewicht, der uns

unsere Wohltaten durch Bubenstreiche vergelten will! Alles Gute, was ich ihm erzeigt habe, muß sein Verderben werden: mein eignes Verderben muß ich mir zur Strafe wünschen, daß ich mich von unseliger Schwachheit verleiten ließ, den Schänder unsers Hauses selbst zu erziehen. Noch weiß der Graf nichts von der öffentlichen Beschimpfung, die dir der verhaßte Bube in Gegenwart deiner Tante angetan, die du mit Wohlgefallen ertragen hast und sogar zu verteidigen dich erdreistest. Wenn dich der falsche versteckte Bösewicht wirklich eingenommen hat, und es dir Mühe kostet, ihn zu verachten, wie er's verdient, so will ich dir die Überwindung erleichtern. Ich bemühe mich itzt um eine Stelle in einem Fräuleinstift für dich, wo du zeitlebens versorgt bist, wenn sich keine anständige Partie für dich findet: ich tue es heimlich ohne Vorwissen des Grafen, wenigstens verhehle ich ihm sehr sorgfältig meinen Bewegungsgrund: allein kömmt es zustande, welches ich bald hoffe, weil auf Michael ein Platz ledig wird, so bin ich doch seiner Einwilligung gewiß, zumal da uns viele Ursachen nötigen, unsern Aufwand einzuschränken. Erkenne meine Gnade, Ulrike! Setze deinen Stand und unser Haus nicht aus den Augen, da du deiner Versorgung so nahe bist, und führe dich in der Zwischenzeit, bis du dazu gelangst, mit aller Achtung für dich selbst auf! Ich bitte dich um Gottes willen, Ulrike! tue deinem Herze Gewalt an und wirf dich nicht weg! Verbittre mir nicht den kleinen Rest von Ruhe, den mir der Graf und seine Ohrenbläser täglich mehr rauben! Erfahre ich nur das mindeste von einem fernen, oder gar geheimen Verständnisse zwischen dir und dem niederträchtigen Landläufer, so muß ich selbst an deinem Unglücke bei dem Grafen arbeiten: ich muß ihm alles entdecken, und es wird ihm nicht viel Mühe machen, eine exemplarische Strafe für Heinrichs Verwegenheit auszuwirken. Wie es dir ergehen würde, das kannst du dir leicht vorstellen: wie wehe sollte mir's tun, eine mir so liebe Blume, die ich selbst begossen und gepflegt habe, mit meinen eignen Händen zu zerknicken! Rührt dich die-

ser Schmerz nicht, dann möchte ich dich nie gekannt haben und Dich hassen können.—

Was sagst du zu dem Briefe, Heinrich? Muß sich das Herz nicht umwenden, wenn man so etwas liest?—Ich zitterte, als ich ihn las, die Betrübnis wollte mich ersticken, und aus Liebe für die Gräfin ward ich durch ihre Bitte so bewegt, daß ich im ersten Augenblicke willens war, ihr zu gehorchen. Aber, Heinrich, es ist mir unmöglich, ihr zu gehorchen: ich kann mich nicht von dir losmachen: so oft ich's wünsche, ist mir immer, als wenn du bei mir ständest, mir um den Hals fielst und riefst: Um Gottes willen, Ulrike! gehorche nicht!—Nein, Heinrich! ich kann nicht gehorchen—Gott ist mein Zeuge! ich kann nicht gehorchen! Du bist mir so allgegenwärtig, so mein einziger Gedanke, wohnst so ganz in mir, als wenn du meine Seele wärst. Ich denke immer: könntest du dich denn nicht zwingen? könnte denn Heinrich nicht lieber eine von seinem Stande—kaum daß ich's so weit denke, so geht schon das ganze Zimmer mit mir herum; es wird mir bänglich, so ängstlich, als wenn mir's das Herz abstoßen wollte; ich laufe vor Wehmut und Bangigkeit aus einem Winkel in den andern: die vier Wände sind mir so enge, als wenn sie über meinem Kopfe sich zusammensenkten, daß ich zum Fenster hinunterspringen möchte. Nein, Heinrich! ich schwöre dir's bei Himmel und Erde! ich kann nicht gehorchen! ich muß dich lieben! du mußt mein werden, und wenn die Verdammnis mein Lohn würde.

Ich habe hier, indem ich dies bei der Nachtlampe schreibe, die Hand auf die Brust gelegt, den Schwur laut getan und Gott zum Zeugen angerufen: ich will ihn halten. Es ist mir ein großer Fels vom Herze gewälzt, daß ich ihn getan habe: es war mir, als ich ihn tun wollte, bei dem blassen Schimmer der Lampe völlig, als wenn die Tante Gräfin in ihrem weißen Atlaskleide zum Kabinett hereinrauschte und mir den Mund zuhalten wollte: es lief mir ein rechter Totenschauer über den Rücken; und wie ich schwur, fiel die zurückgeschlagene Bett-

gardine — vermutlich weil ich mit dem Ellenbogen daran stieß — über mich herab: ich denke, die Tante fällt über mich her, so erschrak ich: aber ich ermannte mich: ich vollendete den Schwur mit Zittern, und kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, so ward mir's wie Tageslicht vor den Augen, und Mut und Entschlossenheit belebten mich so plötzlich, als wenn sie mir in alle Adern gegossen würden.

Ich bin entschlossen, fest entschlossen, der Versorgung in einem Stifte zu entgehn. Eine Versorgung zeitlebens! — Ja, daran liegt mir viel! Die Leute denken, wenn man Essen und Trinken hat, dann ist man versorgt: hat man denn nicht auch ein Herz? Meins ist versorgt: ich bedarf gar keine Versorgung weiter. Was bekümmert mich das bißchen elender Kleiderputz, kostbare Tafel, Equipagen und Bedienten? Nehm' es, wer's mag! Ich war in dem gestreiften Raschrocke, als wir den Abend vor deiner Abreise im Kabinette beisammen saßen, so glücklich und tausendmal glücklicher, als ich niemals in dem schönsten Steifrocke bei dem herrlichsten Feste gewesen bin. Wenn mich nun aller der langweilige Plunder nicht rührt? Wenn ich nun keine Versorgung zeitlebens haben will? — Ich begreife gar nicht, wo die Leute hindenken! Ich muß doch wohl am besten wissen, wie ich versorgt sein will: ich bin's ja, ich bin's ja! und wenn du nur einen Platz mit hundert, mit funfzig Talern Einnahme bekömmst, so bin ich versorgt! Zeitlebens nach Wunsch und Verlangen versorgt! Aber das kann niemand begreifen: man möchte sich zu Tode ärgern.

In ein Fräuleinstift! — Es fährt mir eiskalt durch alle Glieder, wenn mir das Fräuleinstift einfällt. So ein Stift stelle ich mir wie ein großes, winklichtes, finsteres, steinernes Haus vor, mit dicken, dicken Mauern, kleinen Fensterchen mit runden rotberäucherten Scheibchen, wie ein Achtgroschenstück, große eiserne Stäbe davor, daß man das ganze Jahr Licht in den dämmrigen Zellen brennen muß, weil der Tag durch das viele breite Blei nicht dringen kann — ein dumpfes, hochgewölbtes, graushaft stilles Kloster mit langen schallenden Gängen, schma-

len finstern Treppen und spitzrunden Türen, mitten unter öden zackichten Felsen, daß man nicht durch die Fensterstäbe hindurchschielen kann, ohne zu fürchten, es möchte ein Stück losstürzen — in einem meilenlangen fürchterlichen Tannenwalde; — und so ein Gefängnis nennen die Leute eine Versorgung! Ja freilich! der Dieb hat auch eine Versorgung, der bei Wasser und Brot im finstern Turme sitzt. Lieber will ich mit dir hinter den Zäunen schlafen, in den Dörfern betteln, oder Ställe misten und Kühe hüten, als in so ein Stift gehn. Es bleibt bei unserer Verabredung unter dem Baume, da ich dir meinen goldnen Ring an den Finger steckte.

---

den 25. Junius.

Hier löschte mir diese Nacht die Lampe aus: ich mußte abbrechen, und heute früh konnte ich vor großem Vergnügen nicht wieder ans Schreiben kommen. Die Tante Gräfin hat der Tante Sapperment einen Teil ihres Schmuckes geschickt, damit sie ihn hier verkauft, und Onkels Sekretär, der ihn mitgebracht hat, soll ihn verkaufen helfen. Die Tante will einen Berliner Bankier heimlich davon bezahlen, doch ohne daß es der Graf weiß: wenn's nicht geschieht, so will der Bankier den Onkel verklagen; und dann wachen alle andere auf, denen er schuldig ist, sagte der Sekretär, und um sie alle zu bezahlen, reicht seine Herrschaft sechsfach nicht zu. Die Oberstin hat also heute den ganzen Vormittag nichts als Juden bei sich gehabt: es war eine Hauptlust, wie sie unter den Mauscheln herumfluchte und schimpfte, weil sie ihr nicht genug geben wollten; denn die Gräfin verlangt dreißigtausend Taler. Mit dem einen Juden kriegte sie gar Zank, daß ihn ihr Hans Pump zum Hause hinauswerfen sollte. Sie kann mit niemanden reden, ohne ihn anzugreifen: den Damen dreht sie die Brustschleifen entzwei und den Herren die Knöpfe ab, oder reißt ihnen mit den Nägeln Löcher in die Busenstreifen. Sie sprach also mit dem Juden am Fenster, das offen stund, und während des eifrigen Redens und Handelns drehte sie ihm einen Knopf nach dem andern ab und warf ihn zum Fenster

hinaus. Der Jude gab nicht darauf acht, und fünfe lagen schon auf der Gasse; ich konnte das Lachen kaum verbergen, so belustigte mich's, als ich zusah. — Indem sie an dem sechsten Knopfe hantiert, wird sie böse, weil der Jude schlechterdings nicht so viel geben will, als sie verlangt, und reißt ihm aus Grimm den Knopf mit so vieler Gewalt ab, daß der Mauschel nach ihr hintorkelt. „Mein," ruft der Jude, „wo sind meine Knöpfe?" und sieht sich in der Stube um. — „Du Schelm hast keine mitgebracht!" antwortete die Tante. — „Mein, habe Knöpfe gehabt, so viel als Löcher! Da hat sie ja Ihre Gnaden in der Hand." — „Da, du Fratzengesicht!" — und so warf sie ihm den sechsten Knopf in die Augen. — „Aber die andern! die andern! habe so viel Knöpfe gehabt als Löcher, so wahr ich leb'! Sie werden doch nich von meinem Kleid weg nach Haus spaziert sein!" — „Du beschnittner Sappermenter! denkst du, ich habe deine Knöpfe gestohlen?" fuhr die Tante auf mit untergestemmten Armen. „Hans Pump! wirf mir den Eselskinnbacken aus dem Hause!" Hans Pump trieb ihn aus dem Zimmer; und er schrie beständig die ganze Treppe hinunter — „Meine Knöpfe! meine Knöpfe! habe Knöpfe mitgebracht, so viel als Löcher!" — Als ich hernach ans Fenster kam, stund er auf der Gasse und las sich seine Knöpfe zusammen. — Ich habe mir einen rauhen Hals gelacht über den possierlichen Auftritt.

Schicke übermorgen erst!

Ulrike.

Herrmann war nicht so geneigt, sich über die possierliche Geschichte einen rauhen Hals zu lachen: entweder fehlte ihm Ulrikens Leichtsinn und Biegsamkeit, jeden hintereinander folgenden, noch so entgegengesetzten Eindruck anzunehmen und gleich stark zu fühlen, oder die Liebe war zu sehr seine herrschende Empfindung, um einer andern den Eingang zu verstatten, die nicht in der engsten Vertraulichkeit mit ihr stund. Auch hatte ihn die lange ängstliche Ungewißheit vor dem Empfange dieses Briefs und der wehmütige Anfang desselben in eine Stimmung des Geistes versetzt, die nicht

sehr wohl mit der Belustigung harmonierte: nicht weniger schwer drückten die kränkenden Benennungen der Gräfin auf seine ganze Empfindlichkeit: der Niederträchtigkeit, der Bosheit, der Undankbarkeit sich beschuldigt zu sehn, und so aufbringende Beschuldigungen weder widerlegen, noch rächen zu können, welcher Schmerz für seinen Stolz! Er setzte in der ersten Hitze einen Brief an die Gräfin auf, worinne er mit Härte und Bitterkeit sich über ihre beleidigenden Ausdrücke beschwerte und ihr bei seinem Gewissen beteuerte, daß er nie die Größe ihrer Wohltaten, aber auch nie die Größe ihrer Beleidigung vergessen werde. „Nie kann ich," schrieb er, „nunmehr Ihren Namen ohne Haß hören, wie ich nie an Ihre Güte ohne Dankbarkeit denken will. Ich möchte, daß ich Ihnen alle diese traurige Wohltaten wiedergeben könnte, wenn sie mir nur erwiesen wurden, um mir ungestraft das einzige zu nehmen, was weder Sie noch irgendein Mensch auf dieser Erde mir zu geben vermögen — meine Ehre, meine Rechtschaffenheit." —

Sein angegriffner Stolz verblendete ihn so sehr, daß er nicht bedachte, welche Verräterei er an Ulriken und sich selbst durch ihn beging: erst am folgenden Morgen wurde sein Horizont wieder licht: er besann sich, daß die Gräfin nichts von der geheimen Mitteilung ihres Briefs wissen dürfte, zerriß den seinigen, ertrug mit stummem Schmerze ihre Kränkungen und betrachtete sich als einen Märtyrer, der um seiner Geliebten willen litt. Diese Vorstellung gab seinen Leiden einen so hohen Wert in seinen Augen, daß er sie verdoppelt wünschte: es schmeichelte seinem Stolze, sich durch solche Widerwärtigkeiten ein Verdienst um Ulriken zu erwerben: er wurde immer entschlossner, zur Vergrößrung seines Verdienstes Schmach, Mangel, Kummer, Schmerz, Schimpf und Unehre aufzufordern und mit ihnen um Ulriken zu kämpfen. Mut und Standhaftigkeit wuchsen in ihm bis zur Begeisterung empor: er schrieb folgendes Billett.

Ulrike, wie du in jener Nacht geschworen hast, so schwöre ich dir itzt Entschlossenheit und Mut zu, und so gewiß du mich lieben wirst, so gewiß will ich Martern, Hunger, Blöße, Schmerz

und Kränkung nicht achten, um einmal Dein zu werden. Ich bin entschlossen, so entschlossen wie du es sein kannst, unsrer Verabredung unter dem Baume zu folgen: veranstalte eine mündliche Unterredung, um uns über die Ausführung unsers Vorsatzes umständlicher zu besprechen. Vor allen Dingen müssen wir für Geld sorgen, es komme, woher es wolle: und dann in die Gefahren hinein! Eine ganze Welt voll Hindernisse sollen uns nicht aufhalten: wir reißen uns durch, treten sie danieder, oder sie uns. Laß dich weder durch Bitten noch Drohungen irre machen und fürchte dich vor keinem Stifte! Müßt' ich meinen Kopf darüber verlieren, du sollst nicht hinein. Halte dich zu allem gefaßt und lebe wohl.

Das Blatt wurde zwar am bestimmten Termine eingehändigt, aber erst viele Tage darauf erschien die Antwort der Baronesse.

---

den 26. Jun.

Es geht gewiß nicht gut, Heinrich! O welche Übereilung, daß ich schwur. Der Schwur frißt mir, wie ein Wurm, an der Seele. Sollten wir denn wirklich etwas Strafbares begehn, daß wir uns lieben? Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich mich ängstige und härme: es ist heute wieder soviel Lustiges bei uns vorgefallen, daß man sich zu Tode lachen möchte: ja, wer lachen könnte. Es fährt mir wohl ein Gelächter durch die Lippen, aber es ist so halbweinerlich, so sauer, daß mir die Brust davon weh tut. Wenn ich nur nicht geschworen hätte! Ich habe mich von Kindesbeinen an vor einem Schwure gefürchtet, und doch laß ich mich übereilen! Wenn ich nun zu schwach wäre, meinen Schwur zu halten? Wenn ich mich nun durch Bitten oder Drohungen bewegen ließ, ihn zu brechen? Wenn Gefahr oder Unglück, Elend oder Kummer zu groß, zu schwer für meine Schultern würden, und ich erläg unter ihnen? Wenn mir's nun ganz unmöglich wäre, ihn zu erfüllen?—Und doch hab' ich auf meine Verdammnis geschworen! Bedenke, was das gesagt heißt—auf meine Verdammnis! Und daran wärest du

schuld, wenn ich sie verdiente: du nur, wenn ich mich in ewige Qualen stürzte! Ich kann nirgends Ruhe finden: die Angst treibt mich herum, als wenn ich Mord und Diebstahl begangen hätte.

---

den 27. Jun.

Ich mußte gestern nachmittag hier abbrechen, weil mir vor Unruhe ganz schwindlicht wurde. Heute geht mir's noch schlimmer. Ach Heinrich! der Schwur bringt mich ins Grab! Sogar Schwinger hat an mich geschrieben und ermahnt mich, von dir abzulassen. Wenn ein so vernünftiger gutherziger Mann unsre Liebe für sträflich hält, dann muß sie es sein: aber ich habe geschworen! Ich muß sträflich handeln. Wenn ich nur Ruhe vor dem Gedanken fände!

„Reißen Sie," schreibt Schwinger, „meinen armen, hülflosen Freund nicht ins Verderben hin; und Sie tun es zuverlässig, wenn Sie seine Liebe unterhalten oder gar noch anfachen. Die Reizbarkeit seines Alters folgt freilich Ihren Lockungen; denn aus allen Nachrichten und Anzeigen muß ich schließen, daß Sie zuerst mehr für ihn empfanden, als sie sollten, und daß Sie zuerst bei Ihrem itzigen Wiedersehn seine schlafende Empfindlichkeit erregten. Wecken Sie keinen schlummernden Löwen und keine Liebe in dem Herze eines Menschen auf, der nicht für Ihre Hand geboren ist! beide zerfleischen ihn. Sie haben ihn schon der Gräfin verhaßt gemacht und aller künftigen Unterstützung beraubt, die ich durch meinen Vorspruch für ihn auswirken konnte: es ist aus, ganz aus: er hat nicht einen Pfennig mehr von ihr zu erwarten: ich darf gar keine Fürbitte mehr wagen. Noch nicht genug! Der Haß Ihres Hauses verfolgt ihn; und wenn Sie die brausenden Begierden seines Alters bis zur wirklichen Liebe aufwiegeln, dann kann ich, schwacher Freund, nicht das mindeste tun, um eine Rache zu hindern, die der Onkel bis zu seinem letzten Atemzuge für ihn aufheben wird. Und Sie, teuerste Baronesse, Sie wollten Ihrem Lehrer für seine Liebe den Schmerz zum Lohn geben,

daß Sie ihm seinen Freund vor seinen Augen in eine Grube stießen, wo er elend verschmachten muß?" —

Nein, Heinrich! ich kann, ich darf, ich will dich nicht lieben! Ich reiße dich ins Verderben, stoße dich in eine Grube, wo du verschmachten mußt! Dich, der mir lieber als die ganze Welt ist! den ich gern auf einen Thron, gern in den Himmel auf meinen Händen tragen möchte! Lieber will ich meinen Schwur brechen und verdammt sein, als dich ins Verderben hinabreißen. Ich will ins Stift, will zeitlebens keinen Menschen sehn, noch hören, noch sprechen, will mich einsperren, bis ich mich zu Tode gräme und in die Verdammnis übergehe, die mein schrecklicher Schwur verdient. — Diesmal geliebt und niemals wieder!

Izt bettelt der Junge an der Tür: aber ich kann dir unmöglich den Brief mitschicken: es ist der letzte, den ich dir jemals schreibe, und ich habe noch viel zu sagen.

---

den 28. Jun.

Dein mutiges Billett habe ich gestern nach dem Empfange zweimal gelesen, und wenn ich nur ein paar Augenblicke allein bin, zieh' ich's aus der Tasche, trete in einen Winkel und lese. Es machte mir einen sehr zerstreuten unmutigen Abend: die Tante hat etwas Ehrliches auf mich geflucht, daß ich nicht redte und niemals antwortete, wenn sie mich fragte. Izt ist die Angst überstanden: ich bin wieder mutig und entschlossen — Heinrich! ich halte meinen Schwur. Schwinger stellt sich alles zu gefährlich vor: er ist bei jeder Sache gar zu gewissenhaft, und wer weiß, wie ihm die Tante Gräfin zugesetzt hat? Du weißt ja, wie leicht sie beide eine Mücke zum Elefanten machen. Was kann dir denn in fremden Ländern der Haß des Onkels schaden? Können wir denn die Sache nicht so heimlich anfangen, daß er niemals erfährt, wo wir sind? — Und zudem, wenn auch mein Ungehorsam und meine Liebe gegen dich sträflich ist, muß ja doch wohl diese Sträflichkeit geringer sein, als wenn ich einen Schwur breche, auf welchem die Verdammnis steht? — Nein, ich lasse mich nicht irre machen: ich bleibe fest

an dir und deinem Herze, und niemand soll mich davon losreißen, es sei König oder Kaiser. Ich bin izt so mutig — o so mutig und herzhaft, daß ich die Minute mit dir aus Dresden gehn wollte, wenn du bei mir wärst. Es ist, als wenn mein Herz davon hüpfen wollte, so frisch schlägt mir's: es schwillt mir vor Begierde bis zu den Lippen. — Topp, Heinrich! wir sehn uns bald.

Du kleingläubiger Narr! was ist dir denn um Geld leid? — Sieh doch her! hier in meiner Kommode liegen 36 Dukaten — alles erspartes Taschengeld! Tante Sapperment läßt mich nichts ausgeben, weil ich sparsam, oder wie sie es nennt, haushältrisch werden soll. Sobald ich also mein Monatsgeld bekomme, wird Gold eingewechselt, zierlich in türkisches Papier eingewickelt und, wie ein toter Hund, in einem roten Schächtelchen in meiner Kommode begraben. Ich seh es allemal dem armen Golde an, wie weh es ihm tut, daß es so lebendig begraben wird. Zum Verschenken kriege ich einen lumpichten Gulden Silbergeld: drum kann ich auch unsern Boten so schlecht bezahlen: ich schäme mich jedesmal, daß ich ihm nur zwei oder vier Groschen geben kann. Wenn er diesen Brief holt, bekömmt er meinen ganzen Rest von Silbergeld; denn nun ist uns geholfen.

Von meinen 36 Dukaten will ich dir die Hälfte einmal des Abends in der Dämmerung selbst bringen; denn dem Jungen mag ich sie nicht anvertrauen, da es unser einziges Bißchen ist. Die andre Hälfte behalte ich bei mir, wenn wir etwa unterwegs voneinander getrennt würden. Laß unsern Boten nunmehr alle Abende in der Dämmerung bei unsrer Haustüre herumgehn: sobald einmal Gelegenheit da ist, wisch' ich hinunter und lasse mich von ihm zu dir führen. Daß du auch beständig bei der Hand bist! Wir wollen uns nur auf ein paar Minuten sehn und den Tag bestimmen, wo die Reise fortgehn soll. — Topp, Heinrich! du wirst mein.

Der Bote holt ja meinen Brief ewig nicht: er wird zu einem Buche werden, wenn er nicht bald abgeht. Ob er vielleicht

nicht mehr zur mir darf? Vielleicht daß man ihn für verdächtig hält!

---

den 5. Jul.

Ja, ja! hab' ich's doch gedacht! die ganze Historie ist entdeckt. Den Jungen hat Hans Pump zur Treppe hinuntergeprügelt, wie er dir schon geklagt haben wird; und heute früh zog Tante Sapperment deine Briefe, die ich in einem Paketchen recht artig hinter der losgerißnen Tapete versteckt hatte, hervor. Hans Pump hat die Tapete gestern wieder annageln sollen und sie gefunden: um nicht den Groschen zu verlieren, den ich ihm zuweilen zum Brantewein gebe, hat er meine Tante gebeten, so zu tun, als ob sie selbst dahinter käme. Sie traf also heute früh mit dem Hämmerchen bei mir ein, als wenn sie selbst die Tapete befestigen wollte, und zog das Paketchen heraus: das Herz tat mir weh, daß ich die armen Briefe in den gelben schmutzigen Tabaksfingern sehn mußte. Sie las und fluchte: das war die ganze Geschichte. Ich will dir etwas von unserm Gespräche hersetzen.

Sie. Sie sappermentisches Zeterkind! Sie lassen sich gar von dem Halunken Briefe schreiben?

Ich. Mir schreibt kein Halunke: Sie dürfen nur seine Briefe lesen, um dies schändliche Wort zu bereuen.

Sie. Aber, wie alle Wetter! haben Sie denn die Briefe gekriegt? Nicht wahr, durch den verfluchten Donnerjungen, der immer vor Ihrer Türe gebettelt hat?

Ich. Sie wissen's.

Sie. Seht mir einmal das Wetterkind! Ist erst drei Monate über siebzehn Jahr und doch schon so blitz-hagel-schlau? Ich hab' es in meinem zwanzigsten nicht so verhagelt fein machen können.

Ich. Manche Leute werden spät klug.

Sie. Nur nicht so spitzig, mein Fräulein Naseweis! Wir sind lange schon gewesen, wohin Sie wollen. — Schreiben Sie denn dem Hagel-Wetter-Jungen auch?

Ich. Meinem Heinrich? — Ja, ich schreib' ihm alle Tage, alle Stunden und Minuten.

Sie. Über Sie sappermentisches Element! Ich habe immer drei Tage gebraucht, um einen Brief an meinen Kapitän zusammen zu stoppeln, und war doch schon fünfundzwanzig Jahr alt; und Sie Kreuz-Hagel-Donner-Wetterbalg schreiben Ihrem Igel alle Stunden und Minuten! — Wo sind Ihre elementschen Briefe?

Ich. Bei meinem Heinrich. Ich will sie holen lassen, wenn Sie darinne lesen wollen.

Sie. Aber, Potz alle Welt! sagen Sie mir nur, wollen Sie denn den Ripel heiraten?

Ich. Nicht anders!

Sie. Das machen Sie einer Gans weis und nicht mir! Ich bin dabei gewesen. Potz alle Hagel! ich weiß, wie viel die Elle gilt. Aber wenn Sie nun einmal nach den verwünschten Affenköpfen, den Mannspersonen, hungert — Blitz und der Hagel! man weiß ja wohl, wie einem in Ihrem Alter zu Mute ist — wenn Ihnen denn nun ja das Herz aus der Schnürbrust nach den Äsern hüpft, so werfen Sie sich doch, in des Teufels Namen, nicht weg! Suchen Sie sich doch einen hübschen Offizier aus! Es sind ja so viele artige galante Kerlchen da: daß dich das Kreuzelement holte! das Herz lacht einem ja im Leibe, wenn man die herzallerliebstscharmanten Puppchen nur gehn sieht. Fickerlot! man darf ja nur die Hand ausstrecken, so hat man einen Vogel drauf sitzen.

Ich. In so einem Falle würden Sie mir also erlauben, mich zu verlieben?

Sie. Ei, möchten Sie sich verlieben, soviel Sie wollten! Suchen Sie sich einen aus, sag' ich Ihnen! Wenn's etwas Hübsches ist, soll der Teufelsbraten bei uns essen, trinken und ein- und ausgehn, wenn, wie und wo er will. Sie mögen ja mit ihm anfangen, was Sie nur wollen — ich will die Augen zutun: Sapperment! ich will gar nichts davon hören noch sehen.

Ich. Ihre Hand, Tante! wollen Sie das? Ich habe mir einen ausgesucht.

Sie. Aber ist er auch hübsch? Nicht etwa wieder so ein Katzenkopf?

Ich. O der vortrefflichste Mensch auf der Erde! So voll Verstand, voll Rechtschaffenheit, voll Ehre, voll Annehmlichkeiten, so voll Empfindung, Feuer! — er lodert ganz von Tätigkeit! und kann lieben! ach lieben! lieben, wie keiner! Es ist der vollkommenste Geist —

Sie. Ach, was geht mich der sappermentische Geist an? — Ist er hübsch gewachsen? hat er rote Backen? ein hübsches freundliches Gesicht? Redet er viel? Ist er lustig? höflich? nicht schüchtern? nicht furchtsam? — Darnach frag' ich: was Henker! kommen Sie mir denn da mit dem Blitz-Hagel-Geiste her? Und wenn er zehn Geister im Leibe hätte, man kann sie ja doch nicht sehn.

Ich. O alles, alles das ist er! Voll des einnehmendsten Reizes! so lieblich lächelnd! Aus jeder Miene, jedem Akzente seiner Stimme, jeder Bewegung spricht Liebe, Gefühl: in allen seinen Handlungen ist Seele und Nerven.

Sie. Über das Zeterkind! was das für eine Beschreibung ist! Man möchte zubeißen, so appetitlich! Hat sie nicht mit den verfluchten Hexenaugen gleich das hübscheste in der ganzen Stadt ausgegattert? — Ja, man sieht's auch den schwarzen Wetteräsern an, was dahinter steckt: sie schießen herum, wie ein Paar große Karfunkel. — Aber der Hagel! haben Sie denn schon mit ihm gesprochen?

Ich. Freilich! Mehr vielleicht als mit Ihnen.

Sie. Und haben mir ihn niemals gewiesen?

Ich. Ich darf ja nicht.

Sie. Blitzelement! wer wehrt Ihnen denn das, wenn's ein hübscher Kerl ist? — Sagen Sie mir nur, wie er heißt? Ich will den Sappermenter gleich wissen: sagen Sie mir nur den Namen!

Ich. Heinrich — und wenn Sie noch mehr von seinem Namen wissen wollen — Herrmann.

Sie. Kreuz-Wetter-Blitz-Donner-Hagel-Element! Das ist ja der Eselskinnbacken, der die Briefe hier geschrieben hat!

Ich. Der nämliche! Ein recht hübscher Kerl, wie Sie vorhin sagten! Sie wollen ja die Augen zutun, weder sehn noch hören, wenn's nur ein hübscher Mensch ist: ich soll mir ja nur einen recht hübschen aussuchen: ich hab' es getan.

Sie. Den verhenkerten Feuerripel! den Maulaffen!

Ich. Sie fanden ja aber meine Beschreibung von ihm so appetitlich; und er ist tausendmal schöner, als ich ihn beschrieben habe. Das Bild, das in meiner Seele von ihm liegt, das sollten Sie sehn! Wenn Sie dann mich tadeln können, daß ich keinen andern wünsche und begehre—

Sie. Schweigen Sie von dem sappermentischen Nußknacker! Mich mit dem Stachelschweine so zum Narren zu haben! Warten Sie! das werd' ich Ihrer Tante, der Gräfin, schreiben—alles, haarklein!

Ich. Wenn es Ihnen beliebt; ich darf mich Ihnen nicht widersetzen. Schreiben Sie ihr alles, was ich itzo sagte: von mir soll sie erfahren, was Sie mir geraten haben. Vergessen Sie aber ja nicht sie zu versichern, daß ich diesen Menschen, den ich für den einzigen in der ganzen Schöpfung halte, immer und ewig lieben werde, solange noch ein Hauch in mir ist; daß ich ihn, sobald es die Umstände verstatten, auch heiraten will, und daß mich daran nicht Tante, nicht Onkel, nicht Himmel, Erde und Hölle hindern sollen. Je mehr man mir widersteht, je liebenswürdiger wird er mir, je beharrlicher und entschloßner macht man mich. Ich habe meine Seele zum Unterpfande eines Schwurs gegeben, daß er mein werden soll: kann eine Tante mich von der Verdammnis lossprechen, wenn sie mich zum Meineid zwingt?

Sie. Mir vergeht der Atem. Über das Blitz-Hagels-Kind! Ei, so schwöre du und alle Kreuz-Element-Teufel!—Bedenken Sie doch, Rikchen! was soll denn aus Ihren Kindern werden? Schabichte Füchse, aus denen kein Mensch etwas macht!

Ich. Wenn Sie nur alles werden, was ihr Vater ist. Seine

Eltern waren arme Leute, und doch ist er mehr als alle die Grafen, Barone und Herren, die ich bei meinem Onkel gesehn habe.

Sie. Die verfluchte Liebe blendet Sie.—Sie verlieren ja Ihren ehrlichen Namen.

Ich. Ich bekomme ja einen andern ebenso ehrlichen dafür.

Sie. Und dürfen hernach nicht mehr unter Ihresgleichen, in keine ordentliche Gesellschaft kommen.

Ich. Das kann ich verschmerzen.

Sie. Ach du Blitz=Hagels=Balg! Wenn du mein Kind wärst, ich wollte dich schon gescheit machen: ich drehte dir den sapper=mentischen Hals um, wie einer Taube.

Ich. Sie wollen der Tante meine Entschließung melden: ich will Sie nicht stören, wenn Sie izt, bei frischem Angedenken, schreiben wollen.—

So schieden wir auseinander. Man paßt mir seit der Zeit entsetzlich auf, ob ich schreibe: aber ich sehe mich wohl vor: ich tue es nur des Nachts. Ich war wohl ein wenig schnippisch gegen meine Tante—es ist ja nur eine Tante à la mode de Bretagne: und dann war ich gerade so herzhaft, so außer mir vor Mut, daß mir alles herausfuhr, ohne daß ich selbst daran dachte. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich seit deinem letzten Billett vor Ungeduld brenne, dich zu sehen und meinen Sparpfennig mit dir zu teilen: ich bin über und über eine Flamme, so begeistert mich die Hoffnung: ich laufe herum und suche in allen Ecken, und wenn ich hinkomme, weiß ich nicht, was ich suchen will: es ist mir immer, als ob ich etwas wollte, als ob mir etwas fehlte, und wenn ich mir den Kopf zerbreche und sinne und sinne, so ist es nichts.—Ach, lieber Heinrich! Izt fühl' ich, was leben heißt: einen Menschen lieben, wie dich, das heißt es und nicht einen Buchstaben mehr.

---

den 8. Julius.

Wenn dieser Brief zu dir kömmt, so haben wir von großem Glück zu sagen: aus dem Fenster, anders kann ich ihn nicht

bestellen. Schicke den Jungen in Zukunft unter mein Fenster, und schreibe mir nicht weiter: ich bekomme es doch nicht.

Wenn ich nun so zum Fenster hinunterspringen und mich in der Tasche zu dir tragen lassen könnte, wie dieser Brief! Aber nur Geduld! die Not wird schon einmal aufhören: und dann, liebster, allerliebster Heinrich! — ich kann vor Freuden nicht sagen, was dann geschehen wird.

Ich küsse, umarme, schätze, verehre, liebe, bete dich an, und verharre und verbleibe und bin in, vor und nach dem Tode, solang es nur ein Ich und Du gibt,

Deine

Ulrike.

Zweites Kapitel

Welcher Liebende sollte nicht einer versprochenen Zusammenkunft, besonders bei einer so kritischen Lage der Umstände, mit allen Rudern und Segeln entgegeneilen? — Herrmann machte die verlangten Anstalten dazu und begab sich manchen Abend in höchsteigner Person unter Ulrikens Fenster, um die Unterredung vielleicht zu beschleunigen. Es vergingen acht, es vergingen vierzehn Tage, keiner darunter war der glückliche, wo sie geschehen sollte: es vergingen zwei Monate, und noch war sie nicht geschehen. Unmutig über eine so traurige Verzögerung, wanderte er eines Abends im Vorhause auf und nieder und war fest entschlossen, wenn sich die Konstellation am Himmel seiner Liebe nicht bald nach Wunsche änderte, das Äußerste zu wagen, zu Ulriken zu gehn und mit Hintansetzung aller Gefahr die Zusammenkunft auf ihrem eignen Zimmer zu suchen: Siehe da! während dieser unruhigen Beratschlagungen mit sich selbst wird er Bewegung in der Dämmerung gewahr, hört etwas sehr heftig keuchen und eine leise erschöpfte Stimme, die ihm seinen Namen flüstern schien: ohne zu untersuchen, ob es Ulrike sein könnte, setzte er voraus, daß sie es sei, sprang hinzu und faßte — einen großen ungeheuern Jagdhund,

der sich sogleich mit Gewalt losriß und mit lautschallendem Bellen seinen Abschied nahm.

Armer Verliebter! Ist wohl einer, solange Venus die Welt regiert, so vielfältig und so unglücklich in seinen Erwartungen getäuscht worden? Als wenn Liebe und Schicksal es verabredet hätten, seine Standhaftigkeit zu prüfen! Wollten sie vielleicht gar versuchen, sie wankend zu machen, so hatten sie sich ihren Mann nicht gut gewählt; denn jedes neue Hindernis, jede neue Täuschung spannte seine Beharrlichkeit einen Grad höher. Er ging zwar, höchstunwillig über sein Ungemach, auf die Stube und setzte sich in einen Winkel, aber nur um das angefangne heldenmütige Projekt desto lebhafter zu überdenken. Es war beinahe bis zur Ausführung reif, und der nötige Enthusiasmus befeuerte schon seine ganze Stirne, als plötzlich die Tür aufging. — „Wer da?“ — „Ich!“ — es war die Stimme seines geheimen Botschafters, der ohne das Gespräch weiter fortzusetzen, die Tür offen ließ und davonlief. Ein neues Wunder! In einer kleinen Weile kam jemand geschlichen: er konnte in der Dunkelheit nichts erkennen, aber seine Ohren hörten bald einen Ton, und seine Hände fühlten eine Hand, die er nicht zu verkennen vermochte. — „Heinrich! Ulrike!“ ertönte Schlag auf Schlag, und Schlag auf Schlag drückte sich Hand in Hand. Aber welch neuer Unfall: Sein Glück überraschte ihn: er war zerstreut, verlegen, ängstlich: er hatte tausend Sachen zu sagen und wußte nicht, wo er anfangen sollte: in seinem Kopfe stürzte sich Gedanke über Gedanke, und Wort an Wort drängte sich zur Zunge: der Mund war immer zum Reden geöffnet, und über der großen Bemühung, das Wichtigste zuerst zu sagen und ja nichts Erhebliches zu vergessen, sagte er gar nichts; denn es war alles gleich wichtig, gleich erheblich. Noch mehr Unglück! es war finster in der Stube: er hatte nun fast ein Jahr hindurch ein so liebes Gesicht nicht mit ruhiger Aufmerksamkeit gesehn, hatte sich so kindisch auf den entzückenden Anblick gefreut, und auch diese Hoffnung mußte ihm fehlgehn! Und Licht zu holen, das fiel ihm in der Verwirrung gar nicht ein: auch hätte er ja indessen ein paar Augenblicke von Ulrikens Gegenwart eingebüßt!

Zum Glücke brachte die Baronesse mehr vorbereitete Fassung mit. Sie übergab ihm eilfertig die Hälfte ihrer sechsunddreißig Dukaten, berichtete ihm mit ebenso übereilter Hastigkeit, daß sie nur einige Minuten verziehen könnte, damit nicht ihre Tante unterdessen vom Besuche zurückkäme und sie vermißte, und bat also inständigst, sogleich über die Hauptpunkte ihrer Unterredung, die Entfliehung von Dresden und die Bestimmung des Orts, wo sie einander treffen wollten, zu sprechen. Eh er noch anfangen konnte, seine Meinung vorzutragen, unterbrach sie sich schon selbst. — — „Ach!" sagte sie, „weißt du, was für eine schreckliche Nachricht ich bekommen habe? Die Gräfin hat wirklich einen Platz im Stifte für mich ausgemacht: es soll zwar nicht so häßlich darinne sein, wie ich mir's vorgestellt habe, aber ich danke doch dafür. — Hurtig, Heinrich! wenn Du mir etwas zu sagen hast!"

Heinrich. Natürlich unendlich viel! An unsrer itzigen Verabredung hängt ja unser ganzes Glück. Wir müssen die Zeit nützen. Nur hurtig, was du noch sagen willst!

Ulrike. Noch etwas Schrecklicheres! die Gräfin hat an meine Mutter geschrieben und ihr unsre ganze Liebe erzählt. Das wird ein Lärm werden! Ich kann mich zwar nicht recht auf meine Mutter mehr besinnen; denn ich bin schon in meinem sechsten Jahre von ihr zum Grafen gekommen; und seitdem hab' ich sie nicht wieder gesehn. Sie kann die Gräfin nicht leiden, und deswegen ist sie auch niemals zum Besuche bei uns gewesen, wie du dich besinnen mußt. Daran erinnere ich mich noch wohl, daß sie mich zuweilen auf die Arme oder den Schoß nahm und streichelte und küßte, als wenn sie mich aufküssen wollte, und kurz darauf durft' ich ihr nicht vors Gesichte kommen: da war ich ihr wieder so unausstehlich, daß sie mich anbrüllte, wie ein Löwe, wenn ich ihr zu nahe kam; und wenn ich etwas tat, das ihr nicht gelegen war, mußt' ich wohl gar das Essen entbehren oder mich in eine finstere Kammer sperren lassen, damit mich der Pupu fressen sollte. Es ist ein rechter Heide von einer Frau, wenn sie böse wird, das haben mir alle Leute gesagt. Kannst du dir vorstellen? Da mein Vater noch lebte und seine Güter noch nicht durch Kon-

kurs verloren gegangen waren, ist sie selbst auf dem Felde herumgeritten und hat die Arbeiter mit der Peitsche ausgeprügelt, wenn sie nicht fleißig genug gewesen sind: sie hat in ihrem Leben mehr als ein Pferd zu Tode gejagt und manchem Domestiken ein blaues Auge geschlagen. Bedenk einmal, was wir alles von ihr zu befürchten haben! Wenn sie nur nicht etwa gar auf den Einfall kömmt, mich zu sich zu verlangen, bis ich in die Stelle im Stift einrücken kann! Das wäre mein Tod.—Ach! bester Heinrich, wenn ich auf immer von dir getrennt würde! Es tut mir weh genug, es itzo zu tun—aber wir dürfen keine Zeit verlieren—

Heinrich. Jede Minute wollen wir nützen. O wenn unsre Liebe einmal aufhörte, eine verstohlne Liebe zu sein!

Ulrike. Bald, bald soll sie das nicht mehr sein: ich setze durch Wasser und Feuer, um es dahin zu bringen: aber dann, Heinrich! dann wollen wir uns lieben, wie Engel: nichts tun und denken und fühlen als Liebe.—Wenn nur die Zeit nicht so drängte! daß wir ja nichts vergessen!—

So drehte sich ihr Gespräch ewig um Klagen über die gegenwärtigen Hindernisse ihrer Liebe und um erfreuliche, meistens schimärische Hoffnungen auf die Zukunft; bei jedem sechsten Worte erinnerte Ulrike, daß sie schlechterdings ihn bald wieder verlassen müßte, wollte gehn und blieb: beide ermahnten sich unaufhörlich ja nichts Notwendiges zu vergessen und vergaßen alles: sie führten sich sorgfältig zu Gemüte, daß ihre Entfliehung äußerst dringend sei, und daß man Zeit, Ort und Zusammenkunft und tausend andre Umstände verabreden müsse, und verabredeten auch nicht eins von allen: kurz, es war eine Beratschlagung zwischen zwei Verliebten, die mit vielen andern Beratschlagungen das Eigentümliche hat, daß man viel dabei spricht und nichts ausmacht.

Über dem vielen Sprechen mußte sich notwendig die Unterredung bis in das Unendliche verlängern, und aus den paar Minuten, die man anfangs dazu bestimmte, war izt mehr als eine halbe Stunde geworden. Plötzlich hörte man auf dem Saale murmeln und gehen: es ging jemand an allen Türen herum, versuchte sie aufzumachen und fluchte, wenn er sie verschlossen fand.

Der nächste Gedanke war, daß Herr und Frau vom Hause, die zum Besuch waren, zurückgekommen sein möchten: aber der Lärm näherte sich immer mehr und man rasselte bereits an der nächsten Tür. Angst und Furcht überfielen die beiden Verliebten so heftig, daß sie sich beide in einen Winkel drückten, um nicht gesehn zu werden, wenn man ja hineinbräche. Nicht lange währte es, so klopfte man ziemlich heftig an die Tür: sie atmeten kaum: die Tür ging auf, und Götter! wer trat herein?—Tante Sappermen, begleitet von Hans Pump, der eine große helleuchtende Stocklaterne trug! Ihr erster Blick traf die beiden zitternden Verliebten, und mit dem ersten Blicke fuhr einer der kräftigsten Flüche aus ihrem Munde. Sie wütete wie ein erbitterter hungriger Wolf, der ein paar bebende Rehe in einen Winkel getrieben hat, um sie zu würgen: sie ergriff Ulriken, die das Bewußtsein eines Ungehorsams und die Überraschung zaghaft machte, schleuderte sie dem Bedienten in die Arme, der sie mitleidig auffing, wie sie von der Gewalt des Zuges bis zum Fallen dahin taumelte: Heinrich fiel zwar der Oberstin in die Arme, allein zu spät: sie spannte alle soldatische Kraft ihrer Nerven an, wand sich los und stürzte ihren Gegner mit einem Stoße, daß er knirschend über Stuhl und Tisch dahinfiel. Augenblicklich wandte sie sich nach Ulriken und drückte sie in die Arme zusammen, daß sie laut schrie und sich der unwürdigen Behandlung widersetzte: allein die Tante hatte die Größe und die Knochen eines Grenadiers, wurde durch den Widerstand noch wütender und warf die ungleich schwächere Baronesse zur Tür hinaus: sie schlug auf die Dielen darnieder, daß der Vorsaal von ihrem Falle schütterte. Sie lag ohne Bewegung da, und nur ein leises schmerzliches Hauchen war das Zeichen ihres Lebens. Ohne Erbarmung zog sie die schnaubende Oberstin auf, riß dem Bedienten die Laterne aus der Hand und gebot ihm Ulriken in die Kutsche zu tragen: es geschah: er lud sie mit dem derben Griffe eines Packknechts auf seine Arme, und wie ein Lamm, das von den harten Fäusten seines Schäfers zur Schere hingeschleppt wird, die ihm mit Wunden die Wolle rauben soll, ließ sie sich ohne Leben und Widerstand mit schlaff niederhängenden Armen,

wankendem Kopfe und blutender Wange hinabbringen. Herrmann hatte sich indessen aufgerafft und wurde durch ihr blasses blutiges Gesicht, welches der darauf fallende Laternenschein totenähnlich machte, so bis ins Innerste durchdrungen, daß er vor Wehmut keine Kraft zur Rache in sich fühlte: er bat die Oberstin mit der beweglichsten Rührung, Ulrikens zu schonen, und klammerte sich vor Eifer und Inbrunst so fest an sie an, daß sie nicht von der Stelle konnte: sie befand nicht für gut, ihn durch ein Versprechen zu beruhigen, sondern machte sich von ihm los und eilte mit großen soldatischen Schritten Ulriken nach: Herrmann hinter ihr drein! doch da das Getöse Bediente und Mägde im ersten Stocke versammelt hatte, so gebot die Oberstin den tollen Menschen aufzuhalten: man gehorchte und führte den armen Herrmann, der vor Wut hätte zerspringen mögen, die Treppe liebreich hinan, steckte ihn in seine Stube und schlug sie zu.

Der Doktor und seine Frau erfuhren bei ihrer Zurückkunft von dem Bedienten des Hofrats nur den letzten Teil der Geschichte, und zwar nicht die Begebenheit, wie er sie gesehn hatte, sondern wie er sie sich dachte: er berichtete nämlich, daß ihr Schreiber einen Anfall von Raserei bekommen und eine Dame, die er auch nannte, auf der Treppe angegriffen, und sich mit schwerer Mühe von ihr habe zurückhalten lassen. Die Doktorin argwohnte gleich Mord, Totschlag und wer weiß welch andres Unglück? der Mann hingegen argwohnte weder Gutes noch Böses, sondern ging mit gelaßnem Schritte von Herrmannen selbst Erkundigung einzuziehn. Er fand ihn äußerst niedergeschlagen, trostlos und verlegen; und weil das Gehör zu umständlich wurde, wandte der Verhörte Krankheit, Schmerzen am ganzen Leibe vor, und bat um die Erlaubnis sich zu Bette zu legen, die ihm der Doktor ohne Anstand erteilte: er wiederholte zwar von Zeit zu Zeit seine Hauptfrage, was er mit der Oberstin vorgehabt hätte, allein der Kranke antwortete jedesmal mit Klagen über seine Schmerzen und lautem Stöhnen darauf, daß ihn der Doktor für heute in Ruhe ließ und seine Frau versicherte, er sei nicht toll.

War es aus Verstellung oder weil er seinen Schmerz nicht

anders zu verdauen wußte? — wahrscheinlicher das letzte, warum er einige Tage das Bette nicht verließ! Er aß und trank wenig oder gar nichts; wenn man ihn etwas fragte, schien er einzuschlafen oder antwortete so undeutlich, daß man nichts vernehmen konnte. Alle seine Kräfte waren von Fasten und Kummer endlich so abgespannt, daß er für alles Gleichgültigkeit bekam: ob er starb oder lebte, ob seine Liebe glücklich oder unglücklich ausfiel, ob er sich verriet oder nicht, alles galt ihm gleich: kein Wunder also, daß er in dieser trüben Verzweiflung alle seine Geheimnisse entdeckte! Er offenbarte dem Doktor, der ihn fleißig besuchte, seinen ganzen Liebeshandel, ohne ihn um Verhinderung oder Beistand zu bitten, und erzählte ihn so frostig, wie die Begebenheit eines fremden Menschen. Der Doktor lachte, tröstete ihn spaßhaft und verwies zur Geduld.

Die Frau hatte sich schon längst bitterlich beschwert, daß der Mensch nun schon drei Tage krank sei, nichts tue und weder gesund werden noch sterben wolle; hatte auch dem Manne abermals beide Ohren vollgebrummt, daß er sich durch seine Gutherzigkeit verleiten ließ, einen Menschen ins Haus zu nehmen, von dem man nicht wüßte, ob er toll oder gescheit sei. Sie wiederholte ihm izt, als er vom Kranken zurückkam, diese letzte Bedenklichkeit sehr nachdrücklich. — „Ach," sprach der Mann lachend, „mit dem Kopfe ist er wohl gescheit, aber das Herz ist toll. Der Bube ist verliebt."

Die Frau. Verliebt! — Nun muß er den Augenblick aus dem Hause: den Augenblick! Wer wird die Sünde auf sich laden und einen verliebten Menschen über Nacht bei sich behalten? — Fort mit ihm!

Der Mann. Närrchen, was ist denn nun weiter für Sünde dabei? — Er ist verliebt.

Die Frau. Papachen, du weißt viel, was zu einer Sünde gehört. Deine Akten verstehst du: was Sünde ist, das muß ich wissen. — Einen Sünder dulden, heißt sich fremder Sünde teilhaftig machen, —

„Je Mäuschen!" unterbrach sie der listige Mann, „er ist in dich verliebt."

„In mich!" rief die Frau und wußte noch nicht, ob sie es für Ernst nehmen sollte.

Der Mann. Freilich! in dich! Ich habe gar nicht geglaubt, daß ich so eine schöne Frau habe: er macht dich zum Engel, zur Göttin —

„In mich! — Der Mensch ist ein Narr," sagte die Dame lächelnd. „Er wird doch meinetwegen nicht verrückt worden sein?"

Der Mann. Geh zu ihm, damit er sich nur beruhigt! Du weißt ja wohl: in seinem Alter macht man nichts als tummes Zeug in der Liebe.

Die Frau. Ist es denn etwas so sehr Tummes, sich in mich zu verlieben? — Geh an deine Akten, Papachen! Ich will sehn, wie sich der Kranke befindet. —

Die Wendung, die Papachen der Sache gab, war zwar listig, aber etwas boshaft; denn Herrmann konnte unter allen Mitgeschöpfen weiblicher Art seine Frau am wenigsten leiden, das war ihm deswegen wohl bekannt, weil er seine Abneigung gegen sie zuerst veranlaßt hatte. Die Doktorin brachte geschwind ihre kleinen Reize in Ordnung und begab sich in die Stube des Kranken: sobald sie hereintrat, drehte er sich um, das Gesicht nach der Wand zu, und schlief so fest, als wenn ihn Circe eingeschläfert hätte. Sie redte ihn an, und da sie merkte, daß aus ihrer Anrede kein Gespräch werden wollte, wanderte sie wieder ab. Seit dieser Zeit versäumte sie keine Gelegenheit, ihm zu gefallen und durch Anzug, Blicke und Dienstfertigkeiten ihn noch verliebter zu machen, als er nach ihrer Rechnung bereits war, ohne sich eine Minute lang der Sünde zu fürchten; und der Mann war viel zu froh, daß ihm seine List so gut gelungen war, um ihr den Unzusammenhang ihres Sündensystems vorzurücken. Ob es mehr als Eitelkeit bei ihr war, das weiß allein ihr Herz.

Drittes Kapitel

Allmählich wurde dem Kranken seine Krankheit zur Last und mit den Kräften kehrte auch die Liebe in ihm wieder, wachte Sehnsucht und Entwürfe zu ihrer Befriedigung wieder auf. Am ersten Tage, den er außer dem Bette zubrachte, hörte er des Mor-

gens schon seinen Boten an der Türe betteln: in langer Zeit hatte sein Ohr keinen so willkommnen Ton gehört. Mit froher Eilfertigkeit öffnete er die Tür und lud im Übermaße seiner Freude den Jungen höflichst in die Stube ein: er überreichte bei dem Hereintreten ein kleines schmutziges Papierchen, das eine unleserliche, halb verwischte Schrift, mit Bleistift geschrieben, enthielt. Es war nichts herauszubringen als folgendes:

> Heinrich, ich verlas heute noch Dresden. Meine grausame Mutter hat mir schreiben lassen, daß sie in paar Tagen kommen und mich abholen will. In len wir uns sind Ich halte mich nicht auf, wenn nicht gleich nachkömmst. schreibe bald, wo ich bin, Lebe wohl.

Er drehte und wandte das Papier voller Ängstlichkeit und vermochte kein Wort weiter herauszubringen: der Ort, den sie ihm zur Zusammenkunft bestimmte, war verwischt, und das meiste übrige erriet er mehr, als er es las. — „Wo hast du das Billett bekommen?" fuhr er den Jungen an.

Der Junge. Auf der Gasse bei der Oberstin Haustür hat mir's das Baroneßchen gegeben. Sie hatte eine schwarze Kappe auf — ich hätte sie nicht gekannt, wenn sie nicht gesprochen hätte — sie sah aus, als wenn sie verreisen wollte, und ging sehr hurtig nach dem Tore zu.

Herrmann. Wenn gab sie dir's?

Der Junge. Ehegestern abends.

Herrmann. Und du, Unglücklicher, bringst mir's heute erst?

Der Junge. Ich habe ja gestern fast alle Stunden hier gebettelt: aber es hörte niemand. —

Diese Entschuldigung sagte der arme Liebesbote zwar sehr laut, aber er hatte kaum das erste Wort davon ausgesprochen, so lag ihm schon der Stock auf dem Rücken. Herrmann, ohne sie annehmen zu wollen, oder zu bedenken, daß sie sehr gültig war, weil er den ganzen gestrigen Tag im Bette in der Kammer zugebracht und also sein Betteln wirklich nicht hatte hören können, rächte er

sich für die Tücken des Schicksals an dem unschuldigen Abgesandten und verfolgte ihn mit ausgeholtem Stocke die Treppe hinunter. Zorn und Wut über den unglücklichen Zufall stiegen bis zur Verwilderung: er buchstabierte noch einmal das schmutzige Papier durch, aber schlechterdings ließ sich der Ort nicht entziffern: er war auf immer und ewig verwischt. Er warf das verhaßte Blatt an die Erde, hub es auf, zerriß es und streute die unendlich kleinen Fragmente in alle vier Winde aus: er scharmuzierte die Stube auf und nieder, und was im Wege stund, mußte die Wirkung seines Grimms erfahren: Tasse und Teller, die vom Frühstücke noch dastanden, tanzten klirrend vom Tische herab und rollten zerbrochen über den Fußboden hin: der Spiegel bekam einen Schlag, der ihn zeitlebens in zwo Hälften teilte: der schnaubende Unglückliche hätte sich selbst in zwo Hälften zerfleischen mögen.

Die Doktorin, die der Lärm herbeigerufen hatte, kam mit kläglicher Gebärde zu ihrem Manne und versicherte sehr mitleidig, daß die Liebe dem armen Menschen den Kopf verrückt haben müßte. — „Wenn man ihm doch nur zu helfen wüßte!" setzte sie hinzu. „Es ist doch wahrhaftig gar ein häßliches Ding, die Liebe, wenn man sich einmal mit ihr einläßt. Der arme Mensch! War so artig, so hübsch! Ich fürchte mich vor ihm, Papachen: ich kann unmöglich auf meiner Stube allein bleiben."

Der Mann lachte und suchte ihr die Furcht zu benehmen.

„Ach, Papachen!" fuhr sie fort: „du weißt nicht, wie weit es mit so einem Menschen geht. Wenn ich nur nicht an seinem Unglücke schuld wäre! Es kränkt mich in der Seele: der arme Mensch! — Wenn du nicht bei mir bleiben kannst, schließ ich mich ein." —

Wirklich schloß sie auch ihre Tür ab und schob den Riegel vor. So hielt sie ihre leichtgläubige Eitelkeit den ganzen Vormittag gefangen, und Magd und Bediente mußten jedesmal durch viele Beweise dartun, daß sie es waren, ehe sie hineingelassen wurden.

Kurz nach Tische langte Hans Pump, der Bediente der Oberstin, an, um sich zu erkundigen, ob Ulrike diese Tage her nicht ins Haus gekommen wäre. Die Dame hatte zwar unmittelbar den

Morgen nach ihrer Entlaufung an den Doktor geschickt, und er stellte auch die Versichrung von sich, es ihr sogleich zu melden, wenn sich die Baronesse blicken ließ: da Herrmann die Tage her nicht ausgegangen war, so nahm er ihn gar nicht in Verdacht, daß er um die Entlaufung etwas wüßte, und über seinen vielen Geschäften vergaß er, dem Kranken etwas davon zu sagen, und wenn er ja daran dachte, so verhehlte er ihm die Begebenheit, um ihn nicht noch mehr zu kränken. Hans Pump hatte seitdem in der Gasse vor dem Hause des Tages und Abends patrouillieren müssen: in andre Gegenden der Stadt waren andre Kundschafter ausgesandt worden. In der Länge wurde Hans Pump seines Postens überdrüssig und kam izt, seiner Pflicht die letzte Genüge zu tun, das heißt, noch einmal im Hause anzufragen und dann von seiner Wache abzugehn: diese Anfrage wurde, weil der Doktor nicht zu Hause war, der Doktorin in die Hände geliefert. Sie war in der ganzen Geschichte noch so neu wie ein neugebornes Kind und ersuchte Hans Pumpen, ihr den ganzen Vorfall vom ersten Anfange an zu berichten, welches er sogleich mit möglichster Weitläuftigkeit tat. Sie rechtfertigte Herrmannen auch, daß er wegen seiner Krankheit keinen Anteil an der Entfliehung haben könnte: dabei ließ sie Eu. Gnaden, der Frau Oberstin, mit etwas beleidigtem Tone melden, daß man keine lüderlichen Mädchen, wenn es auch Baronessen wären, bei ihr suchen müßte.

Nun ging ihr ein Licht auf. Sie vermutete zu ihrer empfindlichen Kränkung, daß sie ihr Mann zum besten gehabt oder aus einer andern Ursache hintergangen habe, als er ihr überredete, daß Herrmann in sie verliebt sei: gleichwohl sich bei ihm darüber zu beschweren und zu verraten, daß sie ihre Eitelkeit verführt habe, der Lüge ihres Mannes zu glauben, war noch mehr erniedrigend: sie beschloß also, ihren Ärger zu verbeißen, sich zu stellen, als ob sie gar nichts von der Liebe des jungen Menschen zu ihr geglaubt, sondern seine Angelegenheit mit der Baronesse längst schon gewußt und ihrem Manne verhehlet hätte. Sie erzählte ihm also, da er nach Hause kam, die unterdessen gemachte Entdeckung als eine bisher mit Fleiß verschwiegne Neuigkeit; und der Mann, den

Kopf voller Gerichtstermine, nahm sie herzlich gern dafür an, um nur in Ruhe vor ihr zu bleiben.

„Aber man muß dem armen Menschen helfen," beschloß sie ihre Erzählung. „Man muß ihn aus seinen sündlichen Gedanken und Neigungen herausziehn. Ich will den Herrn Magister Wilibald zu ihm schicken: der soll ihn bekehren." —

„Ja, ja, Mäuschen! das tu! und izt gleich!" rief der Mann, um ihrer endlich einmal los zu werden.

Die Frau schickte sogleich in der nämlichen Minute zum Herrn Magister Wilibald, von dem nebst seiner schwarzen Perücke schon einmal schuldige Erwähnung geschehn ist. Er war ihr Gewissensrat, hatte ungehinderten Zutritt zu ihr und genoß eine Verehrung von ihr, die fast bis zur Anbetung stieg. — Er war — was aber niemand außer ihm in der ganzen Stadt wußte — ein theologischer Abenteurer ohne Amt, der mit Heiden- und Judenbekehrungen prahlte, die er nie gemacht hatte: er hatte die ganze pietistische Pantomime in seiner Gewalt, einen schleichenden Ton, und suchte durch die tiefste weggeworfenste Ehrerbietigkeit und Demut schwachen Seelen, besonders den Weiblein, das unumschränkteste Vertrauen abzuschmeicheln. Seinen Stolz und Ehrgeiz maskierte er so geschickt, daß ihm viele die übertriebenste Achtung und Ehrfurcht bezeugten, und er nahm sie ohne Weigerung als Opfer an, die man durch ihn dem lieben Gott brächte, für dessen Diener sich der Unverschämte ausgab. Die Natur hatte ihn mit einem Gesichte gebrandmalt, das mit so belehrender Deutlichkeit als ein eingebrannter Galgen vor ihm hätte warnen sollen: der mittlere Teil war durch starkes Branntweintrinken mit kupfrichter Röte überzogen worden, aus welcher große weiße Blattern, wie Kalkhaufen auf einem rotsandichten Ackerfelde, hervorragten: die beiden Enden des Gesichts bestunden unten in einem gelbgrünlichen spitzigen Judaskinne, und oben in einer breiten weißen schuppichten Stirn, die an beiden Schläfen in ein Paar Hörner emporhob und in der Mitte bis zur Nase ein tiefes Tal ließ. Durch einen Zufall, den nur der allwissende Himmel, Herr Wilibald und der Chirurgus kannte, hatte die Nase einen Teil ihres knochichten Gebäudes ein-

gebüßt, daß sie also mit ihrer dicken aufgelaufnen Spitze einer aufbrechenden Rosenknospe nicht unähnlich sah: auch war ihr durch den nämlichen Zufall ein schwirrender Ton mitgeteilt worden, der bei jedem Atemzuge, wie der danebengehende Wind einer schlechtgeblasnen Flöte, aus beiden Nasenlöchern deutlich und vernehmlich herausfuhr, und wenn er sprach, wurden seine Worte beständig von dem Orgelwerke seiner Nase in gebrochnen Akkorden begleitet. Es war, von allen Seiten betrachtet, der widrigste und zugleich der unwürdigste Mensch, der lüderlichste, ausschweifendste, wenn er unentdeckt zu bleiben hoffte, ein vollkommnes Muster der Tugend, wenn er in Gegenwart andrer handelte und sprach, von vielen unendlich geachtet, von vielen fast göttlich verehrt.

Dies verdammte Gesicht, in eine kohlenschwarze Perücke gesteckt, trat izt in Herrmanns Stube herein, grüßte mit einem seichten Nicken und sagte mit der gewöhnlichen Nasenbegleitung, daß die Frau Doktorin ihn, den Magister Wilibald, habe rufen lassen, um sich der Seele eines von sündlicher Liebe kranken und geistlich toten Menschen anzunehmen. Herrmann vermutete nichts weniger, als daß er dieser geistlich Tote sei, und bat ihn, noch voll von einem Reste seines Unwillens, zur Frau Doktorin zu gehn, die ihn besser brauchen könnte als er. Der Magister setzte sich nieder, legte den umgekehrten Hut auf den Schoß, die gefaltnen Hände darein, räusperte sich und fing mit lauter schwirrender Stimme an:

„Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin" —

„Warum tragen Sie so eine verfluchte schwarze Perücke?" unterbrach ihn Herrmann.

Der Heidenbekehrer ließ sich nicht stören, sondern hub mit verstärkter Stimme noch einmal an:

„Seht mich nicht an, daß ich so schwarz bin; denn die Sonne hat mich verbrannt. Seht mich nicht an; denn ich will vor Scham vergehen; ich möchte mir vor Reue das Gesichte zuhalten; ich kann vor Scham die Augen nicht aufschlagen, noch vielweniger mir von andern, besonders von frommen und wiedergebornen Leuten und Menschen, ins Gesicht sehn lassen. Daß ich so schwarz bin,

so schwarz, wie eine Kohle, von großer Sündenschwärze; schwarz, wie ein Mohr, den niemand bleichen kann; schwarz, wie ein Rabe, der sich von Aas und Luder nährt, gleich den Menschen, die in lüderlichen Neigungen und Affekten ersoffen und ertrunken sind. Aber warum bin ich so kohlschwarz? denn die Sonne, oder wie Sie lieber sagen möchten, denn die Liebe hat mich verbrannt: verbrannt, das heißt, wie eine Glut im Feuerofen, oder welches noch heißer ist nach der Bemerkung erfahrner Naturkündiger, wie die Flamme der Sonne, wenn sie im heißen Mittage steht, hat mich das höllische Feuer der Liebe versengt, gebraten, in Asche und Staub verwandelt." —

„Leider! leider!" unterbrach ihn Herrmann seufzend. „O hätt' ich nie eine Minute lang Liebe in mir gefühlt! nie etwas anders als Ungeheuer um mich gesehn, die mir nichts als Haß und Widerwillen einflößten! Wenn es möglich wäre, ein Gelübde zu halten, dem mein Herz widerspricht — auf der Stelle wollt' ich schwören, nie mit einem Gedanken, mit einer Nerve wieder Liebe zu empfinden."

Der Magister. Also empfinden Sie wahre Reue darüber?

Herrmann. Reue, Schmerz, Betrübnis, Ärger, Kummer! alles, was nur eine menschliche Seele martern kann! — Wer hat wohl mehr Ursache dazu? Wenn ich meinem Verlangen so nahe bin, daß ich nur zuzugreifen brauche, dann jagt mir's plötzlich der Zufall, wie der Wind eine Feder, vor der Hand weg. Ist in der ganzen weiten Welt ein unglücklicherer Mensch als ich? Und was machte mich unglücklich? Fünf oder sechs elende verwischte Buchstaben! O der traurigen Welt, wo das Glück des Lebens von einem Bleistiftzuge gegeben oder genommen wird!

Der Magister. Sie verabscheuen, hassen und verachten also die Welt samt allen ihren Lüsten und Begierden?

Herrmann. Ja, und nur um eines Geschöpfes willen verfluch' ich sie nicht. Nur um eines Geschöpfs willen! Die übrigen sind nur da, um die Glückseligkeit andrer zu stören, zu hindern, zu verbittern.

Der Magister. Ja allerdings! die Welt liegt im Argen: es ist alles eitel. Entsagen Sie der Welt?

Herrmann. Mit Freuden! In dem tiefsten unzugänglichsten Gebürge wollt' ich mir eine Hütte bauen und als Einsiedler mein ganzes übriges Leben in der traurigsten Einsamkeit zubringen: aber Ulrike! die Arme, Verlaßne, Verfolgte! Aus Liebe zu mir verließ sie Wohlsein und Rang.—Wo sie izt herumirren mag? In welcher elenden Leimhütte wohnen? Auf welchem beschmutzten Lager ruhen? Immer ängstlich, immer besorgt, wie eine Taube, die den Habicht flieht.—O der unselige Bleistift!

Der Magister. Sie bereuen also von ganzem Herzen Ihre Liebe?

Herrmann. Wie sollt' ich etwas nicht bereuen, das mich auf immer unglücklich macht?—Aber was hilft Reue?—Ich muß sie finden, die Unglückliche, oder mich zu Tode quälen.

Der Magister. So wünsch' ich Ihnen gute Besserung.—

Mit diesem christlichen Wunsche nahm er Abschied und berichtete seiner Gönnerin, daß der junge Mensch auf dem rechten Wege sei, sich zu bessern; und weil sie voraussetzte, daß er ihn dahingebracht habe, lobte und pries sie seine ungemeine Kunst, die Leute zu bekehren, und ermahnte ihn, das angefangne gute Werk durch wiederholte Besuche fortzusetzen, welches er seit dieser Zeit täglich tat. Die Unterredung fiel fast allemal auf den nämlichen Schlag aus: Herrmann wurde täglich verdrießlicher, unzufriedner und erbitterter auf die Liebe und auf sich selbst: er schalt sich, daß er die Torheit gehabt hatte, sich in eine Baronesse zu verlieben, und wünschte, sie ohne Verletzung seines Gewissens nicht mehr lieben zu können. —„Den Schmerz wollt' ich tragen,“ sagte er sich oft: „aber was hilft es der unglücklichen Vertriebnen, daß ich nicht länger ein Tor bin? Sie hat sich einmal zum Opfer meiner Torheit gemacht.“

Bald tadelte er Ulriken bis zum Erzürnen, daß sie seine Liebe erregt, ermuntert und unterhalten habe, und zuweilen war er recht erbittert, daß sie so liebenswürdig sei.—Wenige Augenblicke darauf dankte er ihr alle Freuden seines Lebens, schien sich selbst durch sie der Glückseligste auf der Erde geworden zu sein, und sah in sein Leben, wie in ein finstres wüstes Leere, hinab, wenn Ulrike es nicht durch ihre Liebe angefrischt, munter und fröhlich gemacht hätte.—Izt beschloß er, seine Neigung zu bezwingen und Ulriken

dem Elende zu überlassen, worein sie sich unbesonnen selbst gestürzt hätte: ihre Entfliehung, ihr Schwur erschienen ihm als übereilte tolle Handlungen, und die ganze Ulrike als eine Zusammensetzung von Unbesonnenheiten und Schwachheiten, ohne Überlegung, ohne Vernunft. — Nach einem paar Atemzügen erblickte er sie schon wieder als eine verdienstvolle Märtyrerin seines Glücks, als die edelste großmütigste Seele, der er für alles Ungemach, Schmerz, Beschwerlichkeit, Verfolgung nicht feurig genug zu danken glaubte, und wenn er sich ihr lebendig opferte: er mußte sie aus Dankbarkeit lieben, und kaum hatte er diesen Gedanken einige Minuten verfolgt, so zeigte sich ihm sein Entschluß, sie nicht zu lieben, als eine platte Unmöglichkeit, als eine Idee, die man nur in der Fieberhitze haben könnte, die er gar nicht zu begreifen vermochte; und nun riß seine Phantasie mit ihm aus: er sah in Gedanken Ulriken unter tausendfachen Gefahren, in Stürmen, Ungewittern, zu Wasser und zu Lande, unter Löwen, Tigern, Bären und Wölfen, in Krankheit, Hunger, Gefängnis, Verfolgung, und jedesmal sich als ihren Erretter, der, wie ein mutiger Perseus, herbeieilte, sie befreite und zur Belohnung seines Mutes ihre Hand empfing. Nun war es ihm leid, daß er nicht so hurtig, wie die Liebeshelden seiner Fabelwelt, auf geflügelten Drachen oder Rossen reiten konnte: er wäre den Augenblick durch alle Lüfte gejagt, wenn er einen Pegasus gehabt hätte.

In dieser schwankenden veränderlichen Gemütsverfassung, wo sich die Dinge und Umstände fast mit jedem Pulsschlage von einer andern Seite, in anderm Lichte, mit andern Farben zeigen; wo Hell und Dunkel in der Seele mit so schnellem Vorüberschießen abwechselt, wie Licht und Schatten an einem Apriltage; wo kein Entschluß länger als fünf Minuten dauert, und die Seele wechselsweise von Vernunft, Einbildung, Leidenschaft gleichsam gewiegt wird, ohne daß sie lange zu einem festen Stande gelangt: — in dieser nicht sonderlich angenehmen Gemütsverfassung empfing Herrmann einen Brief von Schwingern, der ihn unerwartet, wie ein Blitz, traf.

---

den 25. Oktober.

Lieber Freund,

Noch will ich dir diesen Namen nicht entziehn, so wenig du dich seiner würdig zu sein bestrebst. Du zwingst mich eine Sprache mit dir zu reden, die ich in deinen Kinderjahren nie gebrauchen durfte: aber auch nie hast du, als Kind, mich bis zu solchem tiefen Schmerze betrübt, wie izt in deinem Jünglingsalter. Bis zu deinem funfzehnten Jahre warst du ein Weiser, und izt in deinem siebzehnten wirst du ein Tor! Doch warum sag' ich ein Tor?—Ein Lasterhafter und fast ein Bösewicht! Heinrich, ich bitte dich um meiner Ruhe willen, erzeige mir die einzige Wohltat und widerlege mich! strafe mich Lügen, daß ich dich einen Bösewicht nannte! ich beschwöre dich darum.

Doch warum halte ich dir nicht lieber gleich das Gemälde deiner Vergehungen vor die Augen, daß du mit Scham und Reue vor ihm zurückbebst?—Du hast durch eine einzige Torheit ein ganzes Haus, das dich erzog, nährte, pflegte, eine Dame, die dich noch vor einem Monate durch ihre letzte Wohltat unterstützte, in Tränen, Uneinigkeit, Gram und Herzeleid versenkt. Wo war deine Vernunft, als du dir zuerst eine so ausschweifende Neigung gegen die Baronesse erlaubtest? denn solange ich auch aus Freundschaft für dich daran zweifelte, so kann ich leider! nicht länger in diesem gutgemeinten Wahne beharren! dein eigner handschriftlicher Beweis zeugt wider ihn und dich.

Heinrich, einen Augenblick Überlegung! hast du ganz vergessen, daß dein Vater Einnehmer des Grafen Ohlau war, des Grafen Ohlau, dessen Schwestertochter du dich zu lieben erdreistest? dessen Schwestertochter du deine Geliebte, deine künftige Gattin nennst und ihr Mut und Entschlossenheit zuschwörst, um mit ihr durch alle Gefahren dich hindurchzureißen? daß dein Vater Einnehmer, abgedankter Einnehmer des Grafen Ohlau ist, der ihm durch ein kümmerliches Gnadengeld das Leben fristet, dessen Schwestertochter du wider alle deine und ihre Feinde beschützen willst? Widersetzte sich nicht deine Feder, als du dies zu schreiben wagtest? Und wer sind diese Feinde?—

die Gräfin Ohlau, deine Wohltäterin, deine wahre Mutter, die dich geliebt, erzogen, zum Menschen gemacht hat! ohne die du ein armseliger nackter Bube wärst, ohne Bildung, Wissenschaft und Sitten, roh, schwach und kraftlos in Mangel und Niedrigkeit herumkröchst! die dir noch itzt in Dresden dein elendes Leben durch eine monatliche Mildtätigkeit erhielt! denn wisse, nur durch sie lebst du! wisse, daß du ein Hauch bist, den sie belebte, den sie erlöschen lassen kann, wenn sie will; und sie will es; denn von ihr darfst du keine einzige Wohltat mehr erwarten. — Und diesen Grafen, diese Gräfin nennst du deine Feinde? — O du toller Jüngling! Wie schäme ich mich deiner Freundschaft!

Und wozu hast du dich nunmehr gemacht? — Zu einem Bettler! Reiße dir einmal den blendenden Wahn der Leidenschaft von den Augen, und siehe dich in deiner ganzen Dürftigkeit! und wenn du dann nicht über dich selbst die Zähne knirschest und vor Schmerz über deine Raserei vergehen möchtest, dann will ich meine Hand verfluchen, wenn sie noch einen Buchstaben an dich schreibt: dann bist du ein Unwürdiger, der nicht einmal Haß, sondern Verachtung verdient.

Aber solltest du das wirklich sein? — Noch immer widerstrebt mein Herz, wenn ich dies von dir argwohne. Dein feuriges Blut, deine reizbare Seele, dein brausendes Alter, vielleicht auch dein Stolz, dein Ehrgeiz — das, das sind die Urheber deiner Torheit und deines Unglücks: du bist von ihnen überrascht, überredet, überlistet worden; und doch muß ich zu meiner Betrübnis mir auch diese Täuschung versagen. Ich bin durch deine eignen Briefe an Ulriken, die uns von der Oberstin zugesandt worden sind, meiner Schwäche, meiner Nachlässigkeit überführt worden: du hast schon eine Neigung heimlich in dir genährt, als ich dich vor aller Welt davon freisprach; und welche beharrliche Überlegung gehörte dazu, meiner Wachsamkeit in einem solchen Alter eine vorzeitige Leidenschaft zu verbergen! Auch hat mir deine Torheit manches Unglück schon verursacht: Vorwürfe, scheele Gesichter, brennende Verweise

habe ich von Graf und Gräfin über meine schlechte Aufsicht ausstehn müssen; und Gott sei mein Zeuge! sie war doch nach allem meinem Wissen und Gewissen die beste, die sorgfältigste, deren ich mit allen meinen Kräften fähig bin. Freilich hinterging mich meine leichtgläubige Freundschaft für dich; und für diese gutherzige Schwäche muß ich dann büßen, schwer büßen! Die Vorwürfe des Grafen und der Gräfin haben mich vom Schlosse vertrieben: ich konnte ihre Bitterkeit unmöglich länger ertragen: ich verließ die Wohnung der Zwietracht und der Verfolgung, die itzt durch den Ungestüm so vieler unzubefriedigender Gläubiger und noch mehr durch deine Tollheit zum Sitze des Verdrusses, des Unwillens, der Traurigkeit und des Weinens geworden ist; denn täglich bist du Ursache, daß deine Wohltäterin sich auf ihrem Zimmer in Tränen badet, wenn sie die grausamen Vorwürfe ihres Gemahls bis in die Seele verwundet haben. Die Verlegenheit über seine ökonomischen Umstände macht ihn wild und hart; und er schüttet seinen geheimen Schmerz darüber mit barbarischer Unbarmherzigkeit über die arme Gräfin aus, weil sie in dir den Unglücklichen erzog, der ihr Haus schänden sollte. Ich wohne zwar itzt an dem äußersten Ende der Stadt, in einem einsamen friedfertigen Häuschen, in anscheinender Ruhe: aber du, unseliger Freund, hast mir auch diese Ruhe verbittert. Ich quäle mich unablässig mit eignen Vorwürfen, daß ich zu deiner Unbesonnenheit und so vielem Herzeleide eine der nächsten Veranlassungen sein mußte: ich ängstige mich, so oft ich an dich denke; und ich denke jede Minute an dich.

Ergreift dich nicht ein eiskalter Schauer, wenn du so die ganze Reihe deiner Vergehungen und die Menge der Unglückseligkeiten überdenkst, die du auf dich und uns alle gehäuft hast? Und wer sind wir alle? Deine Wohltäter, deine Freunde! Denke dir deine Liebe zur Baronesse ein einzigesmal als die Urheberin so vielfachen Unglücks! und ich möchte dich in dem Augenblicke einer solchen Vorstellung sehen: ich weiß gewiß — oder die Natur müßte sich selbst betrogen haben, als sie deinen

so früh erwachten Verstand bildete — ich weiß gewiß, Tränen, heiße bittere Tränen werden deine Wangen netzen: du wirst deine Leidenschaft verabscheuen und wünschen, alle traurige Folgen derselben vernichten zu können. — „Man fängt mit Torheit an und endigt mit Laster" — glaube diese Erfahrung deinem ältern Freunde! Ein Mensch, voll so feurigen Gefühls für Ehre und Rechtschaffenheit, kann unmöglich jene gewisse Erfahrung gelernt haben und nicht mit allen Kräften den Schritt zurückziehn, den er in seiner Torheit weiter tun will: lieber lähmte er seinen Fuß, um keinen weiter tun zu können.

Ob mich meine gute Erwartung von dir täuschen wird, dazu soll mir ein einziger Beweis genug sein. Die Baronesse hat schon über einen Monat Dresden heimlich verlassen: die Oberstin kann ihren Aufenthalt nicht auskundschaften: um sich Ungelegenheit zu ersparen, weil sie die Entlaufne wiederzufinden hoffte, hat sie der Gräfin den Vorfall erst vor kurzem gemeldet: noch ist man imstande gewesen, dem Grafen diesen neuen Zuwachs von Ärger und Zorn zu ersparen. Wir wissen, daß die Baronesse eines Abends dich heimlich besucht hat, und auch dem Grafen konnte man es nicht verbergen: auf seinen Befehl sollte Ulrike von ihrer Mutter aus Dresden weggeholt und in das Stift zu ** gebracht werden, aber ein unglücklicher Fall mit dem Pferde hinderte ihre Reise, und man gab der Oberstin den Auftrag, es an ihrer Stelle zu tun, allein zu einer Zeit, wo die Baronesse schon entlaufen war: wir alle glaubten sie längst im Stifte, als die schreckliche Nachricht von ihrer Unbesonnenheit anlangte. Alle diese Umstände erzähle ich dir, um zwo Fragen an dich zu tun, deren Beantwortung mich bestimmen wird, ob ich mich ferner deiner annehmen oder dich der Besserung des Unglücks überlassen soll. — „Hast du teil an der Entfliehung der Baronesse? Weißt du, wo sie ist?" — Auf Gewissen und Ehre beantworte mir diese beiden Fragen! belügst du mich, dann gehe! Werde ein Schurke, ein Lasterhafter, ein Bösewicht, werde gehängt, gerädert oder geköpft! — ich kenne dich nicht mehr.

Indessen, in der Hoffnung, daß du mich nie zu einer so har-

ten Selbstverleugnung zwingen wirst, empfange von mir den letzten Beistand! aber gewiß den letzten, ich schwör dir's bei Gott! wenn du in deiner Torheit beharrst! Ich habe dich an einen Berliner Kaufmann, der sich wegen seiner Schuldforderungen an den Grafen bei uns aufgehalten hat, und dessen Adresse du diesem Briefe beigefügt findest, empfohlen, daß er dich als Handelsbursche in die Lehre nehmen soll. Ich übersende dir deswegen 10 Louisd'or zu den Reisekosten und zur Erleichterung deiner Subsistenz in Berlin: den Akkord mit dem Kaufmanne habe ich bereits geschlossen, und du brauchst für nichts zu sorgen, als dich unverzüglich, das heißt, höchstens in Monatsfrist dahin zu begeben und in eine Bahn der Geschäftigkeit zu treten, die künftig dein Glück machen soll, die dir Nutzen und Ehre verspricht.

Und nun, lieber Freund, noch einmal! Bezwinge dich, wie ein Mann! behaupte deine Würde! Reiße alles Andenken an Ulriken aus deinem Herze, bis auf das kleinste Würzelchen reiß es aus, und wenn es dich blutige Tränen kosten sollte! Bedenke daß du nicht zum Empfinden, sondern zum Handeln geboren bist, nicht zum schmachtenden Schäfer, sondern zum tätigen Weltbürger! Wirf dich in die Geschäftigkeit tief hinein, gib ihr alle deine Kräfte und Gedanken, daß für die Liebe nichts übrig bleibt! Deine Schreibart in deinen Briefen seit mehr als einem halben Jahre ist mir bedenklich gewesen: sie war hart, heftig, in der geringsten Kleinigkeit übertrieben und aufgeschwellt: sie hatte durchaus die Kennzeichen der Leidenschaft: sie soll auch ins künftige mich belehren, ob das Feuer in deinem Herze gelöscht ist.

Wenn du sehen könntest, mit welcher Bewegung des Herzens, mit welchen Erwartungen, mit welchen gerührten Wünschen ich diesen Brief schließe — du hörtest noch heute auf, ein Tor zu sein.

Sei ein Mann! sag ich dir, und dann bin ich ewig

Dein

Freund

Schwinger.

Welch ein Brief! Als wenn eine Donnerstimme jedes Wort in Herrmanns Herz rief, erschütterte er ihm Mark und Bein: er änderte auf einmal den ganzen Schauplatz seiner Gedanken und Empfindungen und zeigte ihm seine Liebe zu Ulriken in einem Lichte, in welchem er sie nie gesehn hatte, daß er vor ihr erschrak. Sie zeigte sich ihm bisher bloß als Gefühl für einen liebenswürdigen Gegenstand—als Empfindung der Natur, der er nicht widerstehen konnte noch mochte, weil er es für billig hielt zu lieben, was ihm gefiel—als Quelle seiner Glückseligkeit: die Vorstellung davon war beständig von so vieler Süßigkeit begleitet und mit so helleuchtenden strahlenden Farben ausgeschmückt, es war eine Sonne, die ihn befeuerte und blendete, daß er nichts als einen liebenden Heinrich und eine liebende Ulrike erblickte: doch izt!—plötzlich sah er sich als Sohn eines Einnehmers und Ulriken als Baronesse, als Verwandtin des Grafen Ohlau: seine Liebe zu ihr schien ihm Torheit, Unsinn, Raserei, Schwingers Brief zwang seinen Blick so unwiderstehlich, diese längstvergeßne Seite seiner Liebe zu betrachten, daß seine Leidenschaft auch nicht einen Grund dawider aufbringen konnte: sie verstummte. Es herrschte einige Tage hindurch eine tote öde Stille in seiner Seele: die Liebe wagte es kaum, sich von dem gewaltigen Sturze wieder zu erheben. Er antwortete Schwingern auf seine Fragen mit aller Gewissenhaftigkeit, daß er die Flucht der Baronesse weder befördert noch angeraten habe, und ebensowenig wisse, wo sie sei: es fiel ihm zwar einigemal ein, lieber die Schuld durch eine Lüge auf sich zu nehmen, und lieber Schwingers Freundschaft zu entbehren als Ulrikens Strafbarkeit durch sein Zeugnis zu vermehren: allein das Schrecken, das ihm der Brief eingejagt hatte, stand wie ein fürchterlicher Riese vor ihm und gebot, die Wahrheit zu sagen: er gehorchte, bekannte seine Leidenschaft, erklärte sie für Torheit, und gelobte an, ihr auf immer zu entsagen. Auch war das Gelübde in dem Augenblicke ganz ernstlich: er wünschte, es halten zu können, und nahm sich fest vor, es nicht zu brechen. Konnte man mehr Aufopferung verlangen?

Länger als eine Woche las er den Brief wohl zehnmal in einem

Tage: von jeder Beschäftigung, von jedem Gedanken kam er auf ihn zurück. Besonders machte die letzte Ermahnung einen tiefen Eindruck auf seine Ehrbegierde: sie arbeitete sich allmählich wieder empor, und in kurzer Zeit war der ganze Ton seiner Seele umgestimmt. Er dachte mit Wehmut an die Liebe, wenn sie sich in ihm regte, wie an eine anmutige Gesellschafterin, die man wider seinen Willen verlassen muß: er riß sich selbst von ihr hinweg — „Sei ein Mann!" tönte ihm Schwingers Stimme ins Ohr; und die Liebe kroch furchtsam in das äußerste Winkelchen zurück: aber sie war nur verscheucht, nicht verjagt.

Viertes Kapitel

Magister Wilibald, der seine geistlichen Krankenbesuche unermüdet fortsetzte, ermangelte nicht, die Revolution in Herrmanns Herze, sobald er sie wahrnahm, sich und der Kraft seiner Beredsamkeit zuzuschreiben, ob er gleich nach zween Besuchen sich seines Trost- Lehr- und Strafamtes freiwillig entsetzt und den neubekehrten Herrmann von Stadtneuigkeiten und besonders von den Mühseligkeiten seiner Mitbrüder unterhalten hatte. Die wichtigste Angelegenheit schien für den schwarzperückichten Seelenbekehrer die Entdeckung zu sein, daß Herrmann mit Schwingers Briefe funfzig bare Taler bekommen und achtzehn schönfunkelnde Dukaten außerdem noch in seinem Schränkchen eingeschlossen habe: er ließ sich beides zeigen, pries mit inniger Freude den Besitzer desselben glücklich als einen Auserwählten, auf welchen Gott seine Gaben reichlich ausschüttete, und ermahnte ihn zum guten weisen Gebrauche dieser zeitlichen Güter.

„Spielen Sie?" fragte er am Ende seiner Ermahnung.

Herrmann. Nein; ich habe allem entsagt, was mich nur einen Finger breit von meiner Hauptabsicht abführen kann: ich bin auf eine Art ein Tor gewesen, ich will es nicht wieder auf eine andre sein.

Wilibald. Das sind wahre Entschlüsse, wie sie ein Mensch fassen muß, den ich wiedergeboren habe. Indessen wenn man mit

christlichen frommen Leuten spielt, die nicht dabei fluchen und schwören — wie zum Exempel, wenn Sie in Sanftmut und Gelassenheit mit mir ein zeitverkürzendes und gemütergötzendes Spielchen machten —

Herrmann. Mit niemanden, und wenn's ein Engel wäre! Schwingers Brief hat meine ganze Seele umgeändert: er hat mich erinnert, daß ich nichts bin: ich muß arbeiten, daß ich's nicht länger bleibe. Wie? ich sollte so daniedergedrückt, so zurückgesetzt, ungeehrt, ein Wurm bleiben, über den jedermann verächtlich hinschreitet? zeitlebens ein Tier sein, das arbeitet und sich füttert, ohne daß mich eine Tat vor den übrigen auszeichnet? — Lieber mag ich nicht leben: nicht eher will ich an Ulriken, an Liebe, Vergnügen und Glückseligkeit denken, als bis ich mich aus dem Nichts emporgerissen habe, das mir Schwinger vorwirft.

Wilibald. Das ist sehr löblich. — Das Gemüt will aber doch zuweilen auch seine Ergötzung haben, und ein anständiges Spielchen mit frommen Leuten —

Herrmann. Nein, sag' ich Ihnen. Liebe, Vergnügen, Spiel — alles, alles ist mir zuwider, verächtlich, klein: ganz ein andrer Trieb lebt in mir: wie eine Flamme brennt er in meiner Brust: wenn Sie diesen Durst löschen können, dann sind Sie mein Freund.

Wilibald. Ich bin freilich ein schwaches Werkzeug in den Händen der Vorsicht; indessen wenn ich wüßte, was so eigentlich Ihr Wunsch und Begehren sei —

Herrmann. Nur Eine Tat, Eine Handlung, die meine Geburt auslöscht! O der Sohn eines Einnehmers, den mir Schwinger vorrückt, brennt mich Tag und Nacht, wie eine Kohle, in meinem Herze! Ich kann nicht ruhen, bis ich den Vorwurf rein ausgetilgt habe.

Wilibald. Wenn Sie das wünschen, so will ich Ihnen eine Handlung vorschlagen, die Ihnen bei Gott und Menschen Ehre bringen, eine Tat, die Ihren Namen durch alle vier Weltteile verbreiten, die Sie nach Jahrtausenden noch so berühmt machen wird, wie alle Märtyrer und Heidenbekehrer: das Kind, das an

der Mutter Brust liegt, wird Ihren Namen zuerst aussprechen lernen: der sterbende Greis wird ihn noch mit Dank und Ehrfurcht nennen: auf allen Kanzeln in Europa, Asia, Afrika und Amerika wird Ihr Lob ertönen: Dichter und Redner in allen Sprachen der Christenheit werden Sie erheben: Ihr Bildnis wird in Sandstein und Marmor, in Kupfer, Erz, Gips, Wachs, Siegellack und Ton, in schwarzer Kunst, gestochen, geätzt, gemalt, als Büste, Kniestück und in Lebensgröße, in allen Zimmern, Stuben und Kammern, unter venetianischen Spiegeln und an himmelblauen Brotschränken durch die ganze Welt zu finden sein, man wird es an Uhren, auf Stockknöpfen und Dosen, in Ringen tragen, und nach Jahrtausenden werden sich noch Kenner und Antiquare über Ihre Nase zanken: Ihr Ruhm wird mit Himmel und Erde Eine Dauer haben.

Herrmann. Und welches ist diese große, herrliche, einzige Tat?

Wilibald. Wir wollen die Berliner bekehren.

Herrmann stutzte und schwieg. Der Magister ließ seiner Verwunderung ein wenig Zeit und fuhr alsbald in seiner Rede pathetisch also fort:

„Fromme Männer haben Boten ausgesandt, um beschnittne Juden und ungetaufte Heiden zu bekehren: fromme Männer haben sich zu einem so großen Endzwecke als Apostel gebrauchen lassen, haben mit Regen und Hitze, Sturm, Hagel, Donner und Blitz, mit rüttelnden Postwagen und ungeheuren Meereswellen gekämpft: bald sind ihnen die Schuhe, bald das Schiff, das sie trug, leck geworden: sie haben gefastet, gehungert und gedurstet, haben sich von den blinden Heiden Nasen und Ohren abschneiden, mit den Ohrläppchen an die Türen annageln, geißeln, sengen, stechen, braten, kochen und fressen lassen, um die Ungläubigen durch ihr Leben und Tod zu bekehren: aber niemand ist noch Apostel der Berliner geworden; und doch sind sie ungläubiger als Hottentotten und Malabaren, ohne Erkenntnis und Erleuchtung, Unwiedergeborne, Atheisten, Deisten, Socinianer, ohne Glauben, eitel Sünder und Sündengenossen: sollte nicht uns die hohe Ehre aufgehoben sein, diesen verirrten Haufen wieder auf den rechten

Weg zurückzuführen? — Wir wollen es wagen: Bruder, laß uns mutig ihre Apostel werden und das Werk ihrer Bekehrung vollenden. Dann wird unser Ruhm von einem Ende der Welt bis zum andern erschallen."

Herrmann fand anfangs eine kleine Bedenklichkeit bei dem Vorschlage, oder vielmehr dieser Weg, Ruhm zu suchen, war seiner Ehrbegierde zu fremd, um ihn sogleich zu betreten: er wußte wohl, daß Männer durch edle, großmütige, gemeinnützige, mutige Handlungen, durch Patriotismus, durch wichtige Werke des Genies groß und berühmt geworden waren: aber daß man es durch Bekehrung andrer Menschen werden könne, davon sagte ihm alle seine Kenntnis und Erfahrung kein Wort. Er hörte also den Vorschlag innerlich und äußerlich ohne Beifall und Widerspruch an und versprach ihn geheim zu halten, welches sich der Magister sehr angelegentlich von ihm ausbat.

Die Frau Doktorin gab oft kleine Abendessen, wovon aber ihr Mann nichts erfuhr und noch weniger dabei zugelassen wurde; denn sie geschahen bei verschloßnen Türen, und niemand hatte gewöhnlich die Ehre, Anteil daran zu nehmen, als der Magister Wilibald: doch seit jener Unterredung über die Bekehrung der Berliner wurde auf seine Veranstaltnng Herrmann jedesmal der dritte Mann. Das Gespräch war allemal höchst erbaulich, und ehe man es vermutete, lenkte es sich auf Berlin: der Magister und die Doktorin sagten beide, ohne es gesehn zu haben, so viel Böses davon, daß jedem ehrlichen Manne bei dem Gemälde die Haare zu Berge stehen mußten.

„Es überläuft mich allemal ein Schauer vor Schrecken," fing die Doktorin an, „wenn ich einen Berliner sehe. Sie sind auch meist alle gezeichnet. Ich habe zwar nur zwei in meinem Leben gesehn, aber ich versichre Sie, sie hinkten alle beide."

Wilibald. Die Männer haben fast alle eine Art von Hörnern an der Stirne, wie mir Magister Augustinus erzählt hat. Er ist zwar niemals dort gewesen, aber er weiß es ganz gewiß; und Magister Augustinus lügt in seinem Leben nicht.

Die Doktorin. Ach, ich will's wohl glauben. Solche Male

sind nicht umsonst. — Und wissen Sie denn auch, was man von den Weibern sagt?

Wilibald. Sie sollen fast alle große Füße und kleine Köpfe haben, und doch dabei so schön sein, daß man sie nicht ansehn kann, sagte mir Magister Blasius.

Die Doktorin. Ei, ei! Und warum denn das?

Wilibald. Man soll gleich weg sein, gleich gefangen. — Ach! die Töchter dieser Welt sind nicht vergeblich mit solchen verführerischen Reizungen geschmückt! Das sind Geschenke des Satans.

Die Doktorin. Nicht anders! — Und von den Geistlichen hat mir ja neulich der Magister Kilian recht schreckliche Dinge erzählt.

Wilibald. Sie sind gar nicht zu unterscheiden von den übrigen Menschen: wenn sie ihre Amtskleidung nicht tragen, soll man hundertmal vor einem vorübergehn, oder gar mit ihm stundenlang sprechen können, ohne nur zu vermuten, daß es ein Geistlicher ist. Sie stellen sich den Kindern dieser Welt in allem gleich, sagte mir Magister Severus. Sogar in ihrem Amte sollen sie reden wie alle andre Menschen. Was kann aus einer solchen Vermischung herauskommen als Verachtung?

Die Doktorin. Da haben Sie recht. Wenn Sie ohne Perücke und schwarzen Rock zu mir kämen, könnt ich Ihnen kein Wort glauben. Ich hätte nicht mehr Liebe und Vertrauen zu Ihnen als zu meinem Manne.

Wilibald. Nicht anders! Man muß sich selbst ehren, damit uns Andre ehren. Aus einer solchen Selbstverkleinerung des Standes entstehen auch hernach nichts als Atheisten, Deisten, Naturalisten —

Die Doktorin. Da haben Sie recht. Ich habe in meinem Leben noch keinen Deisten und Naturalisten gesehn; denn Gott sei Dank! hierzulande bekömmt man solche Kreaturen nicht zu Gesichte: aber ich stelle sie mir recht abscheulich vor. Sagen Sie mir nur! Wie sehn sie denn aus?

Wilibald. Magister Hieronymus hat einmal im grünen Baume zu Berlin unter einer ganzen Gesellschaft solcher Menschen gespeist.

Die Doktorin. Ach, der arme Mann! Wie hat er denn das tun können?

Wilibald. Weil er nichts davon wußte! Aber sie verrieten sich gleich, sagt er: ob sie sich wohl anfangs vor mir nicht wenig scheuten, so konnten sie sich doch vor meinen scharfsichtigen Augen nicht lange verbergen. Sie hatten alle große schwarze Nägel an den Fingern, ihre Hände waren wie Tatzen gestaltet, und ihr Atem so beschwerlich, daß ich's nicht aushalten konnte. Als ich dies wahrnahm, wurde mir angst und bange unter ihnen, und ob ich gleich zuweilen meine Stimme erheben wollte, sie zu bekehren, so war mein Herz doch so geängstigt und schwer, daß ich kein Wort aufbringen konnte und darum lieber schwieg. Endlich ermannte ich mich und fing an, laut unter ihnen zu predigen: da verstummten sie, wie die Fische, falteten die Hände und fielen, wie tot, mit den Köpfen auf den Tisch[1]). — Er hat sie insgesamt bekehrt.

Die Doktorin. Der brave Mann! Hat er in seinem Eifer nach einem so gesegneten Anfange nicht mehr Wunder getan?

Wilibald. Allerdings! In dem Tiergarten hat er einem ganzen Truppe junger Deisten gepredigt: sie waren alle zu Pferde und versammelten sich in einem großen Kreise um ihn, als er anfing: doch hier mußte er Verfolgung leiden. Sie setzten ihn auf ein Pferd, führten ihn durch zwo lange Alleen und schrien: der Apostel! Dabei huben sie Sand und Steine auf, steinigten ihn und jagten das Pferd, bis er stürzte[2]). Er hat es darauf an dem nämlichen Orte mit vornehmen, sehr geputzten Naturalisten versucht: allein sie waren so frech, ihn mit Gelde bestechen zu wollen:

1) Man weiß aus zuverlässigen Nachrichten, daß es eine Gesellschaft betrunkner Fuhrleute gewesen ist, die sich in ihrer wilden Fröhlichkeit einige freie Ausdrücke erlaubten und darum für Naturalisten von dem Herrn Magister gehalten wurden: als er seine Predigt mit so gewaltiger Stimme begann, nahmen sie insgesamt die Mützen ab, falteten die Hände, weil sie in ihrer Trunkenheit in der Kirche zu sein glaubten, und da die Predigt lange dauerte, schlief einer nach dem andern ein.

2) Wahrscheinlich sind dies die Bursche gewesen, die vor dem Brandenburger Tore auf abgelebten steifen Rossen für einen höchstbilligen Preis ihre prächtigen Kawalkaden zuweilen halten.

sie reichten ihm insgesamt etwas: aber er schlug es mutig aus, ergrimmte über sie und verfolgte sie mit seiner Predigt, daß sie eilfertig davon flohen und ihn ängstlich baten, sie zu verlassen: so kräftig wirkte seine Rede auf ihr Gewissen.

Die Doktorin. Der vortreffliche Mann! Wie viel Großes und Herrliches er schon in seinen jungen Jahren getan hat! Er wird gewiß noch die ganze Donau und Afrika und Rußland bekehren. Das heißt doch in der Welt leben, wenn man so große Dinge tut. —

Obgleich alle Unterredungen bei diesen geheimen Mahlzeiten meistenteils diese Gestalt und Form hatten, so tauchte doch der Magister zuweilen seinen Pinsel in dunklere, fürchterlichere Farben und gab den Ausschweifungen und Lastern, die ihm Magister Kasimir und Magister Hildebrand von Berlin erzählt hatten, ein schauerhaftes Kolorit. Alle Straßen, Gassen und Plätze waren nach seiner Schilderung alle vierundzwanzig Stunden von einem Mittage bis zum andern mit Werken der Finsternis erfüllt, wie er sie nannte: wo man ging und stund, wurde geraubt und gemordet. Das Bild glich keiner einzigen Stadt in der Welt, aber es tat doch große Wirkung durch das Übermaß seiner Abscheulichkeit: die Doktorin zitterte und bebte bei den Freveltaten, Sünden, Unmenschlichkeiten, Betrügereien, Bosheiten und Lastern, die der Magister in seiner Erzählung dicht aufeinander folgen ließ, verabscheute sie, und wie die Kinder ihre Amme zu neuen Gespenstergeschichten auffordern, indem sie noch vor den erzählten schaudern, so ermahnte sie den Erzähler zur Fortsetzung, ob sie ihn gleich bei dem Schlusse einer jeden Lüge inständigst bat zu schweigen. Das Ende aller solcher Gespräche war allemal die Beherzigung, wie heilsam und rühmlich es sei, die Berliner zu bekehren.

Auch Herrmann lernte dies allmählich empfinden. Das Unglück seiner Liebe hatte seinem Gemüte eine gewisse Bitterkeit mitgeteilt: alle seine Freunde und Bekannten bekämpften seine Lieblingsleidenschaft durch Hindernisse oder Verbot: ob er ihnen gleich nachgab und zum Teil einsah, wie sehr sie recht hatten, so blieb

doch ein Verdruß wider sie in ihm zurück. Sein Verdruß machte es ihm zum Vergnügen, viel Böses von den Menschen zu hören, und je mehr er von ihnen hörte, je leichter ward es ihm, auch das Unglaublichste zu glauben. Sein tätiger Geist konnte unmöglich ohne Leidenschaft sein, und die Bekehrung der Berliner wurde endlich so sehr sein Wunsch, daß er die hohe Unternehmung bei sich beschloß; und seine Ruhmbegierde und Unbekanntschaft mit der Welt verbargen ihm das Abenteuerliche und Lächerliche eines solchen Entschlusses. Er las eifrig Missionsgeschichten und Leben der Märtyrer und entflammte seine Einbildung durch die erstaunenden Begebenheiten so stark, daß er schon seinen ganzen Leib mit rühmlichen Wunden bedeckt und seinen Ruhm durch alle Weltteile verbreitet sah. Er lernte durch des Magisters Umgang meisterhaft auf das Verderben der Menschen schmähen: und es tat ihm recht wehe, daß er seinen geistlichen Feldzug wider den Unglauben nicht auf der Stelle eröffnen konnte.

Da seine fanatische Ruhmsucht in voller Flamme stund, bestimmte ihm der Magister einen Tag, wo sie heimlich von Dresden entweichen wollten. Herrmann stemmte sich aus allen Kräften wider die heimliche Entweichung, allein sein Gefährte im Apostelamt hatte die wichtigsten Ursachen von der Welt, warum er darauf bestehen mußte. Die Schulden, die sein unordentliches Leben angehäuft hatte, ließen ihn den Verlust aller Gunst bei seinen Gönnern und Gönnerinnen befürchten, wenn die Gläubiger aufwachten: viele waren schon erwacht, und es schien ihm also schicklicher, seinen Namen den Schimpf, als seine Person die Gefahr seiner Insolvenz tragen zu lassen. Deswegen stellte er seinem Mitbekehrer vielfältig vor, daß die Apostel und andre große Männer in dieser Laufbahn alle ihre Reisen zu Fuß getan hätten, daß dies ein erforderliches Stück ihrer Unternehmung sei, und daß er schlechterdings Dresden heimlich verlassen müsse, weil man ihn so wenig entbehren könnte und deswegen durch alle Mittel, vielleicht gar durch Gewalt, zurückhalten würde. Was sollte Herrmann tun? Er war schon von seiner künftigen Größe beinahe blind und wurde es durch die Beredsamkeit des Magisters täglich mehr:

um nicht vielleicht von der Ehre der Teilnehmung an so einer hohen Tat gar ausgeschlossen zu werden—womit ihn der Magister bedrohte—willigte er in alles. Er ließ auf dem Tische in seiner Stube einen Zettel zurück, worinne er bat, daß man ihm seine Sachen aufheben sollte, bis er sie durch einen Brief verlangen werde, und begab sich in den Abendstunden in die Wohnung des Magisters, die man zur Zusammenkunft bestimmt hatte, mit nichts als seinem sämtlichen Gelde und einem kleinen Vorrate Wäsche versorgt, so viel als seine Taschen zu fassen vermochten.

Wilibalds Stube war so ein entsetzliches Nest, daß für Herrmann jeder Augenblick darinne zu lange dauerte: schwarz beräucherte Wände, die unglaublichste Unordnung unter allen den Maschinen, die die Stelle der Möbeln vertraten!—Hier lehnte auf zween schwachen Füßen ein Stuhl, an welchem das Eingeweide durch große Öffnungen auf allen Seiten des ledernen Polsters hervordrang, die übrigen beiden Füße lagen nebst einigen andern zerstreut auf dem Fußboden herum, der überhaupt wie ein Schlachtfeld aussah, wo die sämtlichen Möbeln der Stube ein Treffen geliefert haben mochten—hier stand ein Schuh auf dem berußten Tische, oder schwamm vielmehr in einem Meere von verschüttetem Milchkaffee und sah sich traurig nach seinem Kameraden um—dort hing das zerrißne schmutzige Bette über das Bettgestelle herunter, und bei jeder Bewegung flogen die Federn, wie Schneeflocken, durch die Atmosphäre der Stube—der Ofen diente zur Garderobe, welche aber nichts enthielt, als verschiedene höchstunbrauchbare Strümpfe, die, wie Kirchenfahnen, an den Schrauben und Ecken desselben hingen—auf dem Fensterbrett war das Speisegewölbe und die Polterkammer, und das Kopfkissen steckte in der zerbrochnen Glasscheibe, um die Stube zu wärmen.

Das erste Unglück, das den beiden Aposteln begegnete, war der Mangel an Licht: das Tacht eines abgebrannten Talglichts, auf ein Gesangbuch geklebt, schwamm bereits in dem zerschmolznen Inselt und verwandelte schon die hölzernen Tafeln in Kohlen. Wilibald beschwerte sich über die itzige Seltenheit des Silbers

und die disproportionierte Menge des Goldes, womit das Land überschwemmt wäre, daß man bei kleinen Bedürfnissen im Handel und Wandel gar nicht auseinander kommen könnte, und erkundigte sich, ob Herrmann nicht ein Restchen Silbermünze bei sich führte: weil er damit versorgt war, mußte er Vorschuß tun, und der Apostel Wilibald ging in eigner Person und holte unter seinem schwarzen Rocke ein Talglicht, das in Ermangelung des Leuchters in den Hals einer gläsernen Bouteille gestellt wurde.

Einer Unbequemlichkeit war abgeholfen: aber die eindringende Dezemberluft, welche das Kopfkissen nicht hinlänglich abwehren konnte, besonders da ihr eine Menge kleiner unverstopfter Ritzen in dem übrigen Teile des Fensters freien ungehinderten Eingang verstattete, machte es in diesem Stalle so kalt, wie auf offnem Felde. Wilibald fühlte dabei so große Unbehaglichkeit als Herrmann, und da, nach seiner Erzählung, sein Vorrat an Brennholz den Morgen vorher alle geworden war — ob er gleich noch keinen Span in seinem Ofen gebrannt hatte — so beschloß er, alles Holz in der Stube zu fällen: die zerstreuten Stuhlbeine wurden gesammelt, die übrigen ausgedreht, ein Stück des Bettgestells zu Hülfe genommen, aus den Stuhlpolstern das Werg gerissen, nach allen Regeln der Einheizekunst aus diesen Materialien ein Holzstoß im Ofen errichtet, das Werg loderte empor, das dürre überfirnißte Holz prasselte in hellen Flammen, und Wilibald erblickte mit inniger Herzensfreude das erste Feuer in seinem Ofen, solange er mit ihm in Bekanntschaft stund.

Endlich fand sich auch ein drittes Bedürfnis ein — der Hunger. Da Wilibald seinen gänzlichen Mangel an Silbermünze einmal für allemal kund gemacht hatte, erbot sich Herrmann ungebeten zum Vorschuß: der Apostel Wilibald besorgte auch diesen Einkauf und brachte geräuchertes Fleisch und Brot in reichlicher Menge herbei, eine große Flasche Branntewein nicht zu vergessen: nebenher wurde ein Kaffee gekocht. Da alles zur Mahlzeit bereitet war, und doch kein einziger Stuhl mehr aufrecht stehen und eine menschliche Kreatur tragen konnte, beschloß man, auf dem Fußboden Tafel zu halten: sie lagerten sich also beide in der Nähe des Ofens,

die Bouteille mit dem Lichte zwischen ihnen, die Branntweinflasche daneben, nebst dem Topfe voll Kaffee, womit Wilibald das Gastmahl eröffnete: ein jeder nahm sich nach eignem Belieben ein Stück auf die Faust und verzehrte es, ohne Messer und Gabel, die Knochen sammelte man im Ofen, um die Stelle der Kohlen vertreten zu helfen. Die Wärme, die der Ofen versagte, gab der Branntewein, und Freude und Begeisterung stiegen bei beiden mit jedem Zuge. Herrmann fühlte zwar anfangs keine kleine Abneigung in sich gegen diese schmutzige und wüste Lebensart, und er wäre schon durch den Anblick der Stube beinahe von seinem Apostelamte abgeschreckt worden: allein seine fanatische Ruhmbegierde scheuchte bald alle Bedenklichkeiten hinweg: er erinnerte sich an die ungleich größern Martern, die so viel berühmte Vorgänger im Bekehrungswerke vor ihm ausgestanden hatten, und trug mit herzlichem Vergnügen diese ersten Beschwerlichkeiten seiner neuen Laufbahn, in der angenehmen Hoffnung, daß seine Standhaftigkeit bald auf härtere verdienstvollere Proben stoßen werde. Der Branntewein teilte seinem innern Feuer neue Nahrung mit, daß seine Seele glühte, wie seine Backen: die Köpfe der beiden Apostel bekamen einen Schwung bis zum halben Unsinn: sie jauchzten, sangen, wälzten sich, wie Beseßne, sanken in Küssen und Umarmungen dahin, fluchten den Ungläubigen und schwuren allen Naturalisten den Tod: sie warfen die Federn aus den Betten ins Feuer und triumphierten springend und frohlockend, so viele Deisten und Atheisten in der Hölle brennen zu sehn. Wilibald, der nur die Hälfte dieses Unsinns aus Trunkenheit tat und einen großen Teil davon beging, um seinen Kollegen desto mehr in Feuer zu setzen, hielt während der Mahlzeit eine sehr pathetische Rede, worinne er ihre Unternehmung wider den berlinischen Unglauben mit der Eroberung von Amerika verglich und weit über alle Heldentaten der alten und neuen Welt erhob. Ein Stück geräuchertes Fleisch in der Rechten, und eine Semmel in der Linken hub der Redner also an:

„Drei sind nicht zwei, und zwei nicht hundert: aber zwei Wiedergeborne sind mehr als tausendmal tausend Ungläubige. Wie

ich diese Semmel vor deinen Augen zerreiße, teuerster auserwählter Bruder, wie ich dieses Fleisch vor deinen Augen zermalme und verschlinge, so werden wir den Unglauben, Naturalisterei und Deisterei zerfleischen, bezwingen, zerstören, verwüsten. Jene auserwählten Rüstzeuge erwürgten viele Millionen Indianer um ihres schrecklichen Unglaubens willen; aber wir tun mehr als sie: wir wollen nicht töten, sondern lebendig machen: wir wollen alle Deisten wiedergebären; und unsere Namen sollen mit ehernen Buchstaben in die Tafeln des Ruhms eingegraben werden. Wir sind die größten Helden, die jemals den Lorbeer verdienten: Cäsar, Alexander, Türenne und Schwerin müssen vor uns in den Staub fallen, die Knie beugen und uns anbeten. Waffne dich also mit Standhaftigkeit und Mut! Trotze Gefahren und Beschwerlichkeiten! Je mehr sie sich häufen, je gewisser gehst du zur Unsterblichkeit. Iß, trink und labe dich, du Auserwählter! Stärke dich mit diesem Brote und diesem Tranke des Lebens zu der geheiligten Unternehmung!" —

Seine kraftvolle Rede, wovon dieses nur der schönste Teil ist, wurde sehr oft durch Besuche von Weibspersonen unterbrochen, die ungestüm hereintraten und ungestüm fortgingen: einige ließen sogar eine reichliche Ladung der schmählichsten Schimpfwörter zurück. Herrmann war von Fanatismus und Branntewein zu sehr berauscht, um etwas Böses hinter den Besuchen zu argwohnen, obgleich zwei von den Weibsbildern seinem Gefährten geradezu ins Gesicht sagten, daß er ihnen schon seit einem Vierteljahre zwo Nächte schuldig wäre, und ihm mit öffentlicher Beschimpfung drohten, wenn er ihnen ihr bißchen ehrliches Verdienst nicht ordentlich bezahlte: Wilibald bestellte sie alle auf den morgenden Abend, wo er richtige Zahlung und überdies noch eine reichliche Erkenntlichkeit für die lange Geduld versprach. — „Ach!" sagte er zu seinem trunknen Kollegen, als sie weg waren: „Wohltätigkeit und Gutherzigkeit sind eine schwere Last: ich habe mich dieser Unglücklichen angenommen, und ich muß mich durch eine List von ihnen losreißen: wenn sie meine Abreise wüßten, würden sie mir mit Tränen um die Knie fallen und mich zurückhalten. Wie sie

weinen und jammern werden, wenn sie mich morgen Abend nicht finden! Das Herz tut mir weh: aber die geringern Handlungen der Wohltätigkeit müssen der größern, zu welcher wir uns bereiten, nachstehn."

In diesem verwilderten Zustande machten sie sich marschfertig: sie gaben sich beide zween neue Namen, die mehr für ihre heilige Unternehmung paßten: Herrmann wurde zum Bonifacius, und der Magister machte sich selbst zum Chrysostomus. Sie wählten überdies ein Feldgeschrei, das sie bei Trennungen oder Verirrungen, besonders in der Nacht, einander zurufen wollten, um sich sogleich zu erkennen: der nunmehrige Bonifacius schlug den Namen Ulrike dazu vor und setzte seine Wahl mit lebhafter Hitze durch, ob ihn gleich sein Gefährte wegen des irdischen weltlichen Klanges verwarf.

Die Luft war außerordentlich rauh, kalt und scharf, die beiden Abenteurer apostelmäßig nur mit einfacher leichter Kleidung versorgt: doch der doppelte Rausch des Körpers und der Seele wirkte so heftig, daß Herrmann äußerlich mit allen Gliedern zitterte und innerlich von einem Feuer brannte. Sie taumelten mit schweren Köpfen, matten Füßen und halbgeschloßnen Augen bis zum nächsten Dorfe, wo sie Müdigkeit und Kälte einzukehren zwang.

So setzten sie ihre Reise standhaft fort, übernachteten in Schenken und elenden Wirtshäusern, und taten sich soviel Gutes, als es in den jämmerlichen Herbergen möglich war: besonders wurde der Branntewein nicht gespart: daß Herrmann jedesmal die Zeche bezahlen mußte, versteht sich von selbst; und mit Freuden tat er es. Der begeisterte und immer betrunkne Jüngling hörte sich schon von allen Vorübergehenden den heiligen Bonifacius grüßen: in jedem Dorfe, wenn die Hunde sie mit lautem Bellen empfingen, und das Getöse die Einwohner, denen der Winter Muße zur Neubegierde gab, an Fenster und Türen lockte, glaubte er, daß die Merkwürdigkeit und der Ruf seiner heiligen Unternehmung so viele Zuschauer herbeiziehe, und er wunderte sich ungemein, wie eine so geheim behandelte Sache so allgemein ruchbar geworden war; denn seine kranke Einbildung ließ seine Ohren deut-

lich und vernehmlich hören, daß sich's die Leute aus den Fenstern erzählten, zu welcher wichtigen Tat diese beiden Wanderer eilten. Übertriebner Ruhm bläst leicht auf: wirklich wurde er auch so unleidlich stolz, daß er auf alle Sterbliche, außer seinem Begleiter, wie auf elende verächtliche Insekten herabsah, die kaum Anrede und Antwort von seinem heiligen Munde verdienten. Da nach seiner schimärischen Vorstellung schon zu Anfange seiner Auswanderung alle Leute sogar in den Dörfern — die Städte vermied Wilibald, ohne es seinen Gefährten merken zu lassen — von dem herrlichen Endzwecke derselben unterrichtet waren, so beleidigte es ihn itzo schon, wenn ihn jemand fragte, wohin er wollte; und er wäre mit einigen Gastwirten beinahe in Händel über diese Anfrage geraten.

„Wißt ihr das nicht, Ihr Unwiedergebornen?" sagte er einem. „Der kleinste Bube in allen Dörfern, durch welche wir gegangen sind, hat von unsrer hohen Unternehmung gewußt, und du, Ungläubiger, du allein bist so unwissend?" — Alles das war Galimathias für den Mann: er glaubte, ihn vielleicht nicht höflich genug gefragt zu haben, bat um Verzeihung und wiederholte seine Frage mit vielen Titulaturen und Komplimenten verschönert: der heilige Bonifacius drehte ihm den Rücken.

„Sie wollen wohl nach Berlin?" fragte ihn ein anderer bei der dritten Einkehr.

„Freilich!" erwiderte Herrmann trotzig und leise.

„Wollen Sie denn etwa Soldat werden?" fuhr der spaßhafte Mann fort. „Mord und Todschlag! Sie werden die Feinde zusammennehmen. Piff! paff! puff! Da liegen sie!"

„Das sollen Sie!" sagte Herrmann ernsthaft. „Wir wollen sie alle mit unsern geistlichen Waffen daniederschlagen, und keiner soll dem allgewaltigen Schwerte unsrer Rede entgehn."

Der Wirt. Blitz, Zeter, Mordio! ha! ha! ha! — Wenn der Krieg wieder losginge und die Preußen sollten etwa unsre Feinde werden — wofür uns Gott bewahre! — so schonen Sie wenigstens meinen armen Sohn! Wenn Sie alles umbringen, so lassen Sie mir nur den armen Burschen leben! Wollen Sie?

Herrmann. Ist er Naturalist?

Der Wirt. Nein, so weit hat er's noch nicht gebracht. Zeter! Sie tun hohe Sprünge! Mein Sohn ein Generalist!

Herrmann. Ein Naturalist, sag' ich!

Der Wirt. Was ist denn das für ein neuer Titel?

Herrmann. Ein Unwiedergeborner, wie du. Über dich wollen wir zuerst das Schwert zücken: dich soll unser Wort zuerst zermalmen.

Er machte zugleich eine Bewegung, als wenn er ihn erdrosseln wollte, und der Mann floh mit spaßhafter Furcht vor ihm zur Tür hinaus. — Der erste Sieg über die Ungläubigen!

Den fünften Morgen, wo sie noch nicht einmal die brandenburgische Grenze erreicht hatten — so gemächlich machten sie ihre Reise — brachte Herrmann beinahe zur Hälfte auf der Streu in dem Stübchen zu, das sich Wilibald diesmal wider ihre Gewohnheit genommen hatte: den Abend vorher war ihm von diesem Bösewicht so viel Branntewein aufgedrungen worden, daß er, wie von einem Schlaftrunke eingeschläfert, in einer Art von Ohnmacht dalag. Endlich wand er sich aus dem schweren Schlafe heraus, erblickte schon helles Tageslicht und sich ganz allein in der Stube. Aufzustehen, waren seine Glieder von dem gestrigen Trunke noch zu schwach: er verweilte also auf seinem Strohlager, und nicht lange dauerte es, so unterhielt ihn seine erwachte Einbildungskraft von dem herannahenden Anfange seines Ruhms. Er erblickte sich schon in Marmor und Erz auf allen öffentlichen Plätzen Deutschlands: ihm zu Ehren wurden Spiele und Feste angestellt: Knaben und Mädchen schmückten mit Blumen und Kränzen sein Bildnis, und feierten mit Tänzen und Liedern sein Andenken. Nach Jahrhunderten sah er seinen Namen noch in allen Chroniken, Annalen und Geschichten: die Großen nannten ihn mit Ehrfurcht, die Gelehrten mit Bewunderung, und das Volk mit Andacht.

Mit solchen, von Branntewein und Ruhmsucht aufgeschwellten Ideen, benebelt von Trunk und Leidenschaft, berauscht von seinen fanatischen Träumen, hub er sich schwerfällig auf, um den

Teilnehmer seiner überschwenglichen Größe aufzusuchen. Er war wie zerschlagen am ganzen Leibe: er schleppte sich unter heftigen Kopfschmerzen zu dem Tische hin und erblickte auf ihm ein Briefchen mit der Aufschrift: — „An den jungen Herrmann, weiland heiligen Bonifacius und Bekehrer der Naturalisten." — Er faltete das unversiegelte Blatt auseinander und las:

„Gehn Sie nach Berlin und werden Sie Lehrbursch bei dem Kaufmanne, an welchen Sie Ihr Freund adressiert hat. Lassen Sie sich mit der Bekehrung der Berliner nicht weiter ein: man möchte Sie für einen Narren halten und ins Tollhaus bringen. Sie haben sich ganz entsetzlich anführen lassen: sein Sie in Zukunft weniger ruhmsüchtig und mehr vorsichtig. Diese Lehre hinterläßt Ihnen

Ihr gewesener Gefährte am Bekehrungswerke
der Berliner und verbundenster Freund,
Chrysostomus.

N. S. In Ihrer Tasche ist das nötige Reisegeld: eilen Sie, ehe es alle wird."

Man lasse sich aus dem Vorzimmer des Himmels, wo man schon die Engel harmonienreiche Psalter in die goldnen Harfen singen und die Chöre der Auserwählten hohe rauschende Wechselgesänge anstimmen hörte, durch einen plötzlichen Stoß in die dürftigste, kahlste, menschenloseste Heide nach Island versetzen: alsdann hat man Herrmanns Empfindung nach der Durchlesung des schändlichen Blattes.

Weg waren die glänzenden Träume des Ruhms! Weg die funkelnden Bilder der Größe, die bis zum Himmel reichen sollte! Der Horizont seiner Gedanken, der noch vor einem Augenblicke sich über die ganze bewohnte Erde erstreckte, war itzt in ein enges elendes Stübchen zusammengeschrumpft! Der Mensch, der sich vor einer Minute ein Riese, über Kaiser, Könige und Fürsten, über alle sterbliche Bedürfnisse erhaben schien, auf welchen Beifall, Ehre und Bewunderung von allen Seiten strömte — dieser

in seiner Einbildung so aufgeschwollne und stolze Mensch erblickte sich izt auf einmal als einen tummen, unerfahrnen, leichtgläubigen, betrognen Jüngling, als einen künftigen Kaufmannsburschen, als einen Verlassnen, ohne Geld, ohne Freund, ohne Retter! — Nachdem die erste Betäubung des Schreckens vorüber war, ergossen sich seine Augen in einen reichen Tränenstrom: der Unglückliche weinte um sein Glück, um seinen Traum: seine kümmerlichen Umstände waren ihm wenig — denn er konnte sie nur noch vermuten — aber sein Traum! sein Traum! hätte ihm der schändliche Betrüger diesen nicht verscheucht, keine Zähre wäre über seine Wangen geflossen. — Und dann! daß er sich so einfältig hatte hintergehn lassen! mit Zähneknirschen dachte er an seine Leichtgläubigkeit. Er warf das betränte Gesicht auf den Tisch, in allen seinen Eingeweiden nagte Scham und Ärger: er hätte sich vor der Welt, vor sich selbst verbergen mögen.

Nicht angenehmer waren seine Empfindungen, als die Gewalt des ersten Schmerzes ein wenig ausgetobt hatte und ihm der Gedanke einkam, in seinen Kleidern die zurückgelassne Barschaft aufzusuchen: von seinen schönen achtzehn Dukaten, von den funkelnden zehn Louisdoren hatte ihm der Bösewicht einen einzigen zurückgelassen. Sein Zorn über die Bosheit brannte freilich in großen Flammen empor: aber was half Zorn? — Er sahe das ein, zog sich allgemach an und ging hinunter zum Wirte.

Neues Wunder! Die Wirtsleute glaubten, daß er in der Morgendämmerung mit Wilibalden, der den Abend vorher alles heimlich bezahlt hatte, um mit dem frühesten aufzubrechen, fortgegangen sei, und sahn ihn lange bedenklich an, ob er ein Gespenst oder ein Mensch wäre. Er klagte die Treulosigkeit seines Reisegefährten in herzbrechenden Ausdrücken — versteht sich mit wohlbedachter Auslassung seines Bekehrungsprojektes! — und beschwerte sich, daß er ihm so wenig zurückgelassen hatte, um den weiten Weg damit zurückzulegen. — „So, so?" antwortete der Wirt im Lehnstuhl kaltblütig. „Ja, es geht schlimm in der Welt her!" — Indessen kam seine Frau mit quecksilbrichtem Gange hereingetanzt. — „Lise," sprach der Mann, „der Herr ist heute Nacht bestohlen

worden." — „Bestohlen!" schrie die Frau auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach, daß Gott erbarm! Du gerechter Gott! bestohlen!" — und dabei gebärdete sie sich, als wenn sie alle Haare ausraufen wollte. Sie schwänzte zur Tür hinaus: über eine kleine Weile kam sie wieder — „Über das Unglück! Du mein Gott und Vater! bestohlen ist er? heute nacht?" — dann wieder zur Tür hinaus, und in einer Minute erschien sie schon wieder mit den nämlichen Ausrufungen und Verwunderungen: so stattete sie unter unaufhörlichem Laufen ihre Kondolenz zu sechs wiederholten Malen ab. Der Mann ließ sich dabei, ohne eine Miene zu verziehen, Herrmanns Geschichte und seine gegenwärtige Lage umständlich erzählen, stund phlegmatisch und stumm auf und ging. Nach einiger Zeit kam er zurück und setzte sich in den Lehnstuhl. — „Mein Bruder, der Müller," fing er an, „fährt gegen Mittag ins nächste brandenburgische Dorf: er will Sie mitnehmen: ich habe itzt mit ihm gesprochen. Es ist ein Karren: er will Sie für seinen Sohn ausgeben und dort eine andre Fuhre für Sie ausmachen, wenn sich's tun läßt. Essen Sie erst! Ja, ja, es geht schlimm her in der Welt." — Herrmann wollte ihn vor Freuden umarmen und schlang schon die Arme um ihn: aber der Mann war eben im Begriffe aufzustehn, und ohne daß er die Höflichkeit verstund, bat er ihn, aus dem Wege zu gehn, weil er etwas zu essen holen wollte. Er trug auf, und während daß Herrmann sich mit dem Vorgesetzten bediente, brachte der Wirt Tinte, Papier und Feder. „Da!" sprach er, „schreiben Sie Ihren Namen und Ihren Geburtsort auf! Wenn wir Ihren Dieb kriegen, sollen Sie Ihr Geld wieder haben." — Er sprach's und setzte sich in den Lehnstuhl.

Herrmann schrieb, der Wirt stund auf, überlas brummend das Blatt, legte es auf den Tisch, und setzte sich in den Lehnstuhl: so endigten sich alle seine Handlungen.

Der Müller meldete sich, Herrmann wollte bezahlen: der Wirt stand auf und verbat es. — „Reisen Sie glücklich! Nehmen Sie sich künftig besser in acht! Ja, ja, es geht schlimm her in der Welt" — er sprach's und setzte sich in den Lehnstuhl.

„Mann," schrie die Frau aus der Küche: „hat der Herr auch

bezahlt?" — Der Wirt stand auf. „Ja, Lise, ja!" rief er und setzte sich in den Lehnstuhl; und der heilige Bonifazius stieg demütig auf den Karren und fuhr dahin: so gedemütigt, so herabgesunken mit Einbildungskraft und Leidenschaft saß er da unter leeren Getreidesäcken, daß in seiner Seele eine völlige Windstille herrschte.

Bei der Ankunft in dem Dorfe, wohin sie wollten, erzählte der Müller einem seiner dasigen Herren Kollegen den Unfall, der Herrmannen begegnet war, und bat, ihn bei der nächsten Gelegenheit weiterzuschaffen. Die Erzählung versammelte sehr bald alles, was in der Mühle lebte, um den Unglücklichen, der sich, wie ein fremdes Tier, von allen anstaunen lassen mußte. Der Müller, dem er empfohlen war, versprach ihn einige Tage bei sich zu behalten, wenn er bei ihm vorliebnehmen wollte, und mit einem Getreidetransporte künftigen Sonnabend geliebt's Gott! eine Stunde weit von Potsdam zu schaffen.

Es geschah. Der unglückliche Herrmann war über das unerwartete Mitleiden so vieler Leute gerührt, von Dankbarkeit und Freude durchdrungen: aber, aber! daß er Mitleiden nötig hatte, welche Bitterkeit mischte diese Vorstellung unter seine Freude! Er freute sich über die Güte dieser Leute, und trauerte, daß er sich darüber freuen mußte.

An diesem Orte hielt er sich wegen Mangels an Gelegenheit eine ganze Woche auf, und weil er aus Mißtrauen in keinem Gasthofe einkehren wollte, wurde er von dem Knechte, der ihn transportiert hatte, in ein Bauerhaus gewiesen, wo man ihn willig aufnahm: aber unglücklicherweise war die Armut des Bewohners so groß, daß er seinem Gaste bei dem besten Willen mit nichts als einem Brunnen voll schönen klaren Wassers aufwarten konnte. Herrmann ließ also einkaufen, und die ganze ziemlich zahlreiche Familie speiste täglich mit ihm: er wurde durch diesen Umgang so sehr der Herr des Hauses, daß die Kinder nicht zu ihrem Vater, sondern zu ihm kamen, wenn sie hungerten. Oft stand er mitten in der Stube, ein großes Brot in der Hand, sechs barfüßige Kinder im Hemde oder mit einigen Lumpen bedeckt um ihn herum, die gierig mit allen Händen nach den abgeschnittenen

Stücken langten: wenn er saß, stand zuversichtlich allemal eins zwischen seinen Knien, zuweilen hing der ganze Haufen an ihm herum. Das Bild der Dürftigkeit, und die Munterkeit, die Zufriedenheit, die Fröhlichkeit der Kinder und Alten bei allem Elende versetzte ihn in eine süße Wehmut: das Andenken an sein eignes Unglück zog ihn täglich mehr zu diesen Leuten hin: in drei Tagen war er mit so unzertrennlichen Banden an diese Familie geknüpft, daß ihr Wohl und Weh mit dem seinigen eins wurde. Der Hausherr erzählte ihm die ganze Reihe von Unglücksfällen, die seine Armut allmählich herbeigeführt hatten: seine Felder konnten das künftige Jahr nicht bestellt werden, weil ihm der Samen fehlte; und jedesmal war der Schluß seiner Erzählung: wenn ich nur drei Taler hätte! dann wär mir geholfen. — „Die hab' ich ja," dachte Herrmann bei sich: er zählte sie dem Manne auf den Tisch. Der Bauer wollte auf die Knie vor ihm fallen, die Hausfrau drückte ihm weinend und dankend mit den schwielichten Händen fast die Finger entzwei, die Kinder erhuben auf das Gebot der Eltern ein lautes Dankgeschrei und stürmten mit ungestümer Freude auf ihn los: die Leute wußten nicht, woher sie Worte nehmen, noch wo sie mit ihrer Dankbarkeit aufhören sollten. Wie wohl dem Jünglinge, der bei einem Vermögen von nicht völligen vier Talern noch eine Familie auf ein ganzes Jahr und vielleicht auf immer glücklich machen konnte, wie wohl ihm da um das Herz ward! Es schlug zum ersten Male wieder lebhaft, es deuchte ihn, als wenn er itzt aus dem Nichts hervorgestiegen und ein Etwas geworden wäre, das leben, empfinden und handeln könnte: aus dem Auge schlich ihm eine Träne und durch seine ganze Seele ein wehmütiger freudiger Schauer. Die Leute erzählten im Übermaße ihrer Dankbarkeit seine Wohltat allen Nachbarn: das Gerücht verbreitete sich weiter, und eins nach dem andern kam an die niedrigen Fenster und guckte herein, um den großmütigen Jüngling zu sehn: wohin er nur sah und hörte, waren ein Paar Augen auf ihn gerichtet, oder ein Paar Lippen zu seinem Lobe offen. Nun war seine Einbildungskraft und seine ganze Tätigkeit wieder emporgeschraubt, sein niedergeschlagnes Gemüt wieder erhoben: er

fühlte sich bei achtzehn baren Groschen als den glücklichsten Menschen der Erde.

Aus Erkenntlichkeit erbot sich der Bauer, ihn nach Berlin vollends zu bringen, wenn er den Weg zu Fuße machen wollte: er entschloß sich dazu und langte zwar mit völlig leeren Taschen, aber doch mit einem Herze voller Zufriedenheit an Ort und Stelle an.

Fünftes Kapitel

Da war er nun in dem großen schönen weiten Berlin! wie in einem großen Walde verirrt! verloren in den unendlichen Straßen! fragte jeden Augenblick nach der Wohnung des Kaufmanns, an welchen er adressiert war, ließ sich nebst seinem Begleiter die Marschroute aufmerksam vorzeichnen, und wenn er fünf Minuten gegangen war, weg war die ganze Landkarte! So irrte er durch die Straßen quer und längs hindurch, und so oft er fragte, war er falsch gegangen: ein Bursch erbot sich, ihn für eine Erkenntlichkeit zurecht zu weisen: zu seiner Herzensfreude entdeckte er noch einen verkrochnen Groschen im Winkel der Tasche, und nun war ihm geholfen. Bei einer Wendung um eine Ecke sah er sich nach dem Bauer um, der ihm bisher mit vielen Beschwerden über das harte Pflaster langsam nachtaumelte: aber er war verschwunden, blieb verschwunden, und er allein weiß, wie er wieder nach Hause gekommen ist.

Der Kaufmann hatte vor vielen Wochen schon auf den neuen Lehrburschen gehofft, verkündigte ihm, daß er Schwingern nur versprochen habe, ihn auf ein halbes Jahr zur Probe anzunehmen, und stellte ihm ein Paket Briefe zu, das lange schon seine Ankunft erwartet hatte.

Wie verändert war abermals die Szene! Ein enges Kämmerchen, keine Stube, nahm ihn ein: wie war der große Herrmann, der jüngst auf den Schwingen des Ruhms nach Berlin eilte und sich noch vor einigen Tagen von der Bauerfamilie wie einen Gott angebetet sah, wie war der große Mann abermals gesunken! So

gütig sein neuer Herr sich gegen ihn bezeigte, so sprach er doch im Tone des Herrn mit ihm: traurig schlich der gedemütigte Jüngling auf gegebne Erlaubnis in die warme Stube des Dieners und las mit beklemmender Empfindung seine Briefe.

Schwinger, der das Paket besorgt hatte, meldete ihm, daß er dem Grafen und der Gräfin seinen Aufenthalt in Berlin habe verhehlen und sich stellen müssen, als ob er von ihm nichts wüßte, um sich nicht ihren Unwillen zuzuziehn. — „Sie sind so sehr wider dich erbittert," sagte er, „daß sie auch mich als deinen Mitschuldigen hassen würden, wenn sie erführen, daß ich mich deiner annehme. Ungerufen geh ich itzt niemals auf das Schloß, weil ichs doch nie ohne Betrübnis und Ärger wieder verlassen kann: so wenig ich mich also um die innern, immer fortwährenden Unruhen desselben bekümmere, so weiß ich doch für gewiß, daß dem Graf ein Brief von der Oberstin aus Dresden in die Hände gefallen ist, worinne die Flucht der Baronesse erwähnt wurde, und daß er die Gräfin gezwungen hat, ihm den ganzen Verlauf umständlich zu erzählen. Seinen Zorn und die Leiden der armen Gräfin kannst du dir leicht vorstellen — denn dein letzter reuvoller Brief läßt mich vermuten, daß du wieder einer vernünftigen Vorstellung fähig bist. — Der Zorn, und ich möchte fast sagen, die Wut ging bei dem Grafen so weit, daß er Anstalt machte, dich in Dresden in Verhaft nehmen zu lassen und eine exemplarische Strafe wider dich auszuwirken: wenn du also, meinem Rate gemäß, zu der von mir bestimmten Zeit nach Berlin gegangen bist, so hast du eine Schande vermieden, die dir nach deiner Denkungsart äußerst empfindlich sein müßte. Ich zittre für dich, lieber Freund, wie ein Vater für sein Kind, so lange ich über diesen Punkt keine Gewißheit von dir habe.

Den Aufenthalt der Baronesse hat die Oberstin ausgekundschaftet, und man wird nächstens unfehlbare Maßregeln ergreifen, sie in Sicherheit zu bringen, wenn es nicht schon geschehen ist. Also, lieber Freund! wenn du nicht durchaus dein Unglück willst, so laß dich nicht gelüsten, in deine Torheit zurückzufallen; und wenn Ulrike mit dir in einem Hause wohnte und aus einer Schüssel äße, so verschließe deine Augen! Wache über dein Herz!

Laß ihm nicht eine Minute lang den Zügel schießen! es reißt gewiß mit dir aus, wenn du ihn nicht beständig straff anziehst. Entsage lieber dem Vergnügen alles weiblichen Umganges! habe den Mut, den Beifall der Frauenzimmer zu entbehren! Besser ist dirs, ein Dummkopf oder ein trockner kalter blödsinniger Mensch von ihnen gescholten zu werden, als daß dich eine verliebte Betörung für einige Augenblicke Vergnügen zeitlebens unglücklich macht. Du kennst nunmehr deine Stärke und Schwäche: nütze diese Erfahrung!

Noch eine Nachricht will ich dir, statt einer Belohnung für die Besiegung deiner selbst und für deine Rückkehr zum vernünftigen Verhalten, geben; und warum sollte es nicht für den beleidigten ehrlichen Mann eine Erstattung des erlittnen Unrechts sein, zu sehen, daß seine Feinde sich selbst strafen? Jakob, unser aller Verfolger, ist mit seinem Vater in die größte Uneinigkeit geraten: sie haben sich über einen kleinen Vorteil entzweit, den sie sich bei dem Verkaufe einiger Kostbarkeiten zur Schuldenbezahlung des Grafen machen wollten oder gemacht haben: jeder glaubte von dem andern an seinem Anteile verkürzt zu sein. Im ersten Zorne entdeckte der Vater dem Grafen die Spitzbübereien des Sohns, und der Sohn rächte sich durch ähnliche Entdeckungen am Vater; das Blut starrt mir in allen Adern, wenn ich die Betrügereien, Bosheiten und Schelmenstreiche höre, die bei dieser Gelegenheit herausgekommen sind und noch täglich herauskommen. Sie haben unstreitig das meiste zum Ruine des Grafen beigetragen, der seine Gläubiger durch die Bezahlung einiger Posten besänftigt hat: aber ich fürchte, sie sind nur auf einige Zeit besänftigt: doch läßt sich wenigstens hoffen, daß diese Besänftigung von längerer Dauer sein wird, wenn sich der Graf überwinden kann, jene beiden Bösewichter von sich zu schaffen. Man arbeitet aus allen Kräften daran, und der Vater ist sogar in gerichtliche Untersuchung geraten: aber der Sohn, der itzt bei kälterm Blute den Schaden einsieht, den sie sich durch ihre beiderseitige Unbesonnenheit zugezogen haben, gibt sich unendliche Mühe, den Grafen zur Aufhebung der Inquisition zu bewegen; und seine Mühe wird ihm

zuversichtlich gelingen; denn die Untersuchung wurde nur im Anfalle der ersten Hitze anbefohlen, und der Stolz des Grafen, wenn der Zorn vorüber ist, erträgt lieber den Verlust seines ganzen Vermögens, als daß er durch die Bestrafung eines offenbaren Diebes das Bekenntnis ablegen sollte, er habe sich geirrt und sein Vertrauen einem Unwürdigen gegeben. Inzwischen ist doch zur Erniedrigung unsrer Feinde so viel geschehen, daß der Vater die Oberaufsicht über die Herrschaft verloren hat und in Pension gesetzt werden soll. Auch mir hat der Habsüchtige, wie es sich nunmehr erweist, seit Ulrikens Abreise von hier, die Hälfte meines Gehalts entzogen: ich wußte diese Verringerung zwar und ertrug sie gelassen, weil sie mir der Betrüger auf vorgeblichen Befehl seines Herrn ankündigte: allein der Graf hat sich nie so einen Befehl einfallen lassen, und die ohne sein Wissen abgezogene Hälfte hat jener Elende, der diese Auszahlungen besorgte, an sich gerissen und in der Rechnung verfälschte Quittungen untergeschoben. Fräulein Hedwig hat ein gleiches Schicksal erlitten. Was mich am meisten kränkt, ist der Betrug, womit er deinen Vater hintergangen hat: nach der Verordnung des Grafen sollte er nach seiner Absetzung sein ganzes Salär behalten, bis er eine andre Versorgung fände: allein der gewissenlose Siegfried setzte ihn auf den vierten Teil herab, der so wenig betrug, daß deine Eltern nicht ohne Not davon leben konnten: auch hier hat er sich durch verfälschte Quittungen geholfen. Hätten deine Eltern nicht bei einem herrenhutischen Leinweber, einem alten Freunde deines Vaters, Schutz gefunden, so wären sie nicht sicher vor dem Mangel gewesen. Ihre eignen Briefe, die ich dir hier übersende, werden dich vermutlich näher davon belehren, usw."

Der erste unter diesen Briefen, den Herrmann erbrach, war von seiner Mutter.

Got zum Kruſ herzgelibteſ Kint, liber ſon wir ſint alle geſunt unt frelig in dem liben Heiland, megte wol wiſen wo Du Stikſt haſt ſo lange nicht geſchriben und uns allen ſo weh nach

tir Gemacht, Ich unt Dein fater sind forigen Monad von einen kristligen leinwäwer zu unsern liben Heilant bekert und haben diesen Monad als am ersten huiguſ zum erstenmale das heilige Libesmal gehalten. winschen von Herzen daſ der libe heilant dich bald nachholen mege, bereie deine Sinden libes Kint, unt schlag an teine Prust, teinen fater wars nicht recht lustig di weld zu ferlasen und den liben heilant anzuzin, Wir haben dem Alten starkop was rechtes zugerett, ta lachte uns der hellenbrant aus daſ wir in bekeren wolten der kristlige leinwäber unt ich, unt hat gefludht daſ der kristliche Leinwäber in nicht mer im hause leiten wolte Er hat Dir gefludht libes Kint daſ einem grin und Gälb vor den Augen wurte. ta bädte der christliche leinwäber so fil daſ mein gotloser man das kalde fiber krigte das schittelte ihn daſ ich nicht anderſch tachte als er wirte in seinen sinten dahinfaren libes Kint s hat in geschitelt wol ellenhoch unt in der Hitze hing im di Zunge armsticke zum halse heraus und er hat ausgestanten wie ein Fich (Vieh) ach da lernte er gar balt den liben Heilant erkennen und hat sich bekert und ist widergeboren man sit seinen spektakel an ihn weil er fon dem garstigen fiber noch so elent aussicht libes Kint, sick tich for unt tue buse, s sind gar ser schwäre Zeiten. Der kristliche Leinweber bätt alle Dage for dich daſ der libe heilant auch balt iber dich kommen mege, der her Hofmeister Schwinger hat uns gar ser ankſt gemacht als wen tu werst verfallen in sintliche liste unt fleischesluſt unt daſ er nicht sagen tirfte wo tu werſt, laſ tich ja nicht fom satan blenden daſ tu dich verlibst unt lose Streiche machst wir werten uns wol in tisem leben nicht witer sehn bis wir alle heimgegangen (gestorben) sint Deine getreie Mutter bis in den Dod

A. M. P. Herrmannin.

Aeben erfaren wir daſ tu in Perlin bist, ta wars nicht anters als wen mir gemand eine rechte derbe Maulschelle gebe ta ich das las ins Herrn Hofmeister Schwingers Brife ach tu liber son da habe ich mich recht gekrämt daſ tu an einen so

garstigen Orte bist. ter kristliche Leinwäber hat mich noch ge-
trest er sagte s weren ser fil Widergeborne unt fromme Brider
dort di tich zu dem liben Heilante bekeren wirten, das wünschen
wir tir von Herzen Amen.

Endlich zeigte sich auch ein Briefchen vom Vater, so zitternd
und unleserlich geschrieben, daß man jedem Zuge das Fieber
ansah.

B** den 26. Novemb.

Heinrich,

Mein kaltes Fieber und meine Nille haben mich so lange
geplagt, bis ich ein Herrenhuter geworden bin: aber ich werde
es wohl nicht lange treiben. Des Kopfhängens und Pimpelns
und Seufzens bin ich nachgerade überdrüßig: fluchen und reden
darf ich auch nicht, wie ich will: wenn mir nur einmal so ein
kleines „Hol mich der Teufel!" über die Zunge fährt, so schrein
sie gleich alle auf mich zu, als wenn das Haus brännte. Es ist
ein rechtes Hundeleben, wenn man nicht reden darf, wie einem
der Schnabel gewachsen ist: aber ich muß freilich ein Uebriges
thun und mir das Maul verbinden lassen, sonst jagt mich der
Leinweber zum Tempel hinaus: alsdann kann ich mich in den
Schnee legen und an den Fingern saugen, wenn mich hungert.
So lang es noch Winter bleibt, seh ich mir wohl das fromme
Leben mit an: sobald ich aber die erste Schwalbe wieder höre
—heida! fort mit mir! dann werd ich wieder der alte Adam.
Man kann ja des Guten auch zu viel thun: der Leinweber betet
den ganzen Tag mit meiner Nille. Ihr Leute, sag ich immer,
ihr fallt ja unserm Herr Gott recht beschwerlich: das nennen
sie eine Gotteslästerung: du bist noch nicht wiedergeboren, lieber
Bruder, sprechen sie: wir wollen beten, daß der liebe Heiland
bald über dich kommen möge. Zu allem dem Gikelgakel muß
ich nun schweigen, als wenn ich aufs Maul geschlagen wäre.
Aber kurz und gut! sobald die Schwalben fliegen, laß ich meine
Nille bei dem Leinweber sitzen und komme zu dir nach Ber-

lin: da mögen sie mit einander pimpeln und seufzen, so viel sie wollen.

Lebe wohl. A. C. Herrmann.

Herrmann beantwortete diese Briefe unverzüglich, meldete Schwingern den erlittenen Verlust, doch mit sorgfältiger Verschweigung seines Bekehrungsprojektes, stattete auch dem Doktor Nikasius und seiner Ehefrau von der Dieberei des Magister Wilibalds getreuen Bericht ab und versicherte, daß ihn der schändliche Bösewicht verleitet habe, Dresden heimlich zu verlassen, wozu er sich außerdem nie entschlossen hätte: zugleich bat er um Übersendung seiner zurückgelassnen Habseligkeiten, welche auch ein paar Posttage darauf erschienen, nebst diesem Briefe vom Doktor Nikasius.

Dresden, den 6. Jan.

Wohlehrsamer,

Wertgeschätztester lieber Freund,

Nachdem Dieselben in einem Schreiben de dato 28 Decembris a. c. schriftlich an mich gelangen lassen, wasmaßen Dieselben Dero mobilia von Dresden nach Berlin mit der ordinären Post bringen zu lassen gewillet sind und dannenhero um die Verabfolgung gedachter Ihrer mobilium geziemend angesucht: als habe nicht ermangeln wollen, solche durch meinen Bedienten, Johann Friedrich Hartknoch, in Dero mit Seehund überzogenen Kuffer getreulich einpacken und verwahren zu lassen. Welchergestalten nun Dieselben nurberührte mobilia benebenst diesem meinen ergebensten Schreiben verhoffentlich erhalten werden, als bitte mir über den richtigen Empfang derselben schriftliche Nachricht aus: wie denn auch Dieselben in vorbemeldetem Dero Schreiben beizubringen beliebt, wie der S. T. Herr, Herr Magister Wilibald Dero sämtliche bei sich habende actiua an sich zu nehmen und mit denenselben ab und von dannen zu gehen sich nicht entblödet, absonderlich auch sich nicht nur propter dolosam rei alienae ablationem eines Diebstahls schuldig gemacht und durch sein hinterlassnes Schrei-

ben handschriftlich angeklagt, sondern auch Dieselben per simulationem amicitiae schändlich und lästerlich hintergangen: solchemnächst will denn nun meine teure Ehegattin allen dergleichen und sonstigen Anschuldigungen als Verunglimpfungen seines ehrlichen Namens und anmaßlichen Beschönigungen anderweitiger selbsteigner Zersplitterung Dero bei sich habenden Geldes keinen Glauben angedeihen lassen, inmaßen denn sie dem Herrn Magister beständig als einen gottesfürchtigen und wohl conduisireten Candidatum gekannt und befunden.

Der ich nebst freundlichem Gruß von meiner Ehe-Liebsten mit geziemender Liebe und Inclination allstets verharre

Meines wertgeschätzten lieben Freundes

gutwillig geneigter Freund und Diener

D. F. M. Nicasius.

Da der Doktor Schwingern seines Freundes heimliche Abreise von Dresden sogleich gemeldet hatte, erschien schon wieder ein nachdrücklicher Verweis von diesem äußerst besorgten Manne, daß sich Herrmann später, als er sollte, wegbegeben und in eine so verdächtige Reisegesellschaft eingelassen hatte: doch freute er sich, daß die Abreise nicht weiter war hinausgeschoben worden, weil ihm Nicasius geschrieben, daß man ihren gemeinschaftlichen Freund auf Ansuchen des Grafen Ohlau gefänglich habe einziehen und verhören wollen. Herrmann freute sich nicht weniger, einer so nahen Gefahr, obgleich mit Verlust seiner ganzen Barschaft, entgangen zu sein, und erblickte mit ungemeinem Vergnügen im Briefe einen Louisdor, den ihm Schwinger zur Schadloshaltung für den Diebstahl schickte.

Sonach war nun Herrmann von allen Seiten glücklicher, als er vermutete, aber nur nicht so glücklich, wie er wünschte. Die Unterwürfigkeit und der Gehorsam eines Lehrburschen, so sehr beides gemildert wurde, war für ihn eine bittere Speise. Befehle anzunehmen und auszuführen, tat ihm nicht sonderlich weh: Verweise schmerzten ihn schon mehr und oft bis zur tiefsten Verwun-

dung: doch wäre alles dies noch erträglich für ihn gewesen, nur seine Lage wurde es täglich weniger: das Licht, in welchem er sich und seine Beschäftigungen sah, die enge kleine Sphäre, wo er unter allen war, die ihn umgaben, wo er dienen, selten ein kleines Lob wegen einer geringfügigen Verrichtung, worauf er sich so wenig zugute tun konnte als auf Essen und Trinken, und niemals Ehre erwerben sollte—diese so eingeschränkte, auf Kleinigkeiten geheftete Tätigkeit machte abermals seine ehrbegierige Seele unmutig, unzufrieden mit sich und den Dingen um ihn. Eigennutz und Begierde nach Gewinn waren bei ihm unendlich klein und in Vergleichung mit seinem Ehrgeize fast so gut als gar nicht da: Kaufmannsgeschäfte mußten also unter allen für ihn die geringste Anzüglichkeit haben: mit einem Worte, er war itzt ein ebenso schlechter Kaufmannsbursch als vor dem Jahre ein schlechter Schreiber. Immer zerstreut, in Gedanken, verdrießlich stand er da, hörte nicht eher als zum zweiten oder dritten Male, wenn ihm sein Herr etwas befahl, tat jedes Geheiß mit Verdrossenheit und begegnete niemandem freundlich, der in den Laden kam. An andern teutschen Orten hätten ihn seine Kameraden den Träumer genannt, doch hier hieß er bei jedermann vom Herrn bis zur Kindermagd—Herrmann le misanthrope, und jeden Augenblick wurde er ermahnt, nicht so pensif zu sein. Trotz aller Ermahnungen blieb er es, und seine Tiefsinnigkeit vermehrte sich sogar, weil sich bei einer so großen Leere in seinem Herze, bei so geringer Tätigkeit und so wenigen Beschäftigungen für andere Leidenschaften, die Liebe wieder zu regen anfing: an Ulriken erlaubte er sich zwar nur mit Schüchternheit zu denken: er wünschte und wünschte, daß er sie lieben dürfte, aber ein Kaufmannsbursch und eine Baronesse! Je mehr ihm dieser Abstand einleuchtete, je mehr fühlte er freilich, daß es Notwendigkeit und Klugheit sei, dieser Liebe zu widerstehen, je mehr schien es ihm töricht und gefährlich, sie wieder aufwachen zu lassen. Zudem wußte ja Graf und Gräfin Ulrikens Aufenthalt, wollten sie auf fangen lassen, und vielleicht war sie schon längst wieder bei ihnen auf dem Schlosse und mußte sich mit Vorwürfen und Mißhandlungen peinigen lassen: sie war so

gut als verloren. Gar nicht zu lieben, wie Schwinger von ihm verlangte, das war hart und bei seinem Charakter und seiner innern und äußern Verfassung unmöglich: eine andere zu lieben als Ulriken, das war noch härter: wenn sich ihm auch die leibhafte Venus dargeboten hätte, wäre ihre Wirkung doch unter dem Eindrucke gewesen, den die Baronesse eine so lange Reihe von Jahren hindurch ihm einprägen mußte.

„Es ist keine Schönheit mehr in der Welt," sagte er sich an einem Morgen, als er sich seine Schürze vorband, setzte sich auf das Bett und lehnte sich an das Fußbrett. „Es ist keine Schönheit mehr in der Welt, gar nichts, das mein Herz nur mit einem Zucke schneller bewegte. Da zeigt mir bald der Diener, bald mein Kamerad ein Gesicht: ach, rufen sie, welche Schönheit! welcher Wuchs! welcher Gang!—Ich sehe mir nichts daran, worüber ich mich nur mit einer Fingerspitze freuen könnte. Es ärgert mich in der Seele, daß die Leute allenthalben so viel Vergnügen finden, und ich muß so trocken dabei stehn und mich ausschimpfen oder verachten sehen, daß mir gar nichts gefällt. Hier liebäugelt der Diener mit einem vorbeigehenden roten Pelze, des Abends hör' ich ihn, wenn er mich auf der Stube bei sich duldet, von einer blauen Pelzsaloppe erzählen, die er vorigen Sonntag geführt, gestreichelt, geliebkost, die mit ihm gelacht, getändelt, gegessen, getrunken, getanzt hat. Da schäkert in der Schreibestube mein Herr mit einem Mädchen; sie lachen und sind so vergnügt, so entzückt, als wenn sie gar nichts vom Kummer wüßten: werd' ich in die Stube geschickt, so find' ich auf dem Kanapee die Frau mit einem jungen Franzosen: wenn sie mir nur den Gefallen täten und sich vor mir scheuten! aber nein! mit verschlungnen Armen, lachend und tändelnd sitzen sie da: alles liebt rings um mich her, alles darf lieben, alles wird geliebt, nur ich, Elender, allein, ich darf nicht, ich kann nicht.—Das Schicksal drückt mich mit schwerer Hand danieder, daß ich kaum atmen kann: ich soll mich unter seinem Drucke langsam zu Tode arbeiten. Ich soll die einzige Schönheit, die es auf der Erde für mich gibt, erkennen, fühlen, ihr Bild in der Seele mit mir herumtragen, vor Augen schweben sehn, in Gedan-

ken mit ihm reden, es umarmen, liebkosen, alle Ergießungen des Herzens, alle Wonne, alles Sehnen der Liebe dabei empfinden; und wenn ich Unglücklicher die Arme zuschließen, mein Glück ergreifen will, dann ist es ein Schatten, eine Idee, ein Gedanke, den ich liebe, und mit meinen Armen fasse ich Luft.—Nie, nie hoff' ich Ulriken wiederzufinden, nie mich ihr nähern zu dürfen: —aber wie müßt' es nur sein, wenn ich sie wiederfände? wie nur, wenn wir uns Tag für Tag sehen, frei und ohne Zwang sprechen, ohne Furcht lieben dürften?—Das ist für mich ein so unbegreiflicher, so unvorstellbarer Zustand wie die Freuden der Seligkeit. Er schwebt mir im Gehirne, wie in einer dunkeln Ferne: gleich einer Sonne durch Nebelwolken strahlt dies überschwengliche Glück aus der Ferne daher: ich strebe mit allen Gedanken und Empfindungen nach ihm hin; aber wer kann die Sonne über seinem Scheitel erreichen?"—

Sein Selbstgespräch hatte ihn so lange beschäftigt, daß er einen Teil seiner Pflicht darüber versäumte: weil er zu lange über die bestimmte Zeit nicht im Gewölbe erschien, kam sein Kamerad, rief ihn und störte den Lauf seiner trüben Gedanken.

Kaum eine Viertelstunde hatte er mit seiner gewöhnlichen Träumerei dagestanden und saumselig einige aufgegebne Geschäfte verrichtet, als der Herr, ein Porträt in der Hand, in den Laden kam. Er stellte es hin und fragte alle Anwesende, ob jemand ein Frauenzimmer in Berlin gesehn habe, das diesem Porträte ähnlich sehe. Herrmann erschrak, ließ seine Arbeit auf die Erde fallen und trat so dicht an das Bild, als wenn er es verschlingen wollte: er erkannte es bei dem ersten Blicke für Ulrikens Porträt, das in der Gräfin Zimmer über dem Sofa hing: Rahmen, Ähnlichkeit, Größe, alles traf ein.

„O," fing der Diener an und sahe starr hin, „die hab' ich oft gesehn."

„Wo? wo?" rief Herrmann entzückt. Der Kaufmann sah ihn an und lachte. „Kennst du das Frauenzimmer?" fragte er.

„Nein—nicht recht—ein klein wenig!" antwortete Herrmann und blickte seinen Herrn geheimnisvoll an, als wenn er ihn fragen wollte, ob er sich entdecken dürfte.

„Ja, es ist wahr,“ fuhr der Kaufmann fort: „du mußt sie kennen: sie ist ja aus deiner Vaterstadt. Wer sie unter Euch zuerst sieht und auf meine Stube bringt, der hat zehn Dukaten verdient. Es ist ein liederliches Mädchen“ —

„Glauben Sie das um des Himmels willen nicht!“ unterbrach ihn Herrmann ereifert: doch hurtig besann er sich, daß er sich so verraten könnte, und setzte deswegen, um den gemachten Fehler zu verbessern, kaltblütig hinzu: „Ich dächte nicht, daß sie liederlich aussähe.“

„Meinetwegen mag sie aussehn, wie sie will!“ fiel ihm der Kaufmann etwas heftig ins Wort. „Sie ist ihrem Onkel, dem Grafen Ohlau, durchgegangen; und er hat mich gebeten, sie ihm zu überschicken, wenn ich sie finde; und weil er mein speziell guter Freund ist—ich hab ihm manche hundert und wohl tausend Louisdore verschafft—so konnt' ich's ihm nicht abschlagen. Wer sie auf meine Stube schafft, kriegt zehn Dukaten: aber die Sache muß heimlich betrieben werden.“

Der Diener versicherte, daß er sie wohl tausendmal unter den Linden und im Tiergarten gesehn habe; sie sei in einem gewissen öffentlichen Hause, das er auch nennte, und wo er sie ehestens suchen wollte.

Herrmann war des Todes über diese unglückliche Nachricht und fragte den Diener, so oft er ihn müßig sah, ob sie gewiß in einem öffentlichen Hause sei, daß der andre endlich des Fragens müde wurde und es auf immer untersagte.

Freude und Glück war es genug, daß er izt selbst den Auftrag bekam aufzusuchen, was er solange gern gefunden hätte: aber das verdammte öffentliche Haus! das versetzte seiner Freude so einen empfindlichen Schlag, daß sie einen großen Zusatz von Angst, Besorgnis, Eifersucht und verachtendem Widerwillen gegen Ulriken bekam. Er ging wie vor den Kopf geschlagen herum.

Sechster Teil

Erstes Kapitel

Freilich nur mit halber Freude, und mehr aus Neubegierde, ob die verdächtige Nachricht gegründet sei oder nicht, befolgte Herrmann den Auftrag seines Herrns getreulich und nahm jedesmal seinen Weg, wenn er ausgeschickt wurde, durch die Lindenallee, sollte auch der Umweg eine Stunde betragen: er sah niemals ein Gesicht, das Ulriken mit einem Zuge glich. Der Diener war in seinem Suchen nicht glücklicher und brachte seinem Herrn jeden Morgen die Nachricht, daß die Nymphe schon versprochen gewesen und ihm nicht zuteil geworden sei. Herrmann knirschte jedesmal mit den Zähnen, wenn so eine Nachricht überliefert wurde.

Seine Unruhe ängstigte ihn Tag und Nacht: sie ließ ihn nicht zwo Minuten auf einem Flecke stehen oder sitzen, und des Nachts wälzte er sich von einer Seite zur andern und suchte den Schlaf, ohne ihn auf lange Zeit zu finden. Er bat sich von seinem Herrn die Erlaubnis aus, die zehn Dukaten zu verdienen und die Schauspielhäuser zu durchstreichen: der Kaufmann, dem er im Gewölbe ohnehin entbehrlich schien, und der auch schon beschlossen hatte, sich zu Ende der Probezeit seiner zu entledigen, verstattete ihm ohne Weigerung seine Bitte.

Mit der Empfindung eines Staatsgefangnen, der sein Urteil erwartet und beinahe gleich wahrscheinlich Tod und Leben hoffen kann, wanderte Herrmann aus. Sein erster Besuch im teutschen Schauspielhause lief fruchtlos ab: den folgenden Tag rüstete er sich mit einer Lorgnette und machte im französischen Schauspiel einen Versuch: man spielte Racinens Berenice. Er hatte auf dem Schlosse des Grafen hinlängliche Kenntnis der Sprache erlangt, um alles zu verstehen, was er hörte; und die große Ursache, warum er nichts verstund, war keine andere, als weil er bloß sah und nicht hörte, wenigstens nur hie und da einen Vers, der ihm noch aus der Lektüre geläufig war und zufälligerweise itzt auf sein Trommelfell fiel: sein Kopf war unaufhörlich nach den Logen gerichtet, und jedes Damengesicht, das erschien, mußte sich Zug für Zug untersuchen lassen, ob nicht einer darunter sei, der ihm Ähn-

lichkeit mit Ulriken gebe. Der Vorhang fuhr rauschend in die Höhe: noch war keins gefunden, das ihr gehören konnte. Das schnurrende Geräusch der Zuschauer verstummte, das Orchester schwieg: ein langer baumstarker Antiochus in rotseidnem Mantel, mit einem schwankenden Busch Gänsefedern auf dem papiernen Helme, marschierte in abgemeßnen Schritten, die Arme, gleich den Henkeln eines Blumentopfs, majestätisch in die Seiten gestemmt, durch den gewölbten Portikus daher: ihm folgte im gelben blumenreichen Mantel ein kurzer untersetzter Arsaz, von unten bis an den Gurt der schwarzsamtnen Beinkleider ein Franzose, vom Nabel bis zum Ende des befiederten Kasketts ein altgriechischer Bastard.

„Hier laß uns stehn!"

huben Ihro Majestät an; und sie stunden. Der König lehrte seinen Vertrauten die Geographie des Palastes und machte ihn besonders mit den zwo Nebentüren bekannt. Nachdem er so die Landkarte verzeichnet hatte, befahl er ihm, zur Königin zu gehen, ihr einen schönen Gruß zu vermelden und höflichst zu bedauern, daß ihr der König wider seinen Willen beschwerlich fallen und sich eine geheime Unterredung ausbitten müßte.

Arsaz, der ehemals in Languedok Hecheln verkauft hatte, trat einen Schritt zurück und verwunderte sich mit dem lauten Geschrei seines vormaligen Gewerbes, wie ein so großer König in einem so hübschen roten Mantel einer Königin beschwerlich fallen könnte, deren Liebhaber er sonst gewesen wäre. „Ob sie gleich die künftige Gemahlin des Titus ist," rief er,

„Setzt dich ihr Rang von ihr unendlich weit hinweg?"

Herrmann, dem die lautgekreischte Frage die Ohren erschütterte, glaubte nicht anders, als daß sie der Schauspieler seinetwegen getan habe, und wiederholte seufzend den Vers einigemal in Gedanken.

Antiochus war unterdessen vom Vertrauten allein gelassen worden und unterhielt sich deswegen mit sich selbst.

„Werd' ich ihr ohne Zittern sagen können:
Ich liebe dich!
Nein, ach! ich zittre schon! Mein wallend Herz
Scheut diesen Augenblick so sehr, als ich ihn wünschte."

Herrmann stutzte: der Mann hatte ihm seine Empfindung aus dem Herze gestohlen. Nicht weniger, als er wünschte, Ulriken wiederzufinden, fürchtete er, sie verführt, ungetreu, auf immer seines Hasses wert wiederzufinden.

„Entfernt von ihren Augen, will ich sie
Vergessen und dann sterben!"

„Ja, wer es könnte!" dachte Herrmann.

„Wie? soll ich stets in Qualen seufzen,
Die sie nicht kennt? stets Tränen weinen,
Die sie nicht fließen sieht?"

Die Verse wurden so ganz mit seiner Empfindung gesprochen, daß er sich nicht von ihnen losreißen und kein Wort mehr von dem übrigen Monologe hören konnte: die ganze folgende Unterredung mit dem Vertrauten war ihm unleidlich, widrig, langweilig: denn sie enthielt kein Wort, das auf seinen Zustand paßte: er gähnte und mochte die langweiligen Schwätzer vor Verdruß nicht einmal ansehn.

„Die Königin erscheint,"

rief Antiochus auf dem Theater: es kam auch wirklich eine dicke rotgetünchte Königin im Fischbeinrocke und Goldstoffe, sehr zierlich en coeur frisiert, eine Milchstraße von funkelnden Steinen, wie Sternchen, quer über den hochgetürmten Haaren, gravitätisch dahergeschritten: aber Herrmann würdigte die vergoldete Majestät keines Blickes; denn er hörte eben das interessantere Knarren einer sich öffnenden Logentür und sah eine interessantere Königin im roten Pelze hereinkommen. Sie brachte ein junges Frauenzimmer von sechs oder sieben Jahren mit sich, dem sie einen bequemen Platz zurechte machte: indem fragte man sich im Amphitheater hinter und vor Herrmanns Sitze: wer ist das?— „Es ist die Gouvernante bei der Fräulein Troppau," antwortete jemand. Sie hatte während ihrer Beschäftigung mit dem Niedersitzen der Fräulein ihr Gesicht beständig niederwärts gebeugt, und sah itzo erst sich in der Versammlung um. — „Eine hübsche Physiognomie!" sagte hier einer, der sie lorgnierte. — „Eine artige Figur!" sprach dort ein anderer, der durch einen Gucker sah. — „Ah!" versetzte ein dritter und zog jenem ungeduldig den Gucker vom Auge weg,

„Pardi! eine sehr interessante Physiognomie! große schwarze Augen, voller Feuer! ein frisches Teint!"—„Ah ça!" fing ein grauhaarichter rotbackichter Franzose an, der schon lange mit seinen alten Augen unter den silbernen Augenbraunen hinaufgeblinzelt hatte, „donnez!" und langte nach dem Gucker. „Voulez-Vous voir, Monsieur?" fragte der andre und überreichte langsam das Sehinstrument. „Diable!" rief der Alte so laut, daß alle Köpfe nach ihm herumfuhren, „voilà une jolie petite gueuse! —Voïez!" fing der begeisterte Alte nach einem Weilchen wieder an und stieß seinen Nachbar. „Quel sourire! elle a un trait de malignité, cette petite coquine"—und jeden Augenblick wischte er mit begieriger Eilfertigkeit den Gucker an der Manschette ab und schalt das fatale Instrument, daß es den Blick trübte, wiewohl seine Augen trüber sein mochten als der Gucker. „Elle me charme!" rief der Alte ganz außer sich vor Entzücken und zappelte mit den Füßen.—„Voudriez-Vous bien l'avoir?" fragte sein Nachbar lachend.—„Je Vous dis Monsieur," antwortete der Alte, zitternd vor Vergnügen, „que c'est un excellent morceau."—„Permettez!" schnarrte ihm ein junges geputztes Männchen, das schon lange in allen Taschen nach seinem Fernglase vergeblich gesucht hatte und sich doch schlechterdings die Schande nicht antun konnte, mit bloßen Augen zu sehen, über die Schultern herüber, riß ihm den Gucker aus der Hand und sah hin. „C'est une Allemande?" fragte er: man bejahte es. „Elle passe," sprach er mit kritischer Kaltblütigkeit und gab den Gucker zurück.—„Comment!" rief der Alte und drehte sich ereifert nach ihm um: „was finden Sie an ihr auszusetzen? so eine artige runde Stirn! Ich sage Ihnen, die mediceische Venus hat kein artiger Kinn; und der kleine lächelnde Mund! diese spirituelle Miene! Ich sage Ihnen, ich kann kein schöner Gesicht malen, und wenn Sie mich wie ein Prinz bezahlen. Les parties et l'Ensemble— je Vous dis, Monsieur, qu'elle est delicieuse."

Während dieses Zankes verschlang auch Herrmann die Schönheit, die er betraf, mit den Augen, und um so viel begieriger, weil ihn jeder Blick mehr bestätigte, daß es Ulrike sei. Die Gleichheit

war so vollkommen, daß ihr auch nicht ein Zug fehlte: er hatte sie zwar nunmehr über ein Jahr nicht mit ruhiger Aufmerksamkeit gesehn, und das Gesicht mußte seit seiner Abreise aus seiner Vaterstadt einige beträchtliche Veränderungen gelitten haben, wenn sie es sein sollte. Er hätte dem französischen Maler, als er ihre Schönheit so lebhaft verteidigte, mit beiden Fäusten wider den jungen Laffen, der sie nur leidlich fand, beistehen mögen. Sie war ihm tausendmal reizender als sonst: eine Gottheit mußte sie mit neuen Annehmlichkeiten belebt haben: ihr Blick zog das Herz in die Höhe, wie die Sonne den Abenddunst. Bei allem Lächeln ihres Mundes schien ihm geheime Betrübnis aus ihrem Gesichte zu sprechen: — „Ganz natürlich!“ dachte er, „sie weiß nicht, wo ich bin; weiß nicht, daß wir nur um einen Blick voneinander getrennt sind!“ — Itzt lenkte sich ihr Auge nach seinem Platze hin, indem erschallte vom Theater

„Meine Tränen, meine Seufzer
Folgten dir an jeden Ort.“ —

Ihre Miene wurde wehmütig, ihre Lippen bewegten sich, als wenn sie die Worte leise zu ihm herabspráchen: nun war in seinen Gedanken nichts gewisser, als daß sie ihn schon gesehen und erkannt hatte; und verschiedene ähnliche Zufälle bestätigten ihn völlig in seiner süßen Einbildung.

„So viele Treue
Verdiente größer Glück“

sprach eine vierzigjährige Vertraute auf dem Schauplatze mit keuchendem Tone: so schlecht sie es sagte, so klatschte er ihr doch seinen Beifall zu, weil sie für ihn eine so große Wahrheit gesagt hatte: das Amphitheater hielt es für Spötterei und folgte allgemein seinem Beispiele nach, daß die arme Vertraute, die nur eben aufgetreten war, vor Verwunderung über den so seltenen und itzt ganz unerwarteten Beifall den Kopf schüttelte.

Berenice. Ich will ihn nicht erwarten,
will unerwartet ihn hier finden, und
bei dieser Unterredung alles sagen,
was langverschloßne Zärtlichkeit
zween liebenden, zufriednen Herzen eingibt —

Seine Einbildung täuschte ihn so gewaltig, daß ihm die Worte nicht vom Theater sondern aus Ulrikens Loge zu schallen schienen: das Orchester hub nach ihnen ein sanftes Andante an, und Ulrike stand auf, und ließ neugierig ihre Blicke im ganzen Hause herumschießen. Aber warum sahe sie nun nicht ihren Herrmann allein an? Er ärgerte sich, daß ein Blick auf jemanden außer ihm fiel. Endlich nach langem Herumschauen trafen ihre Augen wirklich auf sein Gesicht: sie sah es starr und ernsthaft an: er lächelte zu ihr hinauf, und die Freude, als sie ihn erkannte, zwang sie unbewußt zu einer so entzückten Bewegung des Kopfs und drückte sich so lebhaft in allen Zügen des Gesichts aus, daß ihre Bewunderer im Amphitheater sich neidisch nach dem Gegenstande umsahen, dem die Freude galt. Mit halbem Zweifel an der Wahrheit des Anblicks erfolgte ein Wink mit den Augen, und dann auf beiden Seiten ein förmlicher Gruß: allein bei aller Zurückhaltung waren sie doch nicht zurückhaltend genug; denn ihrem beiderseitigen vertraulichen Nicken, worinne der ganze Gruß bestand, konnte auch ein Halbblinder anmerken, daß es mehr als Höflichkeit ausdrückte. Nach dieser Beobachtung richtete sich nunmehr die Neugierde der Umstehenden auf den glücklichen Menschen, welchem ein so englischer Gruß herabgeworfen wurde: man fragte sich ringsum: Niemand kannte ihn. Der alte Franzose, der sie vorhin so lobpries, drängte sich über zween Plätze weg zu ihm hin und hielt ihm mit einem sehr höflichen „Monsieur?" seine Tabaksdose vor: Herrmann sahe nichts, was tiefer als Ulrikens Kopf war: der Maler stieß ihn also an: Herrmann wandte sich hastig und warf ihm die lackierte Büchse aus der Hand, daß sie unter den Bänken bis ans Parkett hinabrollte. Der Mann wollte zwar diese Gelegenheit nützen, ein Gespräch einzufädeln, allein die Musik schwieg, und er mußte sich gleichfalls zum Schweigen entschließen.

Nunmehr wurde das Schauspiel eine unaufhörliche Unterredung für die beiden Liebenden: Herrmann war Titus, und Ulrike machte sich zur Berenice: jede Süßigkeit, jeder Ausdruck der Zärtlichkeit, jede Versicherung der Treue, jede Sentenz, die mit

ihrem beiderseitigen Zustande übereinstimmte, wurde unmittelbar, wie sie aus dem Munde der Schauspieler heraustönte, in Gedanken von beiden wiederholt und mit einem Blicke von ihm zu ihr hinauf, oder von ihr zu ihm herab, auf ihren Zustand angewendet.

Titus. Ach! welcher Liebe soll ich mich entschlagen!
Paulin. Ja, leider! einer glühend heißen Liebe!
Titus. O tausendfältig heißer ist sie, Freund,
Als du dir denken kannst. Mir war es Wonne,
Sie jeden Tag zu sehn, zu lieben und ihr zu gefallen.

— — —

Titus. Ich kenne sie, ich weiß, daß nie ihr Herz
Nach einem andern als nach meinem strebte.
Ich liebte sie, gefiel ihr, und seit jenem Tage—
Soll ich ihn traurig oder glücklich nennen?—
Verlebt sie, fremd in Rom und unbekannt dem Hofe,
Die Tage, liebt und wünscht kein größres Glück,
Als Eine Stunde mich zu sehn,
Die übrigen mich zu erwarten.

— — —

Ich sehe sie, benetzt mit Tränen,
Die meine Hände trocknen sollen.
Was nur die Liebe kennt, um mächtig stark zu fesseln,
Kunstlose Sorge zu gefallen, Schönheit, Tugend,—
O, alles, alles find' ich in ihr!——

Während dieser geheimen Unterredung schien die ganze Versammlung vor Herrmanns Augen zu schwimmen: Lichter, Kulissen, Menschenköpfe tanzten in schwebender Verwirrung wie trübe ferne Schatten vor ihm herum: das einzige Bild, das seinen ganzen Horizont füllte, das deutlich und bestimmt durch die Augen bis zur Seele und zum völligen hellen Bewußtsein gelangte, war Ulrike. Berenice war für ihn das höchste Ideal eines schönen Schauspiels, und Schauspieler und Schauspielerinnen schienen ihm Apoll mit den neun Musen, die in eigner Person herabgestiegen waren, das schönste Stück meisterhaft zu spielen. Seine Nachbarn dachten zwar hierinne ganz anders, und es flogen von allen Seiten lustige Einfälle über die spielenden Personen um ihn herum: allein für ihn war dieser Widerspruch nicht hörbar. Nichts

belästigte ihn, als der Maler, der so gern um Ulrikens willen seine Bekanntschaft machen wollte: denn er sprach nicht bloß mit dem Munde, sondern noch mehr mit dem Ellebogen, und beschwerte sich zornig bei seinen Nachbarn über die Unhöflichkeit des Menschen, der ihm nur mit unwilligen Mienen oder gar mit einem erzürnten „laissez-moi" antwortete. Es lag ihm um so viel mehr daran, seinen Zweck zu erreichen, weil seine Bekannten sich über ihn lustig machten und gleichsam mit Bonmots nach ihm warfen.

Da Ulrike merkte, daß man mit allen Augen, Guckern und Lorgnetten aus dem Amphitheater nach ihr zielte, und daß man nunmehr alle diese Sehwerkzeuge auch im Parket und den Logen nach ihr richtete, befand sie für gut, ihren Stuhl zurückzuschieben und sich so zu setzen, daß sie nur für sehr wenige sichtbar blieb. In dieser Pause gelang es dem Maler wirklich, den müßigen Herrmann ins Gespräch zu ziehn. — „Monsieur, connoissez-Vous cette Dame?" fing er an. — „Ob ich sie kenne?" fragte Herrmann mit pikiertem Tone. „So gut als mich!" — „Ah!" brach der Maler abermals in ihr Lob aus, „quels yeux! quel front! quelle bouche! quel joli tour de visage!"

Herrmann. So viel Geist in der Miene! So viel Feuer im Auge!

Der Franzose. Quel teint! quel nez!

Herrmann. Und die feine zarte Haut! so sanft, so annehmlich, wie ihre Seele!

Der Franzose. Quelle gorge!" — Je Vous dis, Monsieur, qu'elle est delicieuse — und dabei zog er alle fünf Finger über den Mund weg.

Herrmann. Sie haben die Hände noch nicht gesehn: so weiß, so fleischicht, von einem so liebevollen Drucke, daß man nicht denkt, hört noch sieht, wenn man von ihnen berührt wird.

„Diable!" schrie der Maler und fing mit seinem Lobe wieder von vorn an. Für die Nachbarn war es ein wahrhaftes Lustspiel, die beiden Leute so unerschöpflich und inbrünstig um die Wette einen Gegenstand loben zu hören: einer redete in den andern hinein und wollte ihn übersteigern. Beide zeichneten freilich als Ver-

liebte, aber Herrmann noch am treffendsten. Ulrikens Bildung war in Ansehung der einzelnen Teile nicht schön: ein strenger Beurteiler würde vielleicht an jedem, für sich betrachtet, etwas zu tadeln gefunden haben: aber in der Zusammensetzung bildeten sie vom Kopf bis zu den Füßen das niedlichste Ganze: in jeder Bewegung war Geist, ihre Miene beständig sprechend, und oft stärker sprechend als ihre Worte, ihr Gesicht ein abwechselndes Gemälde von kleiner mutwilliger Lustigkeit und Gutherzigkeit, und der immer bleibende Grund, auf welchem dieses Gemälde sich zeigte, eine ausgebreitete schuldlose Heiterkeit: ob sie gleich in ihren Bewegungen und Handlungen oft bis zur Unbesonnenheit rasch war, so wurde doch selbst diese Raschheit von einer gewissen Anmut begleitet, von Sanftheit so gemildert, daß jemand von ihr sagte, sie habe zwo Seelen, eine männliche und eine weibliche. Ihr Wuchs und der feine Gliederbau war vielleicht die einzige körperliche Schönheit, die sie auszeichnete: von der äußersten Fußzehe bis zum Wirbel schwebte Anstand und Reiz, wie ein Paar Liebesgötter mit ausgebreiteten Fittigen, um sie her. Ihr erster Anblick überwältigte: man mußte schlechterdings mit solcher Ergießung loben wie der alte Franzose; und fand man gleich in der Folge weniger Schönheit an ihr, so hielt doch ihre Naivität und ungekünstelte Munterkeit dem ersten heftigen Eindrucke so sehr die Wage, daß man seine Verminderung nicht sonderlich wahrnahm oder wahrnehmen wollte.

So richtig zeichnete freilich weder der Franzose noch Herrmann, ob sie gleich den ganzen fünften Akt über dem Gemälde ihrer Göttin verplauderten: der Maler erbot sich, sie zu malen, lud Herrmannen zum Abendessen zu sich ein und versprach ihn en buste et en demi-figure gratis zu malen, wenn er ihm die Ehre verschaffte, ihr Porträt zu machen. Herrmann schlug nicht ab und sagte nicht zu; denn eben, als sie auf diesen Handel kamen, machten die Schauspieler ihre Verbeugung und der Vorhang rollte herab: ohne die Ankündigung abzuwarten, drängte sich Herrmann ungestüm durch die Bank, der Franzose hinter ihm drein: da standen sie beide an der äußersten Tür und lauerten! Es kamen rot-

gemalte und weißgetünchte Damen und gelbe hustende Herren in Pelze gewickelt, Laufer schwangen die Fakeln, Bediente kreischten mit rauhen Hälsen den schlummernden Kutschern zu, die wartenden Herren klagten über Kälte und ihre Damen über Nässe, Kutschen rollten dahin, rollten daher; geblendete Fußgänger krochen an den Wänden hin, den trampelnden Rossen zu entgehn; andre schrien, erschrocken, daß sie an Pferdeköpfe rennten; hier lauschte ein frierender Liebhaber auf seine verzögernde Schöne, dort ein brummender Ehemann auf die plauderhafte Gattin; hier wurde mit leisem Gezischel eine Nacht bedungen, dort um bessern Kredits willen eine bezahlt; ein gähnender Kopf klagte da über die Langweiligkeit des Stücks und beschwerte sich, daß er nur zweimal im ganzen Trauerspiel gelacht habe; hinter ihm lobte eine empfindsame seufzende Schöne das Rührende des Schauspiels, sie war gerührt worden, ach! gerührt, daß ihr noch die Tränen über die Wangen flossen; vor ihr drängte sich eine rauschende Französin am Arme ihres Anbeters vorüber—„Ah!" schrie sie, „cette piece m'a dechiré le coeur" und brach in ein lautschallendes Gelächter aus, weil sie ihr zweiter Anbeter von hinten galant in die Seite knipp: ein teutscher Kritikus lachte des matten französischen Ausdrucks, der drei Einheiten und des tragischen Kreischens, und ein französischer bewies ihm mit hitziger Demonstration aus dem Batteux, daß die Franzosen die besten Trauerspieldichter auf der Erde sind: schöne Eheweiber, die von dem händeküssenden und scharrfüßelnden Haufen ihrer Liebhaber Abschied nahmen, während daß der Mann grunzend in der Kutsche auf sie harrte; schnatternde Franzosen und schweigende Teutsche—ein verwirrter Haufen in mannigfarbiger Mischung quoll aus allen Türen hervor: das Gedränge wurde schon dünne: noch war Ulrike nicht da. Der Maler guckte jeden Augenblick mit langem Halse nach ihr, und Herrmann fürchtete schon zitternd, daß er sie übersehn habe.—„Ah! voilà notre Princesse!" schrie der Maler. Sie kam, aber o ihr guten Götter!—von einem Offiziere geführt: Herrmann wurde totblaß vor Schrecken. Sie sprach sehr munter mit ihrem Führer, ohne sich umzusehn: der Offizier

nahm mit einem Händekuß Abschied, und sie schwang sich federleicht in den Wagen hinein. Nun hatte der arme übersehene Herrmann nichts Geringers zur Absicht, als dem Wagen aus allen Kräften nachzulaufen, um ihre Wohnung zu erfahren: er sprang also die Treppe hinunter, der Maler ihm nach. „Ecoutez, Monsieur!" rief er und ergriff ihn bei dem Rocke: der brennende Verliebte riß sich los, daß alle Nähte des Kleides prasselten, und nun in einem Galoppe hinter dem geliebten Wagen drein! Von Neid und Besorgnis über den Offizier gequält, von der Fackel des aufstehenden Bedienten mit einem glühenden Pechregen übersprützt, keuchend und stolpernd setzte er den langen Lauf standhaft fort, durch Pfützen, Kot und Schlammhaufen, daß beständig ein feiner Hagelregen von Unflat auf sein Gesicht und Kleidung herabstürzte: der Weg ging durch die Königsstraße über die Brücke hinweg und noch durch einige Straßen der Vorstadt. Der Wagen hielt: Ulrike eilte mit ihrer jungen Begleiterin lachend und schäkernd die breite Treppe hinan.

Sich in so höchbeschmutzter Gestalt in ein so schönes Haus zu wagen, dazu gehörte viel: aber seinem Wunsche so nahe, sich über so mannigfaltige Unruhen und Besorgnisse kein Licht zu verschaffen und ganz unverrichteter Sache wieder abzuwandern, dazu gehörte noch mehr: er entschloß sich kurz und wagte sich die Treppe hinan. Bediente liefen geschäftig mit dem Abendessen, mit Tellern und Lichtern auf dem Vorsaale hin und wieder: er erkundigte sich bei einem nach der Gouvernante der Fräulein. „Die Mamsell Herrmann?" fragte der Bediente: „eine Treppe höher, über den Flur weg, rechts, am Ende die große Tür hinein, über den Saal linker Hand die dritte Tür!" — plappernd sprach er dies und ging seinen Weg.

Himmel! das war eine Tagreise: Er wiederholte sich die angezeigte Marschrute und wandelte die Treppe hinan, den ganzen langen Flur durch — izt hörte er Ulrikens Stimme, die große Tür öffnete sich, sie kam heraus, ihr Fräulein an der Hand, schäkernd und lachend: sie erblickte Herrmanns beschmutzte Figur dicht an die Wand gedrückt, sah halb schüchtern, mit gerecktem Halse, still-

stehend nach ihm, erkannte ihn und erschrak, daß sie aus aller Fassung geriet. Die junge Fräulein bestürmte sie mit einer kindischen Frage nach der andern, wer es sei, und drückte sich furchtsam mit dem Kopf an Ulrikens Seite: es antwortete ihr niemand. Endlich brach Herrmann das minutenlange Stillschweigen und berichtete, daß er die Ehre habe, der Mamsell Herrmann einen Brief zu überbringen. — „Gleich, Herr Vetter!“ rief Ulrike: dort flog sie hin.

Herrmann freute sich seiner verliebten List und der glücklichen Gemütsfassung, womit er sie ausführte: er mußte lange warten. Itzt schwebte seine Göttin in dem seidnen schlanken Anzuge, leicht, wie auf den Fittigen der Luft, durch den dämmernden Korridor daher: ihr glühendes Gesicht leuchtete von fern, wie der aufgehende Mond hinter rötlichen Abendwolken. Vom Laufen erschöpft, bat sie ihn, ihr zu folgen. So zeremoniös, wie einen Fremden, führte sie ihn in ihre Stube; und nun — weg waren alle Komplimente! Sie warf sich ihm um den Hals, er ihr; ihr Gesicht lag auf seiner Schulter, das seinige an der ihrigen: — „willkommen, Herzensheinrich!“ schluchzte sie in sein Kleid hinein: „tausendmal willkommen, Herzensulrike!“ antwortete er mit der nämlichen Dumpfheit der Stimme. —

Ulrike riß sich los. „O daß ich dich habe!“ rief sie. „Daß ich dich hier habe, hier, wo uns niemand kennt, niemand hindern kann!“

Herrmann. Wohl mir, wohl, wie im Himmel, daß ich dich habe! — Aber wehe uns, wenn wir uns nicht behalten dürfen!

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, mache mich nicht wehmütig! Wozu denn nun itzo das Flennen? Ich war so lustig, ich hätte mögen über Tisch und Stühle wegspringen: da schlägst du mir gleich meine Wonne mit deinem schwermütigen „wehe!“ danieder. Ich glaube, die Freude macht dir den Kopf wirblicht. Besinne dich doch! Ich bin ja da: was willst du denn weiter?

Herrmann. Glücks genug! so wahr ich lebe, Glücks genug! Aber du weißt nicht, was ich fürchte! doppelt fürchte!

Ulrike. Was hast du denn so Fürchterliches zu fürchten? Und gar doppelt? — Also zum ersten?

Herrmann. Man sucht dich: Onkel und Tante wissen, daß du hier bist: sie versprechen demjenigen, der dich findet, zehn Dukaten —

Ulrike. So wohlfeil bin ich ihnen?

Herrmann. Noch mehr! Jemand, dem nach diesem Preise lüstet, gibt entehrenderweise vor, daß er dich in einem schändlichen Hause gesehn habe, und verspricht, dich zu liefern —

Ulrike. Der Bösewicht!

Herrmann. Er schwört, daß diejenige, die er genau kennen will, deinem Porträte, das der Onkel an einen Kaufmann geschickt hat, damit er dich nach ihm finden soll — daß jene Person deinem Porträt auf ein Haar ähnlich sieht; und sobald sie in seiner Gewalt ist, wird sie fortgeschickt.

Ulrike. Laß sie schicken! laß sie schicken! Ich wollte, daß sie mir, wie aus den Augen geschnitten, gliche.

Herrmann. Aber bedenke, Ulrike, welchem Rufe dich diese falsche Nachricht aussetzt! wie der Graf zürnen wird, wenn er sich so schändlich hintergangen sieht!

Ulrike. Lieber Heinrich, das sind zwei Sachen, an die wir wahrhaftig nicht denken müssen, wenn wir Lust haben, uns zu freuen. Ein Mädchen, das ihrer Tante heimlich entlaufen ist, muß mit dem Rufe vorliebnehmen, der ihr zuteil wird: wenn sie sich nicht damit trösten kann, daß sie keinen bösen verdient, so muß sie zu Hause bleiben, in ein Stift gehen oder einen Stock heiraten, wie ihn der liebe Gott beschert. — O Heinrich! mannigmal mitten in meiner Lustigkeit sticht mich's, wie ein Dorn, am Herze, wenn mir der Gedanke durch den Kopf fährt, daß ich von allem dem Kummer und Herzeleid und Zank und Lärm die Urheberin bin: aber der Schritt ist einmal geschehn: ja, Heinrich, so sehr ich dich liebe, sollt' ich ihn noch tun, ich bedächte mich. Ein entlaufnes Mädchen und ein lüderliches werden gar leicht miteinander verwechselt; — und dann! so schüchtern, wie ein gescheuchtes Reh, herumzuirren, immer fürchten, daß man gehascht wird, zwischen Schimpf und Mißhandlung eingesperrt — Gott weiß es, ein trauriges Leben! — O Heinrich! Heinrich! weinen sollten wir, nicht

lachen: ich schien mir nur glücklich, weil ich nicht an unser Unglück dachte.

Herrmann. Du scheinst dir's nur? Du bist's! Aber ich—ich werd' es nie.

Ulrike. Warum nicht?—Leidest du Not? Heinrich, sprich! Du Verzagter, so härme dich doch nicht! Ich habe Geld, Geld in Menge, Geld, ich weiß nicht wohin damit! ich will dich kleiden, will deine Taschen füllen, will herzlich gern Pelz und alle Kleider verkaufen, wenn dir's nicht genug ist: sprich! und der Jude soll gleich da sein: nur ängstige mich nicht und sage, daß du unglücklich bist!

Herrmann. Ulrike, ich bin glücklich bei dir, mit dir, durch dich: aber in meinem Herze faßt auch dies Glück keine Wurzel. Nimm ihm so viele Leidenschaften, die es oft zusammenpressen, daß mir der Atem vergeht, die Begierde, die mich immer vorwärts zieht, die mich an die Zukunft fesselt und die Gegenwart nicht fühlen läßt! dann erst machst du mich fähig, glücklich zu sein.

Ulrike. Sage mir nur, woher dir die unselige Laune kömmt! Du warst sonst so munter: ich wette, du bist bei dem Doktor Nimmersatt—oder wie dein Doktor in Dresden hieß—so ängstlich geworden. Was bekümmert dich die Zukunft? Wir können ja kaum mit der Gegenwart zurechte kommen. Mache nicht, daß ich auch zum Murrkater werde! hernach ist's gar mit uns aus. Wir haben so nicht viel Freude zuzusetzen.

Herrmann. Aber sage mir nur, Ulrike, wo ich die Freude hernehmen soll! Ein elender Kaufmannsbursch, vom Morgen bis zum Abend dem Befehle und Zwange unterworfen, zu widrigen langweiligen schlechten Verrichtungen genötigt, der es kaum wagen kann, dich zu lieben, sobald er bedenkt, was er ist—ein Unglücklicher, dem nichts auf der Welt gelingt, ohne Beruf, ohne Stand, ohne Ehre, ein Verachteter, Herabgesetzter, ein Irrläufer, der seine Bestimmung sucht und sie nie finden kann—solch ein Kind des Unglücks soll sich freuen? Wie kann das Roß springen, wenn es im Karren ziehen muß?

Ulrike. Warte, armer Heinrich! warte, ich will dich ausspannen. Sage deinem Kaufmann noch heute, daß du nicht länger sein

Junge sein willst! Ich habe jährlich zweihundert Taler, alle Bedürfnisse frei und bekomme Geschenke über Geschenke: die zweihundert Taler sind dein, ganz dein: miete dir eine Wohnung, lebe für dich! Freunde und Patrone will ich durch unser Haus schon für dich finden; und dann ist uns beiden geholfen: was wollen wir weiter? — Du armer lieber Kaufmannsjunge! wie bist du denn in das Leben geraten, da du keinen Gefallen daran findest? Warum bist du so mißtrauisch gewesen und nicht gleich, wie du gingst und stundst, nach Berlin gekommen, als ich dir schrieb?

Herrmann. Als du mir schriebst? — Nicht eine Zeile von deiner Hand hab' ich empfangen.

Ulrike. So ist doch wahrhaftig dein Doktor des Hängens wert. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Berlin hab' ich dir mit dieser meiner rechten Hand geschrieben, daß du nach Berlin kommen sollst, und dir ein Haus angezeigt, wo wir uns finden wollten. Gut, daß ich damals meine itzige Station noch nicht hatte! Den Brief hat der unselige Doktor aufgefangen und der Oberstin zugeschickt —

Herrmann. Zuverlässig! denn Schwinger berichtete mir, daß die Oberstin deinen Aufenthalt ausgekundschaftet habe —

Ulrike. Und Tante Sapperment hat den aufgefangenen Brief an die Tante Gräfin geschickt —

Herrmann. Und der Oberstin Brief ist in die Hände des Grafen geraten, das schrieb mir Schwinger —

Ulrike. Und nun hat der Graf mein Porträtchen hergeschickt, um mich aufsuchen zu lassen —

Herrmann. Und nun hat sich jemand gefunden, der dem Porträt ähnlich sieht —

Ulrike. Und diesen Jemand wird man statt meiner dem Grafen schicken. — Das ist die ganze Geschichte Wort für Wort, als wenn ich ihr zugesehn hätte.

Herrmann. Gewiß, das ist sie! — O der Freude, daß uns das Glück so wohl will!

Ulrike. Überglücklich sind wir! — Bedenke nur, was das für eine Lust sein muß, wenn sie denken, sie haben Ulriken im Garne

und—pah! da kömmt ein Jüngferchen heraus, das so wenig ihre Ulrike ist, wie der Karpfen, den wir heute gegessen haben!

Herrmann. O welche köstliche Szene! Ich muß lachen, wenn gleich der Kopf darauf stünde.—

Sie lachten auch beide so herzhaft und priesen den glücklichen Zufall mit so vieler Fröhlichkeit, daß sie den Bedienten nicht kommen hörten, als er mit dem Tischzeuge anlangte, um zu decken. Sobald sie ihn gewahr wurden, nahmen sie wieder die Miene des Zwangs und der Fremdheit an.

Ulrike. Herr Vetter, Sie werden mir die Ehre erzeigen und heute bei mir speisen.

Herrmann. Wenn Sie erlauben, Mamsell, werde ich die Ehre haben, Ihnen Gesellschaft zu leisten.—

Man schwieg: der Bediente deckte, ging: und nun laute Freude und inniges Gelächter über die komplimentarische Betrügerei!

Ulrike. Ich habe dir deinen Namen den ganzen Weg über gestohlen: um des Diebstahls willen verklagst du mich wohl nicht?—Ich kriege ja doch den Namen einmal: was schadet's, ein paar Jahre früher, als er mir von Gott und Rechts wegen zukömmt?

Herrmann. Ich möchte, daß er dir schon itzt vor aller Welt zukäme!—Aber warum ein paar Jahre früher? Nunmehr können wir die Entfernung unsers Glücks nur nach Wochen berechnen.

Ulrike. Du hast recht, Heinrich. Was das für eine alberne Rechnung war, die ich machte! Du hast recht: was will uns denn nun hindern?—Der Graf kriegt ehester Tage eine Ulrike: wenn's auch gleich nicht die rechte ist, was liegt denn daran? Er mag sie dafür behalten und ihr alle seine Gnade und seinen Zwang schenken.—Nun sind wir ja alle befriedigt: er hat eine Ulrike, und ich meinen Heinrich.—O du allerliebster Kaufmannsjunge! wir sind glücklich, wie die Engel!

Herrmann. Glücklich, daß mein Herz vor Wonne schmelzen möchte!—

Der Bediente unterbrach abermals ihre Freude: er brachte die Suppe.

Ulrike. Wollen der Herr Vetter die Gewogenheit haben, Platz zu nehmen?

Herrmann. Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen gegenüber zu sitzen.—

In diesem Tone mußten sie sich während der Suppe erhalten, weil sie der Bediente nicht verließ. Das war eine drückende Last: Ulrike machte ihm also weiß, daß seine Gegenwart anderswo nötig wäre, und daß er deswegen das ganze übrige Essen zugleich aufsetzen sollte: das alte faule Geschöpf ließ sich so etwas mit Freuden überreden und folgte ihrem Rate. Nun sahen sie sich sicher und frei: aber ihre Herzen waren zu überströmend voll, daß sie noch lange schwiegen und viel zu reden glaubten, weil sie innerlich mit sich selbst sprachen. Bei Ulriken löste sich zuerst die Zunge.

„Es ist mir schon lange eingefallen,“ fing sie an, „ob mich nicht die Frau verraten haben möchte, die mich von Leipzig nach Dessau brachte. Vergeblich hab' ich zwei Tage in Leipzig auf dich gewartet: hast du mein Billett vor meiner Abreise von Dresden nicht empfangen?“

Herrmann. Empfangen, aber unglücklicherweise durchaus verwischt! Nachgeflogen wär' ich dir; aber das fatale Blatt sagte mir alles, nur den Ort nicht, wohin ich sollte.—Wie konntest du so ein Wagestück unternehmen?

Ulrike. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Man schrieb mir, meine Mutter wäre schon unterwegs, um mich ins Stift abzuholen: einen so nahen Besuch konnt' ich unmöglich abwarten: ich ersah mir die Gelegenheit und wischte fort. Ich hatte mir schon lange vorher vorgenommen, wenn die Saiten zu hoch gespannt würden, nach Berlin zu gehn und mich als Kammermädchen zu vermieten. Tante Sapperment hat eine alte Landkarte von Obersachsen, auf Leinwand geklebt und noch vom seligen Herrn Gemahle angekauft: itzt wird sie zuweilen statt des Strohtellers unter die Schüsseln gelegt: auf dem alten berußten Blatte suchte ich mir den Weg nach Berlin zusammen. Eine Kappe über den Kopf, ein Reisebündelchen am Arme, in Saloppe und Negligé wanderte ich zum Tore hinaus: meine Tante war zum Soupe gebeten,

Hans Pump ausgegangen, die Köchin in ihrer Kammer: es ging mir alles nach Wunsche. In der Vorstadt treffe ich einen Bauerwagen, der vor einem Wirtshause hält. — „Willst du denn noch so spät nach Hause, Gürge?" fragte ein Mensch, der vermutlich der Hausknecht oder gar der Wirt sein mochte und trank dem Bauer einen Krug zu. — „Ja," antwortete Gürge, „es ist aber heint verzweifelt dunkel." — „Narr! du wirst dich doch wohl nicht fürchten?" fing jener wieder an. „Bis Wilsdruf ist's ja nicht aus der Welt." — Die Nachricht war mir gar sehr gelegen: da der Wirt gute Nacht gesagt hatte, ging ich leise zu dem Bauer hin und bot ihm einen guten Abend. — „Gürge, willst du mich mit nach Wilsdruf nehmen? Ich gebe dir einen Gulden." — Gürge lachte und wunderte sich, daß ich ihn so genau kannte. — „Wer ist Sie denn?" fragte er. — Eine Pfarrstochter aus Meißen: ich will eine gute Freundin besuchen. — „Ist Sie denn schwer?" fragte der drollichte Schäker und hub mich in die Höhe. „Ach daß mich das Schäfchen bisse! Das ist ja eine Feder: Sie wird mir die Pferde nicht lahm machen:" — und mit diesen Worten warf er mich so leicht, wie ein Bündel Stroh, in den Wagen hinein, machte mir einen Sitz, und gute Nacht Dresden! Mir klopfte mein Herz, daß ich dachte, die Schnürbrust würd' es nicht halten können. Im Tore raffte ich mich, so gut es sich tun ließ, zusammen, zog die Kappe tief über das Gesicht, daß man nicht viel sehen konnte, ob man mir gleich ins Gesicht leuchtete: ich antwortete richtig auf alle Fragen und kam mit meiner Erdichtung durch. Heinrich, wie froh ward ich, da wir außer dem Schlage waren! Die Furcht saß zwar hinter und vor mir und auf allen Seiten, und mein armes Herz pochte wie eine Uhr. Jeden Augenblick dachte ich: itzt wird man mich zu Hause vermissen! itzt wird man mir nachschicken! Das Beste war, daß die Oberstin den Abend vor zwölf nicht nach Hause kam und mich vermutlich im Bette glaubte: denungeachtet war mir nicht wohl dabei zumute. Ich ermahnte und bat den Bauer inständigst, hurtig zu fahren: allein er meinte, wir hätten ja nichts zu versäumen, zündete sich ein Pfeifchen an und kam zu mir in den Wagen. Wie ward mir

nun vollends bange! die Stricke, woran er die Pferde lenkte, band er sich an den Fuß und beliebte sich und mir die Zeit mit einer galanten Schäkerei zu vertreiben: er schlang seine plumpen Arme um meinen Leib—

„Der Bauerkerl!“ unterbrach sie Herrmann erhitzt.

Ulrike. Ja, ja, lieber Heinrich! der Bauerkerl! wenn du eifersüchtig werden willst, warte nur! es wird bessere Gelegenheit dazu kommen. Sieh, du Eifersüchtiger! so schlang er die plumpen Arme um mich, wie ich dich itzt umfasse.—„Ha, ha, ha,“ fing er lachend an, „daß dich alle Rotkehlchen! Sie ist ja so dünne wie mein kleiner Finger. Sie nehm' ich in die Hand und trag Sie bis nach Leipzig und Merseburg. Wie könnt' ich denn nun so dünne sein? es ist ja gar nichts an Ihr.“—Als er vollends meine Hand ergriff, brach er in lautes Lachen aus und wälzte sich vor spottender Verwunderung.—„Ach, daß du mir nicht aus der Haut hüpfst!“ rief er. „Das Patschchen wäre mir, mein Seel! kaum ein Bissen zum Morgenbrote. Daß dich alle Nachtmützen! was das für Fingerchen sind! Es ist, hol mich der Six! als wenn einem vier Regenwürmer in der Pfote lägen.“—Daß er nichs an mir nach seinem Geschmacke fand, war mir sehr angenehm: aber zum Unglücke zog er bei dem heftigen Ausdrucke seines Erstaunens den Strick mit dem Fuße bald hierhin, bald dorthin, und die Pferde wurden wider seinen Willen eine Anhöhe hinaufgelenkt, daß sich der Wagen schon zu legen anfing: ich schrie, und der Tölpel lachte aus allen Kräften. Endlich verstummte sein Spaß: er legte sich, so lang er war, neben mir hin und schnarchte, daß die Toten hätten erwachen mögen. Bei mir war an keinen Schlaf zu denken: immer stellte sich mir meine Entlaufung als etwas Schimpfliches, etwas Strafbares vor, immer deuchte mir, als ob mich jemand vom Wagen risse: meine Angst drängte mich so gewaltig, daß ich mehr als einmal herabspringen und zu Fuße nach Dresden zurückgehn wollte. Die Dunkelheit, die Gefahr des Umwerfens—denn der Wagen hing bald auf diese, bald auf jene Seite—meine innerliche Beklemmung!—O Heinrich! das war eine schreckliche Nacht! Dunkle und lichte Wolken hingen über mir, wie große Riesen mit

flammenden Schwertern, die auf mich herabzustürzen und mich für meine Unbesonnenheit zu strafen drohten. Gegen Mitternacht fing der Wind an zu pfeifen und zu brausen und die großen dicken Wolken liefen wie große ungeheure Elefanten und Löwen und Trampeltiere über den Mond weg: bald sah die ganze Gegend im schnellabwechselnden Mondscheine wie ein Kirchhof aus, voller Gräber und weißer Leichensteine: bald bildete ich mir ein, daß die Pferde in einen großen Teich hineinstolperten: ich schrie und weckte meinen Gürgen auf, der mich schnarchend versicherte, es wäre weißer Sand. Etlichemal erschrak ich bis zur Todesangst: ein schwarzer langer Mann lehnte am Wege dort: die Pferde gingen gerade auf ihn los; ich wollte sie immer weglenken. Das ist ein Räuber, ein Mörder! dachte ich: die faulen Pferde gingen sogar langsamer, da wir ihm nahe kamen, als wenn sie's mit ihm abgeredt hätten, damit er mich desto besser auf den Kopf schlagen könnte. Der Wagen war noch einige Schritte von ihm, so schoß plötzlich eine schwarze Figur dicht an mir vorbei über den Wagen weg: ich bebte und konnte nicht schreien, als wenn mich der Mörder schon bei der Kehle gepackt hätte. Nach einigen ähnlichen Auftritten kam ich dahinter, daß meine Mörder Bäume, und die schwarzen Figuren, die über den Wagen dahinliefen, Schatten von Wolken waren, die der Wind über den Mond jagte. Oft schien die ganze Gegend ringsherum von Menschen zu wimmeln: sie hüpften, sie sprangen, sie tanzten, manche schwarz, manche weiß: die weißen fletschten die Zähne, und zuletzt wurden es in meinen Augen leibhafte Totengerippe: ich hörte die Knochen klappern, wenn sie im Tanze aneinander stießen: sie kamen immer näher, immer näher: Die Zähne klapperten mir vor Furcht, wie den Toten die Knochen; und dabei fuhren die langen Schatten immer unter ihnen durch, wie schwarze Teufel, die sie wegführten. Deine, des Onkels, der Tante Stimme hab ich unaufhörlich im Winde gehört: Tante Sapperment fluchte, und du riefst mir nach: „Warte, warte, Ulrike!" ich hörte dich keuchen, dich auf den Wagen springen: ich erwachte und erkannte meine Vorstellungen für Traum oder Wind.

Ein neues Unglück! Mein Bauer wachte auf und versicherte, als er sich umsah, daß seine Pferde den Weg verfehlt hätten: er ging einen Fleck voraus, um gewissere Nachricht einzuziehn, und brachte keine bessere zurück, als daß wir auf einem falschen Wege wären. Dafür wurden dann die armen Tiere trefflich ausgescholten, aber nicht bestraft: es war nichts zu tun, als gerade bis zu einem Dorfe fortzufahren. Es geschah: wir langten nach einer beschwerlichen Fahrt über Stock und Stein in einem Dorfe an, und erfuhren vom Nachtwächter, daß unser Umweg nicht weniger als zwo Stunden betrug. Mein Gürge lachte von Herzen über den Eselsstreich, wie er es selbst nannte, und beteuerte seinen Gaulen, daß sie's nicht dümmer hätten machen können, wenn sie gleich Esel wären. Demungeachtet bekamen sie ein kleines Futter, und erst am Morgen trafen wir in dem Städtchen ein: hier erfuhr ich, daß mein Gürge der Knecht eines dortigen Bürgers war; denn er bat sich meinen Gulden aus und brachte mich zu Fuß in ein Wirtshaus, damit es sein Herr nicht gewahr würde, daß er sich nebenher mit seinen Pferden etwas verdient habe.—„Hol mich der Six! er zieht mir's am Lohne ab"—sprach er und empfahl mich der Wirtin zu guter Pflege.

Sonst hielt ich's immer für eine leichte Kunst, in die Welt hineinzulaufen: aber wie schwer fand ich sie itzt! Die Wirtin meinte es außerordentlich gut mit mir und bereitete mir das köstlichste Frühstück, das sie aufbringen konnte; aber, aber! jeder Tropfen wurde mir Galle, jeder Bissen ekelhaft: alles Geschirr war reinlich, aber war's nicht genug für mich. Ich hatte mich auf dem offnen Wagen die Nacht hindurch erkältet, war wie zerschlagen am ganzen Leibe, spürte Mattigkeit und Hitze in mir und bat mir deswegen ein Bette aus, auf welches ich mich warf, ohne Frühstück noch Nachsetzung zu achten. Die gute Frau sah mich immer bedenklich an und tat Ausruf über Ausruf wegen meiner Blässe. Schlaflosigkeit, Wind, Herumschütteln des Wagens und Erkältung hatten mich wirklich so bleich gemacht, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel sah. „Was soll das werden?" dachte ich. „Erst eine Nacht, und schon so mitgenommen! Aber

was hilft's? Soll der Vogel von selbst wieder in den Käfig fliegen, wenn er einmal heraus ist?—Nein! ich muß nach Berlin, oder unterwegs umkommen."—Ich war an der Stubentür einen Postbericht gewahr worden und las darinne, daß eine Post nach Leipzig den nämlichen Tag von Dresden abging: ich erkundigte mich näher bei der Wirtin darnach.—„Ja, meine Scharmante," sprach sie, „diesen Nachmittag kömmt sie hier an;"—und zu gleicher Zeit erbot sie sich, alles für mich zu besorgen.

Ich hatte nicht lange auf dem Bette zugebracht, als die Frau zu mir leise herankam und mich fragte, ob ich schlief. Sie tat allerhand seltsame Fragen an mich, die ich äußerst kurz oder gar nicht beantwortete, sie fühlte mir an den Puls, an die Backen, an das Herz, an die Füße und schüttelte jedesmal mit dem Kopfe, und jedes Kopfschütteln wurde mit einem tiefgeseufzten „Ei! ei!" begleitet. Der Ton und die Fragen verdrossen mich, und ich fragte, was sie hätte.—„Ach, meine Scharmante!" fing sie an, „ich habe ein Anliegen: Sie werden mir meine Vorwitzigkeit zugute halten; ich habe ein Anliegen."—„Was denn?"—„Sie sind von Dresden?"—Ich wußte nicht, ob ich ja oder nein antworten sollte. „Ich komme daher," sprach ich.—„Legen Sie mir doch meine Vorwitzigkeit ja nicht übel aus, meine Scharmante! Sie sehn mir sehr blaß aus, überaus blaß."—„Darf man denn nicht blaß aussehn, wenn man von Dresden kömmt?" fragte ich etwas empfindlich.—„Ei! ei! Ja! ja!"—Das war die ganze Antwort. Ich versicherte sie, daß sie mich böse machen würde, wenn sie ihr Anliegen nicht gerade heraussagte.—„Um Gottes und aller Welt willen nicht, meine Scharmante!" rief sie: „böse müssen Sie nicht werden: das könnte Ihnen gar leicht Schaden tun. Haben Sie denn etwa, da Sie von Dresden kommen—aber Sie müssen meine Vorwitzigkeit ja nicht übel deuten—haben Sie denn etwa so etwas aufgeladen?"—„Was meint Sie damit?"—„Sie sind doch noch Jungfer, daß ich Ihnen nicht etwa unrecht tue: oder haben Sie schon einen Mann?—„Nein!" antwortete ich, ohne sie recht zu verstehn. Endlich tat sie eine so deutliche Frage an mich, die ich schlechterdings verstehen mußte, und die mich so entsetzlich auf-

brachte, daß ich sie gehn hieß und ihr unwillig den Rücken zukehrte. Die Frage der Frau erlaubte mir nicht, ein Auge zuzutun, so müde ich war: ich ärgerte und härmte mich über den schrecklichen Verdacht, und stellte mir die Nachreden vor, die ich mir in Dresden zugezogen haben würde, und was für gefährliche Mutmaßungen ich noch in Zukunft erregen könnte.| Ich weinte vor Schmerz und Kummer, verbarg das Gesicht in dem Kopfkissen vor Scham, ich konnte vor Beklemmung kaum atmen: ich fühlte einen wirklichen Fieberschauer. — O Gott! dachte ich, wenn du vor Krankheit hier bleiben müßtest! man fände dich! holte dich zurück und sperrte dich, wie eine Gefangne, auf immer in ein Stift ein! oder zwänge dich, einen Pinsel zum Manne zu nehmen, damit du nicht wieder entlaufen könntest! — Die Vorstellung war mir so fürchterlich, daß ich aufstund und in der Stube auf und nieder ging und immer davon laufen wollte, als wenn ich meiner Angst dadurch entlaufen könnte." —

„Arme Ulrike!" sprach Herrmann voll Mitleid. „Wie gern hätt' ich deine Angst für dich tragen wollen." —

Ulrike. Indem ich so herumirrte, kam die Wirtin mit einer Flasche Branntewein und zwei Gläsern, schenkte ein und reichte mir das Glas. — „Meine Scharmante!" fing sie an, „Sie waren vorhin auf meine Vorwitzigkeit böse: kommen Sie, wir wollen den Groll zusammen vertrinken." — Ich wollte nicht, aber ich mußte einen Schluck tun: die Magd brachte Backwerk, und ich entschloß mich zum zweiten Schlucke, weil mir der erste merkliche Dienste getan hatte. Sie lobte die Güte ihres Tranks und erzählte, wieviel Wunderkuren sie schon damit verrichtet hätte, trank dabei so reichlich, als wenn sie sich von Grund aus kurieren wollte, und kam allmählich auf die Heiratsgeschichte ihres verstorbnen bucklichten Mannes. Sie wurde so aufgeräumt, und ihre Erzählung war so lustig, daß ich meine ganze Angst darüber vergaß: die dicke Frau fing an zu tanzen vor Aufgeräumtheit und sang sich mit einem klaren pfeifenden Stimmchen dazu: der Anblick war komisch, um in Todesnöten darüber zu lachen. Ich mußte sie bitten, mich zu verlassen; denn das Lachen und das starke Getränke machten

mich so schläfrig, daß ich den Kopf nicht aufrecht halten konnte. Ich legte mich und schlief glücklich ein.—Bei Tische aß ich mit einem Appetite, als wenn ich bei dem Onkel zu Tafel wäre: die Frau Wirtin erzählte mir ihre Ehe mit dem bucklichten Manne —lauter drollichtes Zeug! Mir war so wohl, daß ich mich munter und fröhlich des Nachmittags auf die Post setzte: meine Gesellschaft—

Eben kam ihr Fräulein vom Essen zurück, und man mußte die Erzählung abbrechen und wieder fremd tun. Überdies war es schon sehr spät, und Ulrike bat, daß sich der Vetter morgen gegen abend wieder zu ihr bemühen möchte, um ihre Antwort auf den überbrachten Brief abzuholen. Er empfahl sich sehr höflich und ging.

Zweites Kapitel

Herrmann erhielt bei seiner Ankunft zu Hause, wohin er erst nach stundenlangem Herumirren den Weg fand, von seinem Kameraden die Nachricht, daß der Diener schon die zehn Dukaten verdient und das Mädchen ins Haus gelockt habe, wo sie heute übernachtete: dabei berichtete er auch den Unwillen des Herrn über sein langes Außenbleiben, und hinterbrachte ihm als eine geheime Entdeckung, daß der Herr willens sei, ihn mit dem Mädchen wieder nach Hause zu schicken.

Den Morgen darauf bestätigten sich alle diese Nachrichten: der Kaufmann ließ ihn zu sich auf die Stube kommen und stellte ihm sehr glimpflich vor, daß er nicht zum Kaufmanne tauge und für ihn insbesondere ganz unbrauchbar sei: er habe also sich schon längst vorgenommen, ihn nach Verlauf der Probezeit wieder von sich zu tun, allein da sich ihm itzt eine so bequeme Gelegenheit darbiete, wieder nach Hause zu seinem Freunde Schwinger zu kommen, so solle er sich in Bereitschaft setzen, diesen Nachmittag mit abzufahren.—„Die Anverwandtin des Grafen," setzte er hinzu, „ist gefunden: ich habe sie niemals gesehn, weil sie schon in Dresden war, als ich mich wegen meiner Geschäfte auf seinem

Schlosse aufhielt. Wir sollen sie nicht merken lassen, was mit ihr vorgeht: ich habe ihr also eine Lustreise vorgeschlagen—denn so hat es der Graf ausdrücklich verlangt—sie hat die Partie angenommen: mein Kuffer wird in dem Tore heimlich hinter der Kutsche aufgepackt; und hab' ich sie nur einmal ein paar Stunden von der Stadt, so soll sie schon reisen müssen, wenn sie nicht im Guten will. Du mußt sie wohl kennen?"

Herrmann. Ja—nicht sonderlich—so ziemlich.

Der Kaufmann. Ich will sie dir hernach zeigen: aber daß du dich nicht von ihr blicken läßt! sie möchte sonst Argwohn schöpfen. Sie hat sich mit dem Bordellwirte veruneinigt und ist schon ein paar Tage her für sich in der Stadt herumgewandert: sie sieht hübsch aus, aber es ist ein erzlüderliches Tier. Wenn ich wie der Graf wäre, ich ließe sie laufen und dächte gar nicht daran, daß sie meine Verwandtin ist. Man muß aber das dem Grafen verschweigen: schreibe ja nichts an Schwingern davon, und wenn du nach Hause kömmst, tu, als wenn du nichts davon wüßtest! —Sie ähnlicht zwar dem Porträt nicht ganz, aber wie sie gelebt hat! es ist ein Wunder, daß sie sich noch so ähnlich sieht.—Es tut mir leid, daß wir nicht beisammen bleiben können: aber es ist vielleicht zu deinem Glücke: halte dich also bereit!—

Herrmann dankte mit den tiefsten Verbeugungen für sein Anerbieten und ersuchte ihn nur um die Erlaubnis, sich noch einen oder etliche Tage im Hause aufzuhalten: er habe schon längst Abneigung gegen Kaufmannsgeschäfte in sich gefühlt und sich deswegen nach einer Schreiberstelle umgetan, die er in einigen Tagen anzutreten, und wodurch er Sekretär in einem angesehenen Hause zu werden hoffte. Der Kaufmann fragte nach dem Namen des künftigen Herrn, und Herrmann nennte ihm einen Geheimerat, auf welchen sich jener freilich nicht recht besinnen konnte, weil Herrmann auf der Stelle seinen Namen erfunden hatte. Er mußte noch ein paar Fragen von dahin gehörigem Inhalte beantworten, und er log sich glücklich aus der Verlegenheit heraus.

Eine gelungne Lüge verleitet leicht zur zweiten.—Der Kaufmann rief die vermeinte Ulrike zu sich in die Stube, und Herrmann

mußte sie aus dem Kabinette beobachten. Er fand wirklich einige Ähnlichkeit mit Ulriken an ihr, aber nur wer die rechte Ulrike nicht gesehn hatte, konnte die falsche mit ihr verwechseln. Der Kaufmann fragte ihn um seine Meinung; und das Glück, die wahre Ulrike zu besitzen, und die Freude, einen Mann zu kränken, der ihn von jeher gehaßt hatte, machte ihn so übermütig keck, daß er versicherte, sie sei es leibhaftig. Nun war aller Zweifel bei dem Kaufmanne gehoben.

Dreimal, viermal glücklicher Herrmann! Kaum vermochtest du dein Glück zu fassen. Von lästigen Beschäftigungen befreit, mit den angenehmsten Aussichten auf Fortkommen und Ehre geschmeichelt, am Grafen durch eine einzige Lüge gerächt, und vor allen Dingen — in Ulrikens ungestörtem Besitze! einer Verbindung mit ihr, wenigstens in Gedanken, nahe! ohne Furcht, ohne Besorgnis, entdeckt, verfolgt, getrennt zu werden! in der schönsten glänzendsten Stadt Teutschlands! — wenn das nicht dem Glück im Schooße sitzen heißt, was soll es denn sein?

Sein Glück sollte noch höher wachsen: gegen Mittag kam eine Frau und brachte ihm folgenden Brief von Ulriken.

den 27. Jan.

Freude, Freude, lieber Heinrich! Wir kommen einander immer näher. Ich habe heute mit Madam Vignali deinetwegen gesprochen: sie will dir, meinen Fenstern gegenüber, in ihrem Hause ein Zimmer einräumen, dich mit Möbeln, Betten und allen übrigen Bedürfnissen versorgen. So viel tut sie mir zu Gefallen; und wenn sie dich kennt, will sie dich, dir zu Gefallen, bei sich speisen lassen. Sie sagte zwar: „wenn ich ihm, und er mir gefällt" — aber das ist gar keine Frage. Das sagt' ich ihr auch: er muß Ihnen gefallen oder — weiter wollt' ich nichts sagen: aber es verdroß mich, daß sie noch erst daran zweifeln konnte. Kurz und gut! lege deinen Kaufmannsjungen ab und bestelle in der Minute den Schneider! Laß dich herausputzen, wie einen Prinz! ich bezahle, und wenn mein Geld nicht zureicht, streckt mir Madam Vignali Händevoll vor. Ich freue mich schon, wie ein Kind auf die erste Puppe, wenn meine

Herzenspuppe, mein Heinrich, zum ersten Male im Degen, chapeau bas, seidnem Futter, gestickten Knöpfen, en herisson frisiert, wie ein Adonis, vor mir erscheinen wird. Ob ich dich kennen werde? — Vielleicht nicht mit den Augen, aber mein Herz erkennt dich gewiß: das hüpft dir gleich entgegen, sobald du nur in die Stube trittst: es will itzo schon mit aller Gewalt zur Schnürbrust heraus, und wenn ich das närrische Ding frage, was ihm ist — „er kömmt! er kömmt!" ruft es und will sich ganz vor Freude zerstoßen.

Du mußt mit deinem Putze morgen früh zu Stande sein; denn morgen Mittag um zwölf Uhr sollst du Madam Vignali aufwarten. Sie hat mich schon auf morgen zu Tische gebeten, und ich hoffe, daß sie selbst so gescheit sein und dich auch einladen wird. Ich schicke dir mit diesem Briefe hundert Taler, damit du die nötigen Unkosten bestreiten kannst; und nun, lieber Heinrich! kaufe, bestelle, laß nähen und arbeiten, und wenn der ganze Schneider mit seinen Gesellen darüber zu grunde ginge: ich laß ihn begraben, wenn er sich zu Tode näht, und setze ihm auf seinen Leichenstein: „Ein wackrer Schneider! er nähte hurtig und starb, wie ein Held, für die ungedultige Liebe." — Kann denn ein Schneider wohl eines edleren Todes sterben?

Vermutlich möchtest du gern wissen, was diese so oft genannte Madam Vignali für ein Geschöpf ist! Ich will dirs sagen, lieber Heinrich, während daß sich Frau Hildebrand, die Überbringerin dieses Briefs, die auch ins künftige unsre Botenfrau sein wird, ihre roten Finger an meinem Ofen auftaut. Rund herausgesagt! es ist die Mätresse meines Herrn: er hält ihrer drei, eine Italienerin, welches die hochbelobte Madam Vignali ist, eine Französin, die Mademoiselle Laireſſe heißt, und eine Teutsche, deren eigentlichen Namen ich nicht weiß: weil mein Herr die teutschen Namen nicht leiden kann, er hat sie wegen ihrer rosenfarbnen Wangen Mademoiselle Rosier genannt, und das ist nunmehr bei jedermann ihr Name. Jede von diesen drei Schönen wohnt in einem andern Teile der

Stadt, und ist jede also eine halbe Stunde von der andern entfernt. Des Abends gibt meistenteils Vignali ein kleines Essen für einen kleinen Zirkel guter Freunde, das der Herr von Troppau das Soupé der drei Nationen nennt, weil die andern Beiden, Laireſſe und Rosier, allemal auch dabei sind. Sie leben sehr einig und freundschaftlich untereinander, besuchen sich oft und haben mich alle drei von Herzen lieb: die Hauptrolle aber spielt deine künftige Gönnerin, Madam Vignali, weil sie den meisten Verstand hat. Du wirst sie alle nach der Reihe kennen lernen und dich herrlich bei ihnen befinden; denn sie sind beständig lustig und guter Dinge. Nur Vignali ist ein wenig ernsthaft und will gern wie eine große Dame behandelt sein. Nimm deine ganze Galanterie zusammen bei ihr; denn davon ist sie Liebhaberin; aber Schelm! wenn du mir nicht bei der Galanterie stehen bleibst! —In ihrer und aller andern Gegenwart sind wir Cousin und Cousine; denn nun mußt du allmählich anfangen, dein Teutsch zu verlernen und alles französisch zu nennen, auch wenn du teutsch sprichst. Madam Vignali wird französisch mit dir reden, weil sie kein Teutsch kann: allein laß dich das nicht anfechten! ich habe sie schon vorbereitet, daß du in der Sprache noch nicht geübt genug bist.—„Ich will ihn schon unterrichten," sagte sie. Mit einer solchen Sprachmeisterin bist du doch wohl zufrieden?—

Ja doch! gleich, Frau Hildebrand! Ihre Finger können unmöglich schon aufgetaut sein.—Die Frau drängt und treibt mich, daß ich vor Übereilung tausend höchstnötige Dinge vergessen werde. Laß sie dir einkaufen helfen: sie versteht sich auf die Preise und ist ehrlich.

Ich muß nur schließen; denn sie treibt schon wieder.—O Heinrich! wer hätte sich in Dresden so überirdisch großes, so übermäßiges Glück träumen lassen? Wer hätte sich nur die Hälfte so vieler, so entzückender Freude vorgestellt?—Ich bin auch so trunken, so wirblicht davon, daß ich taumle: ich glaube, ich fantasiere gar zuweilen. Die Leute sagen immer, daß die

Liebe ernsthaft macht: Lügen! lauter Lügen! Mich macht sie so lustig, daß ich oft für mich ganz allein lachen muß; und ich bin doch verliebt, das weiß der Himmel! Ich glaube, daß sich alle Liebe, die es nur auf der Welt gibt, in das kleine Fleckchen hier, in mein Herz, zusammengezogen hat. Ich merke auch gar nicht, daß sich jemand außer uns liebt: hast du jemanden gesehn? — Nicht wahr? keine Seele! Die guten Leute können nicht: es ist so kalter Winter in ihren Herzen und Gesichtern, wie auf der Straße; denn die Mädchen haben keinen Heinrich, und die Jünglinge keine Ulrike. Wen ich nur erblicke, der schielt mich an und seufzt in Gedanken: „ach, wer so glücklich wäre wie die!“ — Sie dauern mich recht, die armen Leute!

Die ungestüme Frau Hildebrand! fragt sie nicht schon wieder, ob ich fertig bin? — O sie kann sich heute den ganzen Tag bei mir wärmen, ich bin doch immer noch nicht fertig: aber ich will mir Gewalt antun, punctum. Lebe wohl.

Diesen Abend um fünf Uhr hofft man die Ehre zu haben, den Herrn Cousin bei sich zu sehn. Es warten zwei Dinge auf dieselben, meine Reisebeschreibung und deine

Deine

Ulrike.

Nach Empfang dieses Briefes wurde kein Augenblick versäumt, die verlangten nötigen Anstalten zur morgenden Aufwartung zu machen, dem Schneider doppeltes Macherlohn versprochen und alles übrige doppelt so teuer eingekauft, als es weniger eilfertige Leute bezahlt hätten. Es schlug fünfe, und der glückliche Herrmann ging, stolz auf sein Schicksal, zur wartenden Ulrike.

Drittes Kapitel

Hilf mir lachen, Ulrike!“ so trat Herrmann in ihre Stube. „Hilf mir lachen! vor einer Stunde ist dein Porträt und ein Gesicht abgefahren, das ihm wahrhaftig ähnlicher sieht, als ich glaubte, daß dir Ein Gesicht sein könnte. Fort ist sie! Sie hat

meinen gewesenen Prinzipal gebeten, ihr heimlich ein Kleid von seiner Frau zu geben: allein er ist es nicht eingegangen, sondern hat ihren ganzen Anzug vom Juden geborgt und für die Bezahlung zu haften versprochen. Welche Lust! wie der Graf stutzen und sprudeln wird, wenn er eine falsche Ulrike bekömmt! Der Kaufmann war sehr aufgebracht wider ihn, daß er nicht mit der Bezahlung inne hält: der Graf hat ihm von der versprochenen Summe nicht mehr als tausend Taler ausgezahlt: deswegen begleitet er seine Ulrike selber, um deinen Onkel zu mahnen und zu verklagen, wenn er nicht Richtigkeit macht."

Ulrike. Also geht's schon wieder schlimm? — Die arme Tante Gräfin! Wenn die nur nicht dabei leiden müßte! das wird einmal ein Tränenvergießen werden! — Ihre Leiden gehn mir ans Herz! aber ich kann sie itzt unmöglich bedauern: ich müßte mir's an meiner Freude abbrechen: das Mitleiden glitscht mir itzo nur über die Seel weg; und wie die Betrübnis tut, davon weiß ich kein Wort mehr.

Herrmann. Das sollst du auch nicht! nimmermehr wollen wir das wieder erfahren! Seitdem ich dich wieder habe, ist mir jedermann verächtlich, elend, klein: die Leute auf der Straße, wenn sie vor mir vorübergehn, kommen mir alle wie Zwerge vor: ich rage weit über sie weg. Die nichtswerten Geschöpfe! denk' ich: wozu leben sie? um in niedrigen gewinnsüchtigen langweiligen Geschäften herumzukriechen, bestimmt des Lebens Last zu tragen und nie eine wahre Freude zu fühlen. Lieben können sie nicht; denn es ist nur Eine Ulrike. — Ich kann gar nicht begreifen, wie jemand sagen mag: „ich liebe!" wenn er dich nicht lieben darf: alle die bewunderten Schönen — alle sind sie gegen dich wie eine Nachtlampe gegen die Sonne: nicht eine Ader tut mir nach ihnen weh.

Ulrike. Bemitleide, beklage sie, die armen Geschöpfe! was kann der Bettler dafür, daß er nicht so glücklich ist als der Reiche? — Ich habe heute allen Leuten ins Gesicht lachen müssen, so komisch verdrießlich und ernsthaft sehn sie mir aus. Wenn ich mich nur einmal satt lachen dürfte! Bei Tische brach es mir heute

etlichemal heraus: ich verbarg es mit dem Schnupftuche, aber die Frau von Dirzau wurd es doch gewahr: sie fragte, was ich hätte; und zum Glücke besann ich mich auf ein lustiges Histörchen, das mir eingefallen wäre, und das ich ihr erzählte, um nur einmal frei herauslachen zu können.

Herrmann. Und mich muß die Freude zerstreut, verwirrt, abwesend machen; denn der Kaufmann beschwerte sich über mich, daß ich ihm so verkehrt antwortete und immer nicht wüßte, wo ich wäre. „Du bist ja seit gestern gar zum Klotze geworden", sagte er mir: allein ich bat sehr inständig, mich mit dergleichen vertraulichen Benennungen zu verschonen, da ich nicht mehr die Ehre hätte, sein Junge zu sein, — „wie trotzig!" sagte er und wunderte sich. — „Und das mit Recht!" sprach ich und ging. Auch deine Botenfrau klagte über mich, daß sie nicht klug in mir werden könnte. —

Ulrike. Bei mir hat sie noch mehr geklagt. Du mißtrauischer Schelm! warum traust du ihr denn nicht? — Sie ist eine recht gute Frau.

Herrmann. Ich traue niemandem als dir und mir. Ich habe leider! die Erfahrung gemacht, daß man sehr gut scheinen und doch ein Spitzbube sein kann.

Ulrike. O du hocherfahrner Heinrich! hat dich während unsrer Trennung die Erfahrung so vorsichtig gemacht? — Du mußt wissen, daß wir dieser Frau unser ganzes Glück zu danken haben. Hab' ich dir nicht gestern schon von ihr erzählt? — Nein! Itzt besinne ich mich: ich setzte mich ja erst in meiner Erzählung zu Wilsdruf auf die Post, als wir gestern gestört wurden.

Herrmann. In was für Gesellschaft reisetest du?

Ulrike. In herzlich schlechter! Sie hingen alle die Köpfe, wie welke Maiblumen. Ein Kandidat, ein Kantor und ein Jäger: sie waren fromm wie die Schäfchen gegen mich; denn keiner redte ein Wort mit mir; und das war mir ganz gelegen: ich hatte mit mir genug zu sprechen. Gegen abend schickte der Himmel einen gnädigen Regen, der das entlaufne Mädchen so durchnäßte, daß ich am ganzen Leibe eine Wasserflut wurde. Ich zitterte vor Kälte,

fühlte schauerhaften Fieberfrost, mein Mut war ganz dahin. Meine drei Gefährten wickelten sich in Mäntel und Überröcke und verlangten gar nicht zu wissen, ob mich fröre; nur der Postillion war so gutherzig und erkundigte sich nach meinem Befinden, erbarmte sich meiner und gab mir aus christlicher Liebe für vier Groschen seinen Mantel bis zur nächsten Station. Dort ließ man mir die nämliche Milde gegen den doppelten Preis angedeihen. O Heinrich, beklage dein armes entlaufnes Mädchen! Die Strafe war wirklich zu hart. In einen gelben Mantel vom Kopf bis an die Knie gewickelt, unten in Stroh eingepackt, bald frierend, daß mir das Herz bebte, bald glühend wie ein Feuerofen, und bei der größten Hitze noch innerlich schauernd vor Frost, saß ich armes Geschöpf verlassen und allein die übrige Nacht durch auf dem Wagen, und die Wolken strömten so ungeheure Fluten auf mich herab, daß Stroh und Füße in Wasser schwammen: wie eine zarte kranke Blume, vom Platzregen ersäuft, in den Boden gedrückt, saß ich da, trauerte und weinte. Meine Seelenkümmernis erwachte, Reue und Furcht vor der Zukunft quälten mich; und so wurde die unbesonnen verliebte Ulrike das Spiel eines doppelten Sturms! von innen und von außen: ein krankes Schäfchen, in einer menschenlosen Wüste!

Obgleich die übrige Reise hindurch die Grausamkeit des Wetters nachließ, blieb ich doch krank und niedergeschlagen: langes Fasten, Mattigkeit, Rückenschmerzen von der Erschütterung des rumpelnden Wagens, Übelkeit, Verdruß, Fieber raubten mir die Kraft, ein Auge aufzuschlagen oder ein Glied zu rühren. Mitten in einer Station stieg ein sächsischer Soldat auf, ein Kavallerist, der bis nach Grimma bei mir blieb. Kaum hatte er meine Krankheit aus mir herausgefragt—welches er gleich tat, als er Platz genommen hatte—so warf er hastig seinen Mantel von sich, richtete mich auf, ließ den Postknecht halten und wickelte mich so derb in seinen roten Mantel ein, daß ich fast erstickte, holte eine zottichte Mütze aus der Tasche, weitete sie über das Knie und setzte sie mir auf meine Kappe darüber: ich bat ihn, seine Güte nunmehr nicht weiter zu treiben, allein er ruhte nicht, bis ich ein paar wollne

Handschuhe annahm, worein er meine Füße steckte. Ich dankte ihm mit einem gerührten Blicke und beklagte, daß er sich aller Bequemlichkeiten um meinetwillen beraubte. — „Ha!“ sprach er, „das Hemde vom Leibe können Sie kriegen, wenn Sie's haben wollen. Solche Kerle wie mich macht der liebe Gott alle Tage, aber ein hübsches Mädchen nur alle Jahre einmal. Du bist ein rechter Halunke, Schwager!“ rief er zum Postknecht, „daß du das arme Nüßchen so frieren läßt.“ — „Ich kann sie ja nicht wärmen: es ist kalt,“ antwortete der Postillion mit gedehntem Tone. — „Könntest du dich nicht ausziehn bis auf die Haut und deine Kleider auf sie decken? Du hölzerner Peter wirst doch wohl nichts erfrieren, und wenn du im Hemde bis nach Rom fährst. — So viel will ich Ihnen nur sagen — (wobei er sich zu mir herüberbeugte) — solange ich bei Ihnen bin, soll Ihnen nichts zuleide geschehn: hier ist Mordgewehr. Mich hat einmal ein Mädchen vom Tode errettet, und seit der Zeit hab' ich ein Gelübde getan, kein Mädchen in der Welt Not leiden zu lassen: ich gehe durch Feuer und Wasser für Sie, wenn Sie's verlangen. Was wollen Sie sagen? Ich hab einmal um eines Mädchens willen dreißig Fuchteln gekriegt. Potz Geier! das tat!“ — In diesem Tone fuhr er fort, mir alle seine Heldentaten für die Mädchen, seiner Familie und seiner Kameraden Geschichte zu erzählen; und er plauderte mir wirklich einen großen Teil meiner schmerzhaften Empfindungen weg. Dabei war er äußerst sorgsam, nachzusehn, ob etwa der Mantel sich irgendwo aufgeschlagen hatte und den rauhen Wind auf mich streichen ließ: und wo er nur einen verdächtigen Fleck traf, da kam er dem Übel sogleich zuvor. Dieser wohlmeinende Plauderer stieg zwar vor Grimma ab, allein der Wagen war kaum bei dem Posthause, so fand er sich schon wieder ein und bat mich, mit ihm bei seiner Mutter einzukehren, bei welcher er sich auf Urlaub aufhielt. Ich nahm die Einladung an und wurde mit einer Güte von der alten Witwe und ihrem Sohne bewirtet, gepflegt, gewartet — mit einer Güte, die ich zeitlebens nicht vergessen werde. Doch äußerte auch diese Frau bei aller Güte einen kränkenden Verdacht, der mir Ruh und Pflege verbitterte, ein Mitleiden über

meine Jugend und Schwächlichkeit des Körpers — ein Mitleiden, mit so mancherlei bedenklichen Reden vermischt, daß mir die Seele blutete! Ich gab mir alle Mühe, ihr den argen Verdacht einer geschehnen Verführung zu benehmen: sie entschuldigte sich zwar und versicherte, daß sie etwas dergleichen von so einem artigen Frauenzimmer gar nicht dächte, und schwur, Gott sollte sie vor einem solchen Argwohn bewahren: aber des Predigens über die Verführungen der Mannspersonen, und des Bedauerns über junge verführte Mädchen ward doch kein Ende. Ich versicherte sie, daß ich eine Freundin in Leipzig besuchen wollte und aus Unwissenheit den geraden Weg verfehlet hätte, daß ich durch die Empfehlung dieser Freundin Gouvernante in Berlin werden sollte: sie beteuerte mir ebenso stark, daß sie alles glaubte, und fuhr immer in ihren bedenklichen Äußerungen fort. Als ich drei Tage bei diesen Leuten zugebracht hatte, kam der Sohn des Nachmittags voller Freuden in die Stube und brachte mir die Nachricht, daß morgen in aller Frühe ein Kapitän mit Extrapost nach Leipzig fahren und mir auf seine Fürbitte einen Platz in seiner Chaise geben wolle.

Herrmann. Und du nahmst den Platz an?

Ulrike. Was sollt' ich tun? — Mein Kavallerist versicherte mich, daß ich nichts zu fürchten hätte — „Der Mann hat eine Frau und drei Kinder," sagte er: „er ist schon ein bißchen alt und mein speziell guter Freund und Patron: er hat einmal als Lieutenant bei meinem Vater seliger im Quartier gelegen; und da tut er ihnen nichts, darauf können sie sich verlassen." — Ich nahm mit Tränen von den guten Leuten Abschied: mein Fieber und mein innerlicher Kummer hatten mich so weichmütig gemacht, daß mich jedes Wort zum Weinen bringen konnte: ich legte einen Dukaten hin, allein der Sohn schwur, daß er des Teufels lebendig sein wollte, und die Mutter, daß sie Gott bewahren sollte, einen roten Pfennig anzunehmen: ich drückte dem Reuter dankbar die Hand, als er mir den Dukaten mit Gewalt in die meinige legte, und hätte ihn küssen mögen —

Herrmann. Und ich möcht' ihm Millionen schenken, wenn ich sie hätte. Ulrike, wenn wir jemals glücklich zusammen werden,

die Leute sollen bei uns wohnen, sollen Freud und Leid mit uns teilen: sie sind meinem Herze mehr als Vater und Mutter. — Aber, liebste Ulrike, also reisest du mit dem Offiziere?

Ulrike. Warum fragst du denn so ängstlich? — Er war ja alt und hatte eine Frau und drei Kinder! — Sei unbesorgt! Er hat unterwegs mehr mit dem Postknechte als mit mir gesprochen, und wenn's ihm einfiel, mich zu unterhalten, so redete er von Rebhühnern, wilden Schweinen, zahmen und wilden Enten, oder erzählte mir ein Jagdhistörchen, über das ich zum Unglück nicht lachen konnte. Sonst galt es ihm gleich, ob mich hungerte, fror oder durstete, und etlichemal schalt er mich recht derb aus, daß ich mich auf so eine Reise so leicht angezogen hätte, da ich doch so eine elende patschichte Kreatur wäre. Überhaupt fand er immer etwas zu tadeln, und wo andre Leute bedauert hätten, da schalt er. Statt mir Wein oder eine Höflichkeit anzubieten, fragte er mit mürrischem strafenden Tone: „Warum trinken Sie denn nicht? warum nehmen Sie denn meinen Mantel nicht, wenn Sie friert?" — Da wir in Leipzig ausstiegen, dankte ich ihm sehr demütig für seine Güte: allein er wollte meinen Dank nicht: ohne ihn anzuhören, sprach er: „es ist gerne geschehn," — und wandte sich zum Postknechte, um mit ihm über den Bau seiner Chaise zu sprechen. Ich war nicht zwo Stunden im Gasthofe, als sich eine Putzmacherin, die ihre Stube neben mir hatte und eine fremde Herrschaft in mir vermuten mochte, auf meinem Zimmer einstellte, um mir ihre Waren anzubieten. Ich erschrak, als ich die Stimme hörte, und noch mehr, da ich das Gesicht erblickte: es war die Putzmacherin aus Dresden, von welcher Tante Sapperment so vielfältig gekauft, mit der ich so vielfältig geschäkert hatte. Ich dankte leise und wandte mein Gesicht weg: aber unvorsichtigerweise trat ich so, daß sie es im Spiegel sehen konnte. — „Ei, du allerhöchster Gott, sind Sie's denn wirklich?" rief sie aus und fuhr auf mich zu. „Gott sei mir gnädig! wie ich erschrocken bin! Bin ich besoffen oder nüchtern? — Ja, ja. Sie sind's ja mit Leib und Seele. Ei, untertänige Magd, liebes Baroneßchen! Behüte mich Gott! in des Henkers Namen, wo kommen Sie denn her?" —

Es half nun weiter keine Verstellung: ich mußte mich entdecken. Ich überredete ihr in der Geschwindigkeit, daß ich mich mit der Oberstin veruneinigt hätte und heimlich fortgereist wäre, um mich zu einer Anverwandtin in Berlin zu begeben. Ich bat sie um alles in der Welt, mich nicht zu verraten, und bot ihr Geld, so viel ich nur entbehren konnte: aber sie schlug alles aus und tat einen entsetzlichen Schwur, daß sie nichts über ihre Zunge kommen lassen wollte, wenn ich mich ihr ganz anvertraute. Sie erbot sich, mich in zwei Tagen mit nach Dessau zu nehmen, wohin sie mit Waren bestellt war; und weil sie dort ihre Muhme, die Madam Hildebrand aus Berlin zu sprechen hoffte, so könnte ich alsdann mit dieser Frau vollends nach Berlin reisen. Alles sehr erwünscht für mich! Wir fuhren mit einem Mietkutscher nach Dessau, wo die Frau Hildebrand schon wartete; denn sie hatten einander dahin bestellt, um gewisse Angelegenheiten abzutun, die ich nicht erfuhr. Die Geschäfte der beiden Weiber nahmen zwei ganze Tage hin: alsdann wurde ich der Frau Hildebrand förmlich übergeben, und wir gingen zusammen mit der Post ab. Nun war es hohe Zeit, offenherzig zu beichten und um Rat zu fragen: meine achtzehn Dukaten hatten abgenommen, und wenn auch durch große Sparsamkeit der Rest noch einen Monat in Berlin widerhielt, was dann zu tun? — Ich tolles Mädchen hatte noch nie hausgehalten und bildete mir ein, daß man mit achtzehn Dukaten durch die halbe Welt reisen könnte: wie fand ich mich betrogen! Ich eröffnete der Frau Hildebrand mein Anliegen und fragte, ob sie mir nicht zu einer Stelle als Gouvernantin verhelfen könnte, da sie nach der Aussage ihrer Muhme in allen großen Häusern bekannt sein sollte. Sie versprach nichts als ihren guten Willen. Sie bot mir so lange Wohnung bei sich an, bis sich etwas für mich fände, und ermahnte mich beständig, nicht ekel in den Bedingungen zu sein: wenn ich das nicht sein wollte, wäre nichts leichter für so ein hübsches Frauenzimmer wie ich, als in Berlin unterzukommen. Ohngefähr eine Woche verging nach unserer Ankunft, als sie mir einen Spaziergang unter die Linden vorschlug: aber lieber Himmel! ich hatte keine Kleider. Frau Hildebrand schaffte Rat. Sie

brachte mir ein vollständiges reinliches seidnes Kleid, koeffierte mich mit eigner Hand und wanderte mit mir fort. Niedergeschlagenheit des Herzens und die Schwächlichkeit vom Fieber machten mich furchtsam: ich konnte kein Auge aufheben, und wenn ichs wagte, kam mirs vor, als wenn Jedermann nach mir sähe und von mir spräche: gleichwohl bekümmerte sich niemand um mich, wie mich meine Begleiterin versicherte, außer einigen Mannspersonen, die mir starr in die Augen sahen oder wohl gar stehen blieben und nach mir wiesen. Ich war so beklommen, daß ich die Frau bat, mit mir umzukehren, weil mir das Anstarren fremder Personen unerträglich wäre. „Das müssen Sie sich zur Ehre rechnen," sprach sie: „wer wird denn so blöde sein? Gucken Sie nur den Leuten recht dreist in die Augen, mein Schäfchen! Sie werden bald Ihr Unterkommen finden, dafür ist mir nicht leid: ich merke das schon. Nur hübsch dreist, mein Lämmchen!" — Auf dem Spaziergange waren nichts als Mannspersonen, und auch in keiner großen Anzahl; denn es war schon im Herbste und nicht sonderlich angenehm: meine Begleiterin hatte viele Bekannte unter ihnen, die sie von Zeit zu Zeit auf die Seite nahmen und sich von ihr etwas ins Ohr zischeln ließen, indessen daß ich allein dort stund und mich von den Vorübergehenden begaffen lassen mußte; besonders einer, sehr mittelmäßig gekleidet, in einem grauen Überrocke, gestiefelt und gespornt, nahm mich in so genauen Augenschein, als wenn er meine Person auf seine ganze Lebenszeit merken wollte. Er sprach ein paar Worte leise mit der Hildebrand, und gleich darauf riet sie mir, wieder nach Hause zu gehen: wir taten's, und unterwegs entdeckte sie mir, daß dieser Herr, der mich so genau angesehn habe, Herr von Troppau heiße, eine Gouvernantin für ein siebenjähriges Fräulein brauche und mich morgen Vormittag bei sich sehen wolle. Mir war die Einladung höchst ungelegen: aber was konnte ich tun? — Ich mußte mich dazu entschließen und ging mit der Hildebrand am folgenden Vormittag zu ihm hin. Er empfing mich mit ungemeiner Politesse und führte mich sogar bei der Hand ins Zimmer, daß ich stutzte und nicht anders glaubte, als daß er meinen Stand wüßte. Wir setzten uns, der Bediente brachte

Schokolade und ein paar Teller Näschereien; unser Gespräch wollte sich nicht sonderlich erwärmen. Sein überaus ernstes Ansehn und Betragen, seine abgebrochne Art zu reden, sein starrer steifer Blick schreckten mich anfangs nicht wenig: allein da ich glaubte, daß er mich nicht zu sich verlangt habe, um mich anzusehn, fing ich allmählich an, ein wenig lebhafter zu plaudern. Er lächelte zuweilen und fragte endlich ganz abgebrochen, ob die Hilbebrand mit mir von seiner Absicht auf mich gesprochen habe: ich bejahte es. — „Ich werde schon weiter mit Ihnen darüber sprechen," sagte er und schickte zu seiner Schwester, der Frau von Dirzau, die mit ihm in einem Hause wohnt, um sich erkundigen zu lassen, ob er mich ihr vorstellen dürfte: der Bediente kam mit einem Ja zurück, und er führte mich zu ihr. — „Ich bin Witwer," sagte er unterwegs, indem wir die Treppe in den zweiten Stock hinaufstiegen; „und meine Schwester hat meine Tochter bei sich, die Ihnen zur Erziehung bestimmt ist." — Die Dame empfing mich, wie ihr Bruder, sehr freundlich, blieb ebenso ernsthaft und besah mich so genau, daß keine Falte im Kleide, kein Härchen auf dem Kopfe von ihrem Blicke verschont blieb; und wenn sie mich eine Zeitlang begafft hatte, dann wandte sie sich zu ihrem Bruder und sagte ihm leise ihr Urteil, doch immer laut genug, daß ich's hören konnte: es fiel meistens mißbilligend aus, wie ich auch schon aus dem verzognen Munde und der gerümpften Nase hätte schließen können. Ihre Fragen an mich betrafen mein Alter, meine Herkunft und andre Dinge dieser Art, die ich größtenteils mit Lügen aus dem Stegreife beantworten mußte. Der Bruder war bei allem, was sie über mich sprachen, entgegengesetzter Meinung: was die Schwester tadelte, lobte er, und da sie beinahe alles tadelte, lobte er auch beinahe alles an mir: zuweilen schien es sogar, als wenn er sich über sie aufhielt. Sie bat mich zum Mittagsessen: der Herr von Troppau ging auf die verbindlichste Weise mit mir die Treppe herunter und befahl einem Bedienten, mich zu Madam Vignali zu bringen, drückte mir die Hand bei dem Abschiede und stieg wieder die Treppe hinauf zu seiner Schwester. Madame Vignali nahm meinen Besuch, auf welchen sie schon

vorbereitet war, bei dem Putztische an, und in drei Minuten war ich schon in die Frau verliebt. Sie empfing mich mit offnen Armen und zween der freundschaftlichsten Küsse, wünschte sich sogleich nach den ersten Komplimenten Glück, daß sie in so nahe Verbindung mit mir geraten sollte, bat um meine Freundschaft als um die größte Wohltat, die ihr widerfahren könnte, schilderte mir den Herrn von Troppau als den freigebigsten edeldenkendsten angenehmsten Mann: die Frau von Dirzau hingegen kam desto schlimmer weg. — „Sie hat ehmals gelebt wie wir alle,“ sagte sie von ihr: „sie hat geliebt und sich lieben lassen: die Vergnügungen hat sie bis zur Tollheit geliebt und die Narrheit begangen, einen großen Teil ihres Vermögens dabei zuzusetzen. Um ihren Aufwand unter einem ehrbaren Vorwande einzuschränken, warf sie sich vor zwei Jahren in die Devotion und lebt und liebt seitdem im Stillen: sie ist mannichmal von einer so skandalösen Frömmigkeit, daß man nicht bei ihr aushalten kann. Sein Sie auf Ihrer Hut! sie ist erstaunend höhnisch, spöttelt über alles mit der Miene eines kanonisierten Heiligen: sie ist das Archiv aller Stadtneuigkeiten und besoldet ein halbes Dutzend alter Huren, die herumschleichen und Nachrichten für sie sammeln müssen. Wahrscheinlich werden sie in diesem bureau des affaires scandaleuses auch einen Platz bekommen; und Sie tun klug, wenn Sie sich ihn beizeiten selbst nehmen: das ist das einzige Mittel, ihr zu gefallen; und ich rate Ihnen nicht, ihr zu mißfallen: Sie wären verloren, da Sie bei ihr wohnen und speisen werden, wenigstens fürizt: ich werde den Herrn von Troppau schon antreiben, daß er seine Tochter bald von ihr wegnimmt: die arme Kleine wird zum Schafe bei der Frau.“ — Das waren ohngefähr die Nachrichten, die sie mir nebst einigen andern von gleichem Schlage erteilte. Beim Weggehn führte sie mich in ein kleines Kabinett, zog eine Rolle Geld aus dem Schreibeschranke und übergab sie mir. — „Sie brauchen vermutlich Geld,“ sprach sie, „um sich Kleider anzuschaffen: nehmen Sie!“ — Ich weigerte mich, erstaunt über eine solche Gütigkeit. — „Ich leih' es Ihnen,“ fing sie an, als sie meine Verlegenheit merkte. — „Aber ich werde Sie nicht wieder-

bezahlen können," sprach ich. — „Das wird sich schon geben: wenn es alle ist, wenden Sie sich an mich!" — Unter Küssen, Umarmungen, Versicherungen der Freundschaft und Liebe trennten wir uns. — Heinrich, sage! Kann man eine beßre liebenswürdigere edlere Frau finden?

Herrmann. Bis hieher fürwahr nicht! Wenn nichts dahinter steckt?

Ulrike. Über den Mißtrauischen! Wer hat dich nur dazu gemacht? — Ach ja! deine Erfahrung, sagtest du ja vorhin! — So ist diese vortreffliche Frau bis auf diese Stunde gegen mich geblieben, meine einzige vertrauteste Freundin, meine Zuflucht bei allen Bedürfnissen: unsre Herzen sind einander offen und unsre Anliegen und Wünsche gehn aus einem in das andre über: sie erzählt mir ihre kleinsten Begebenheiten, und wenn's auch nur eine verlorne Stecknadel wäre: wir singen, tändeln, schwatzen miteinander; — kurz, wir lieben uns, wie zwo Freundinnen sich lieben müssen: keine kann ohne die andre einen Tag zubringen, und wenn wir uns einen halben Tag nicht gesehn haben, leiden wir wie bei einer ewigen Trennung; und sehn wir uns dann wieder, o da ist die Freude so voll! so herzlich! mit Tränen fließen wir bei der ersten Umarmung zusammen: unsre Hände schließen sich ineinander, erwärmen sich unter dem feurigsten Drucke und möchten sich gern noch inniger vereinigen, wenn sie nur könnten. Oft sitz' ich neben ihr auf dem Sofa, rede lange kein Wort, kann auch nicht reden, so voll ist mir mein Herz: es steigt mir vor süßer Wehmut bis in die Gurgel herauf: ein angenehmer Schauer läuft mir durch den ganzen Rücken hinab: ich kann mich nicht halten, ich werfe mich der vortrefflichen Frau an die Brust und schluchze und weine große Tropfen und möchte mich gern in ihre Seele hineindrücken können. O Heinrich! nur diese edle Freundin hat mir deine Trennung erträglich gemacht; ich liebte dich in ihr. Wenn eine weibliche Freundschaft auf der Erde wahr und ohne Affektation gewesen ist, so muß es die unsrige sein: ich zittre vor Vergnügen, wenn ich mir sie nur denke.

Herrmann. Aber bist du gewiß versichert, daß Vignali dich ebenso sehr liebt als du sie?

Ulrike. Wie du nur so einfältig fragen kannst? — Einfältig, recht einfältig ist das gefragt.

Herrmann. Erzürne dich nicht, liebe Ulrike!

Ulrike. Fast möcht' ich! — Tue nicht noch eine so wunderliche Frage! oder du bringst mich gewiß auf. — Ob sie mich liebt? Sehe, höre, fühl' ich's denn nicht? Sie erfüllt ja meine kleinsten Verlangen, kömmt meinen Wünschen zuvor, lauert recht auf Gelegenheit, mir Gefälligkeiten zu erzeigen, gibt mir Geld, so viel ich nur brauche, ohne zu bedenken, daß ich's ihr niemals wiedergeben kann, will auch schlechterdings nichts wiederhaben: liebt man da nicht, wenn man alles das tut? — Du solltest nur unsern Abschied sehn, wenn wir uns auf eine ganze Nacht verlassen müssen — wie wir immer voneinander wollen und nicht können, immer umarmen und küssen und Gute Nacht sagen, und immer wieder stehnbleiben, noch etwas zu sagen haben, dann wieder umarmen, wieder küssen, und so zehnmal, zwanzigmal Abschied nehmen, und zwanzigmal stehnbleiben, bis wir an der untersten Haustür sind; und noch reißen wir uns mit Mühe los, um eine ganze Nacht voneinander zu sein: liebt man da nicht, wenn man das tut? — Sage mir eine von deinen hocherfahrnen Erfahrungen, die alles das zur Lüge macht! Möcht' ich dich doch tausendmal lieber tumm und einfältig als mißtrauisch sehn. Der Himmel weiß es, wie sehr ich dich liebe: aber so wahr ein Himmel ist! ich müßte aufhören, dich zu lieben, wenn du so mißtrauisch bliebst. —

Sie war so lebhaft aufgebracht, daß sie einigemal die Stube hastig auf und nieder ging: Herrmann suchte sie zu besänftigen, ging ihr nach, warf einen Arm um sie und drückte sie zärtlich an sich.

„Liebste Ulrike," sprach er, „zürne nicht! Ich will allen meinen Verdacht, alles mein Mißtrauen unterdrücken, wenn es dich beleidigt! lieber unvorsichtig mit dir ins Unglück rennen, als dich durch Vorsichtigkeit kränken! — Komm! setze dich! erzähle mir weiter! — Du nahmst von Vignali Abschied; und nach diesem Morgenbesuche gingst du? Wohin, liebe Ulrike?"

Ulrike. Zum Mittagsessen bei der Frau von Dirzau: es war gerade Zwölfe, und Vignali sagte mir, „die Frau von Dirzau setzt

eine Ehre darein, mit den Tagelöhnern zu gleicher Zeit zu essen: gehn Sie also gleich hinüber!" — Wirklich war es auch hohe Zeit; denn die Suppe stand schon auf dem Tische, als ich anlangte. Die Frau von Dirzau sagte in eigner Person ein langes langes Tischgebet her, wozu die Fräulein auch einen kleinen Zuschuß tat, und gegenwärtig geht das Beten nach der Reihe herum. Sie, mein Fräulein und ich, wir machten, wie seitdem täglich, den ganzen Tisch aus und saßen lange sehr züchtig und still da: die Frau von Dirzau legte vor. Als sie den ersten Löffel Suppe essen wollte, fing sie mit einem höhnisch verzognen Munde an: „Sie haben der Madam Vignali die Cour gemacht?" — „Ja: der Herr von Troppau hat mir befohlen, sie zu besuchen." — „Daran haben Sie wohl getan: es ist eine sehr kluge Frau." — Nun stund unser Gespräch still. Da sie die Suppe aufgezehrt hatte, welches sie äußerst bedächtig tat, hub sie wieder an: „Wie gefällt Ihnen die Vignali?" — „Außerordentlich wohl! Sie hat mich empfangen wie eine Schwester." — „Das ist ja sehr schön: es ist eine Frau voller Lebensart." — Abermals eine Generalpause! Das Rindfleisch erschien: sie machte ein Kreuz mit dem Messer darüber und schnitt ein. Als das Rindfleisch herumgegeben war, fragte sie: „Trauen Sie der Vignali?" — „Ja: ich glaube, daß sie mein Vertrauen verdient." — „Glauben Sie das? So habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, mein liebes Kind, daß Sie falsch glauben. Es ist eine abscheuliche Frau, ein wahrhaftig gottloses Weib, das weder Gott noch Menschen scheut, um ihre Absichten durchzusetzen." — „Das sollte ich doch kaum denken," unterbrach ich sie. — „Es ist möglich," sagte sie äußerst spöttelnd, „daß Sie die Kunst besitzen, die Leute in einer Stunde besser kennen zu lernen als ich in sechs Jahren: am Ende wollen wir sehn, wer sich geirrt hat, ich oder Sie. Sie hat meinen Bruder in ihrer Gewalt und spielt mit ihm, wie die Katze mit dem Zwirnknaul: nehmen Sie sich in acht! Sie sind sehr jung, und ihr Äußerliches läßt mich erwarten, daß Sie noch nicht verdorben sind: aber Vignali kann nicht wohl unverdorbne Menschen um sich leiden: sie müssen ihr gleich werden, oder zugrunde gehn. Mein Bruder ist gewöhnlich das Werkzeug,

solche schuldlose Geschöpfe, die ein wenig Ehrbarkeit und Tugend mehr haben als dies schändliche Weib, unglücklich zu machen: hüten Sie sich, daß Sie nicht das Opfer werden, das mein Bruder diesem grausamen Götzen bringen muß. Wenn Sie klug sind, wissen Sie nunmehr genug. Ich hoffe, daß Sie in Zukunft sich mehr an mich als meinen Bruder und die Vignali halten werden: es ist zwar seine Tochter, die Ihnen anvertraut werden soll, allein ich erziehe sie und will sie zu einem ehrbaren frommen Leben und nicht zu so einer wüsten Tollheit erzogen wissen. Fliehen Sie alle diese lustigen Gesellschaften! Man wird Sie vermutlich dazuziehen wollen: aber wie ich Ihnen sage, halten Sie sich einzig an mich und gehorchen Sie sonst niemandem! Sie können leicht erachten, daß ich ein gutes Zutrauen zu Ihnen habe, weil ich so offenherzig mit Ihnen spreche. Alle meine Domestiken verstehen französisch, und doch scheue ich mich nicht, alles dies und jedes andre Geheimnis in ihrer Gegenwart zu sagen: nicht ein Wort kömmt über ihre Zunge: so eine Treue, Einigkeit und Liebe herrscht in meinem Hause!" — Sie sprach noch lange in diesem Tone mit mir: wir stunden auf, und sie war noch immer bei der Vignali. Nach Tische nahm sie mich in ihr Kabinett, ließ ihren Bruder bitten, zu ihr heraufzukommen und bei meiner Annehmung selbst zugegen zu sein: er kam auch wirklich, aber sehr verwundert, was er dabei sollte. — „Soll denn der Mamsell vielleicht eine Bestallung ausgefertigt werden?" fragte er spöttisch. „Ich habe meine Meinung heute früh gesagt: das kann ihr wieder gesagt werden: man weist ihr das Zimmer an; und so ist die ganze Historie fertig. Ich bekümmere mich um solche Dinge nicht. Willst du vielleicht zum glücklichen Anfange ein paar Vaterunser mit ihr beten, so ist dir's unverwehrt: ich kann aber nicht die Ehre haben, dabei zu sein: ich muß zu Tische fahren. Adieu!" — Die Frau von Dirzau wurde feuerrot vor Empfindlichkeit: sie verbiß den Ärger, sagte mir die Bedingungen, die mir ihr Bruder machte, und befahl der Fräulein, mich auf ihr Zimmer zu führen: ehe wir gingen, hielt sie eine förmliche Anrede an uns beide, worinne sie uns zur Ausübung unsrer gegenseitigen Pflichten ermahnte, beschloß

wirklich mit einem Vaterunser und hieß uns in Gottes Namen gehen.

Kaum war ich eine Viertelstunde auf meinem Zimmer, siehe! da kam Madam Vignali. Sie wollte mein Fräulein umarmen, allein dem guten Kinde war ein solcher Abscheu gegen die Frau von ihrer Tante eingeflößt worden, daß es alle Liebkosungen von sich abwehrte und mit Zittern augenblicklich aus dem Zimmer zur Frau von Dirzau flüchtete. Ich wollte sie zurückholen, allein Vignali hielt mich ab. „Tant mieux! tant mieux!“ schrie sie lachend. „Das Kind soll mich schon einmal lieben, wenn wir sie in die Zucht bekommen. Eh bien? was hat Ihnen denn die gottselige Dame gepredigt? Ich bin doch wohl der Text gewesen?“ — Ich sagte ihr das wenige Gute, was die Frau von Dirzau von ihr gesagt hatte, und verschwieg alles übrige. — „Eine kluge Frau! eine Frau voller Lebensart!“ sprach sie und zählte dabei an den Fingern. „Sehn Sie! das sind erst zwei Finger; und wenn man das Böse überrechnet, was ihre Dame in einer Stunde von einem Menschen sagt, so zählt man jedesmal alle zehn Finger zehnmal herum: Sie stehen also noch sehr stark im Reste: was sagte sie weiter?“ — Ich antwortete: „Nichts!“ — „Liebes Kind!“ sprach sie sehr ernsthaft: „für eine Bekanntschaft von vier oder fünf Stunden ist Ihre Heuchelei verzeihlich. Solchen Schnickschnack, wie die Frau von Dirzau spricht, vergißt ein gescheiter Mensch sehr leicht: ich will Sie wieder daran erinnern;“ — und nun erzählte sie mir Wort für Wort alles, was wir über Tische gesprochen hatten. Ich stutzte, gestund, daß alles die Wahrheit wäre, und verwunderte mich, woher sie unser Gespräch so umständlich wüßte. — „Woher?“ fing sie mit trocknem Tone an. „Haben Sie nicht hinter dem Stuhl ihrer gnädigen Frau einen langen krummen hölzernen Lümmel bemerkt, der sich, solange das Essen dauerte, nicht von der Stelle bewegte, sich jede Sache zweimal sagen ließ und doch zum drittenmal falsch verstand, der einen Löffel brachte, wenn man Brot forderte, und ein Glas Wein, wenn man einen Löffel verlangte? Dieser taube Pavian besucht mich jedesmal nach Tische durch die Hintertür und erstattet Bericht vom Tischge-

spräche: er hört so fein wie eine Spitzmaus, wenn er mit mir spricht, und bei seiner gnädigen Frau liegt ihm beständig ein starker, starker Fluß vor den Ohren. Ich bezahle ihm monatlich einen Louisdor für seine Taubheit; und für noch einen kauf' ich dem Kerle alle übrige vier Sinne ab, wenn's nötig ist. Stutzen Sie nicht darüber: ich vergelte nur Gleiches mit Gleichem. Die Frau von Dirzau hat alle meine und ihres Bruders Leute im Solde: allein da sie wegen ihres eingeschränkten Vermögens nur kleine Besoldungen machen kann, so überbiete ich sie, und meine treuen Schurken entdecken ihr nichts, als was sie hören soll. Soviel Treue und Einigkeit herrscht in meinem Hause! sagte sie heute zu Ihnen. Ah! la bonne bête! Die sämtliche Treue ihres Hauses will ich für einen Gulden in jedem Falle mit Haut und Haar wegkriegen, und die Einigkeit ist für acht Groschen feil. Alle ihre beiden Bediente sind ausgemachte Galgenvögel, und die meinigen Galgenstricke: ich hätte sie zum Besten der Welt längst alle hängen lassen, wenn ich dürfte. Aber auf das Hauptkapitel zu kommen! Riet Ihnen nicht Ihre kluge Dame, daß Sie sich an sie halten sollten?" — Ich konnte es nicht leugnen. — „Kind!" sagte sie mir mit Stärke und drohte mit dem Finger dazu: „wo du dich unterstehst, dem Rate zu folgen, so sei versichert, daß deine glücklichen Tage vorbei sind! Unser Haus wird dein Grab, dafür steh' ich dir." — Ich erschrak bis zum Zittern über diese Drohung: aber sie richtete mich gleich wieder auf, indem sie mit gemildertem, beinahe lustigem Tone sagte: „Närrchen, was erschrickst du denn? Wer wird so kindisch sein? Genieße deines Lebens, solange du kannst! Wenn die Herrlichkeit aus ist, dann halte dich zur Frau von Dirzau! Itzt tust du besser, du hältst dich zu mir: ich verstehe mich aufs Glück des Lebens." — Ohne mich zur Antwort kommen zu lassen, brach sie ab und sah zur Tür hinaus. — „Ach! da sind ja meine Leutchen schon!" rief sie und bat mich um Erlaubnis, ihren Schneider hereinkommen zu lassen. Er nahm mir das Maß: ihr Mädchen brachte seidne Zeuge: wir lasen aus: sie lenkte meine Wahl und ordnete meine Befehle an den Schneider. Frau Hildebrand erschien mit Kopfputze, ein Bedienter mit an-

dern Galanterien: genug, in einem Nachmittage wurde meine Garderobe in Stand gesetzt. Vignali suchte unter allen das teuerste aus: ich nahm sie deswegen auf die Seite und stellte ihr vor, daß ich das nimmermehr bezahlen könnte. — „Närrin!" sprach sie: „wer uns alle ernährt, wird auch diesen Plunder bezahlen." — Als der Einkauf vorbei war, sollte ich mit zu ihr gehn und eins von ihren Kleidern versuchen, weil das meinige zur Abendgesellschaft zu schlecht wäre. Ich weigerte mich und bat sie zu bedenken, daß mir die Frau von Dirzau diese Gesellschaft schlechterdings untersagt hätte. — „Hat sie dir der Herr von Troppau auch untersagt?" — „Nein," antwortete ich, „aber auch nicht befohlen!" — „So befehle ich, daß du keine von diesen Abendgesellschaften versäumen sollst." — Ich wußte nichts mehr vorzuwenden als meine Untergebne, von welcher ich mich unmöglich so lange trennen könnte; denn ich hatte durchaus einen Widerwillen in mir gegen diese Gesellschaften. — „Laß du nur," sprach sie lachend, „das gute Mädchen bei ihrer Tante recht dumm werden, damit wir desto mehr Ehre davon haben, wenn wir sie klug machen. Allons!" — Mit diesem Allons faßte sie mich unter den Arm und wanderte mit mir die Treppe hinunter. Ich mußte mich von ihr selbst anputzen lassen, so sehr ich mich auch sträubte: es däuchte mir, als wenn ich mein Totenkleid anzöge, so eine Ängstlichkeit fühlte ich, daß ich in ein Haus voll solcher Schikanen, Parteien und Kabalen geraten war.

Herrmann. Und ich möchte, daß du nie einen Fuß hineingesetzt hättest. — Ach Ulrike! wenn deine Tugend nicht Löwenstärke hat — aber ich habe ja versprochen, nicht mißtrauisch zu sein! Erzähle weiter!

Ulrike. Bei mir war wahrhaftig damals das Mißtrauen auch sehr stark. Mit der übelsten Laune von der Welt sah ich die Gesellschaft allmählich ankommen. Lairesse war die erste, die erschien. Solch' eine tolle Lustigkeit, so eine übernatürliche Unbesonnenheit und so viel Leichtsinn kannst du dir nicht vorstellen: mich nennte man zu Hause unbesonnen: aber ich bin ein Kato dagegen. Sie sagte mir so eine große Menge Sottisen beim ersten Anblicke ins

Gesicht, so viele Abgeschmacktheiten, daß meine Backen gar nicht aufhören konnten zu erröten. Ich haßte sie anfangs deswegen, aber in der Folge hat sie mich doch sehr eingenommen. Man muß ihr ihre Lebhaftigkeit, die oft in Ungezogenheit ausartet, zugute halten: sie ist sehr dienstfertig, wenn sie es in ihrem unendlichen Leichtsinne nicht vergißt, und liebt mich, wie eine Schwester. Ich habe ihr zwar nie so gewogen werden können als der Vignali: sie scheint mir auch ein wenig falsch zu sein: deswegen hat sich seit einem paar Wochen mein Zutrauen gegen sie sehr gemindert: aber ich mag mich vielleicht irren. — Nach ihr stellte sich der Herr von Troppau ein: er tat, als wenn er mich unvermutet hier fände, faßte mich bei der Hand und rief voller Vergnügen: „Ach, da ist ja unsre kleine Prinzessin! Das ist ein gescheiter Einfall, Vignali, daß Sie das gute Mädchen mit zu unsrer Gesellschaft ziehn: bei meiner Schwester wird sie ohnehin Langeweile genug haben. Ich beklage, daß ich vor der Hand keine Veränderung treffen kann." — „Wir wollen schon eine Veränderung treffen," fing Vignali an: „auf Ostern nehm' ich Ihre Tochter zu mir: das arme Kind wird lichtscheu werden bei ihrer itzigen Erziehung." — „Mir ist das sehr gelegen!" antwortete der Herr von Troppau. „Das überlaß' ich Ihnen, Vignali: sehn Sie, wie Sie das Mädchen von meiner Schwester herauskriegen: ich mische mich nicht drein." — Mit der nämlichen Folgsamkeit willigte er in alles, was Vignali für gut fand. Endlich langte auch Mamsell Rosier an, ein recht gutes, herzlichgutes Kind, zärtlich, empfindsam, weich wie geschmolzne Butter, voll teutscher Treuherzigkeit, und verliebt! In jeden Menschen, der nur zwei Worte mit ihr spricht, verliebt sie sich; und läßt sich dabei zum Besten haben — o daß mir zuweilen die Seele für sie weh tut. Sie ist der wahre souffre-douleurs der Gesellschaft: wenn niemand etwas zu reden weiß, zieht man über das arme Mädchen her; und dabei ist sie so einfältig, daß sie sich noch obendrein etwas darauf zugute tut, wenn sie die Gesellschaft auf ihre Kosten belustigt hat. Man kann ihr nicht Schuld geben, daß sie dumm ist, aber wegen dieses Mangels an Empfindlichkeit ist sie mir unleidlich: sie hat auch weder die einnehmende

Lebhaftigkeit der Lairesse, noch Vignalis einnehmenden Ernst: so zutuend sie ist, so zieht sie doch nicht an: man möchte sie von sich stoßen, so lästig wird sie zuweilen. Sie liebt mich so sehr als die andern alle: unendlich liebt sie mich, und es schmerzt mich, daß ich sie nicht gleich stark lieben kann: aber es geht nicht, und wenn ich mir noch so viel Gewalt antue.

Herrmann. Also lieben sie dich alle wie Schwestern? unendlich? feurig? zärtlich?—Wenn du dir nur nicht einbildest, daß dich die Mädchen unendlich lieben, weil du sie so liebst! Nach dem Porträte zu urteilen, daß du von ihnen machst—

Ulrike. Noch immer Mißtrauen?—Heinrich, ich binde dir den Mund zu.

Herrmann. Vergib mir, Ulrike! Mein Herz ist mir während deiner Erzählung so schwer geworden, daß mir wider meinen Willen bisweilen eine trübe Anmerkung entwischt. Fahre nur fort, ich will mich schon zurückhalten.

Ulrike. Wenn du mich so oft unterbrichst, kömmt meine Erzählung heute nicht zu Ende. Also stockstill, bis mein Märchen aus ist!—Wer kam denn zuletzt in die Gesellschaft?—Ja, die rotbäckige Mamsell Rosier. Der Herr von Troppau schlug mir auch einen französischen Namen vor: allein ich wehrte mich so stark dawider, daß er sich begnügte, meinen teutschen Namen französisch auszusprechen: ich wurde zur Mademoiselle Erman. Sie freuten sich alle ungemein auf eine Kurzweil, die sie diesen Abend auszuführen gedachten. Weil ich gar nichts davon wußte und also nicht mitlachen konnte, erzählte mir Vignali, daß gestern bei ihr ein junger Franzose, aus Paris frisch angekommen, gespeist habe; „der Mensch," sagte sie, „plauderte so unendlich, daß kein einziges unter uns ein Ja oder Nein zwischen seine Tiraden einschieben konnte: von dem ersten très-humble serviteur bis zum letzten hielt er eine aneinanderhängende Rede von skandalösen Historchen, Spötteleien, Unverschämtheiten, Aufschneidereien und jämmerlichen Kleinigkeiten, und wir armen Leute waren so überrascht, daß wir uns ärgerten und ihm geduldig zuhörten: wir konnten uns nicht helfen: wenn jemand auch es wagte, dazwischen

zu reden, so brachte jener Unverschämte die Übrigen zum Lachen, und sein Nebenbuhler hatte keine Zuhörer. Aber heute wollen wir uns rächen: er soll darniedergeschwatzt werden und nicht einmal ein bon soir zustande bringen. Er ist darum eine halbe Stunde später gebeten, damit die Alliierten alle beisammen sind, ehe er kömmt." — Auch war die Gesellschaft, die außer den genannten noch aus einem Paar artigen vernünftigen Franzosen bestand, lange versammelt, ehe der Held des Possenspiels erschien. Lairesse wälzte sich singend auf dem Sofa vor übermäßigem Vergnügen, und Rosier klatschte unaufhörlich hüpfend in die Hände und lispelte: „Das wird hübsch sein! das wird hübsch sein!" — Endlich erschallte vom Bedienten, der ihm aufpaßte, ein erfreuliches le voilà durch die Tür: sogleich marschierte Vignali gegen ihn los, der übrige Haufe drang gleichfalls zu, und alle schwatzten so stürmisch auf den einzigen Menschen hinein, daß der Plauderer verwundert und stumm mitten dastand, sich bald dahin, bald dorthin drehte, den Mund öffnete wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, reden wollte und nicht konnte. Man trieb die Rache so weit, daß ich wirklich den ganzen Abend keinen verständlichen Laut von ihm gehört habe; und dabei machte man ihm beständig die bittersten Vorwürfe, daß er nicht spräche, so wenig zur Unterhaltung der Gesellschaft beitrüge, da er doch gestern so viel dazu getan hätte: er öffnete den Mund, allein man fiel ihm sogleich ins Wort. Man sah es dem armen Knaben recht an, wie ihm Herz und Lunge weh tat, wie ihn die Hemmung seiner Zunge ängstigte: er drehte, er rückte sich bei Tische auf seinem Stuhle, räusperte sich, strich sich das Gesicht oder arbeitete an der Halsbinde: für mich war die Lust unschätzbar. Den schlimmsten Streich spielte ihm noch Lairesse: weil er nicht wenig außer Fassung gesetzt war, nahm er unmittelbar nach dem Essen Hut und Degen, um sich à la françoise wegzubegeben: allein das vorwitzige Mädchen erwischte ihn an der Tür bei dem Arme, drehte ihn um, machte eine tiefe langsame Verbeugung und sagte mit komischer Gravität: „Mein Herr, man hat Sie persifliert." — Der Franzose machte eine ebenso tiefe Verbeugung und sprach mit dem

nämlichen Tone: „Mademoiselle, ich hab' es wohl bemerkt!" — weg war er!

Du kannst dir leicht vorstellen, daß mir eine solche Unterhaltung ungleich besser behagte, als das stille schleichende Gespräch der Frau von Dirzau, wo bei jedem Gerichte eine Frage und eine Antwort zum Vorschein kam: da ich obendrein in diesen Gesellschaften wohl manchen ausschweifend lustigen Auftritt, aber nie eine eigentliche Unanständigkeit, noch viel weniger etwas böses erblickte, so versäumte ich keine, wenn man mich dazu zog. Vignali legte mir durch ihre vielfachen Gütigkeiten immer neue Verbindlichkeiten auf und gewann durch die Annehmlichkeiten ihrer Person und ihr freundschaftliches Betragen mein Herz so ganz, daß ich ihr alles aufopferte. Das Vertrauen der Frau von Dirzau hatte ich gleich den ersten Tag verloren, weil ich bei Vignali zum Abendessen gewesen war: ihr Gespräch wurde deswegen noch zurückhaltender und kälter, daß es zuweilen die ganze Mahlzeit über nur aus einer Frage und einer Antwort bestund: überfiel mich zuweilen der Plaudergeist, so hörte sie nicht darauf, sondern unterbrach mich gleich durch einen Befehl an den Bedienten, oder fing wohl gar mitten in meinem Reden ein Gespräch mit ihm an, daß mich die Mühe verdroß, mich allein anzuhören: seitdem bin ich völlig stumm bei Tische, wenn sie mich nicht fragt. Dafür fragt sie mich aber auch kein Wort anders als äußerst höhnisch: anfangs ertrug ich's und ärgerte mich bloß in mir selbst, aber Vignali und selbst der Herr von Troppau, wenn ich mich beklagte, ermunterten mich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Ton wollte mir lange nicht gelingen, aber nunmehr hab' ich ihn so sehr in meiner Gewalt, daß ich der Frau von Dirzau gewiß nichts nachgebe. Seitdem sie merkt, daß ich ihr ihre Kunst so sehr abgelernt habe, spricht sie mannigmal in drei, vier Tagen keine Silbe mit mir. Auch gut! denk' ich: so muß ich mich nicht wider meine Natur zwingen, höhnisch zu sein. Für die Langeweile des Mittags halte ich mich des abends wieder schadlos.

Herrmann. Aber der Herr von Troppau? wie verhielt er sich gegen dich? denn nunmehr kann doch ein Kind raten, warum deine

ehrliche Frau Hildebrand mit dir unter die Linden spazieren ging, woher sie sogleich ein Kleid für dich schaffte, warum dir Vignali so freundschaftlich mit Gelde beistund: alles floß aus einer Quelle; und so große und ausgezeichnete Gütigkeiten tut kein Herr von Troppau umsonst: es lauscht gewiß ein Betrug dahinter.

Ulrike. Ein Betrug? — Heinrich! wachst du? — Wenn du nicht im Schlafe sprichst, hat dich gewiß der schwarzperückichte Magister angesteckt, von dem du mir einmal in Dresden schriebst. Was gilt's? das Wetter-Hagels-Vieh — wie meine Tante Sapperment sich zierlich ausdrückte — hat dich mit seiner frommen Misanthropie angesteckt.

Herrmann. Leider! nicht bloß angesteckt! getan hat er mir, was ich itzt bei jedermann fürchte! du sollst es hören und urteilen, ob mir nur der Wind mein Mißtrauen angewehet hat. — Itzt beruhige mich über meine Frage!

Ulrike. Das kann ich leicht. — Höre drauf, du Misanthrop! der Herr von Troppau hat sich gegen mich wie der edelste, vortrefflichste, freundlichste, liebreichste, freigebigste, gütigste Mann betragen: ich verehre und liebe ihn: ich habe in meinem Leben keinen bessern Mann gesehn.

Herrmann. Und weiter war er nichts gegen dich?

Ulrike. Ist denn das nicht genug und alles Dankes wert?

Herrmann. Ulrike! Ulrike! du heuchelst. Wenn ich taube Bediente hätte sprechen lassen wie Vignali, ich wette, ich wollte dir mehr sagen. — Auf dein Gewissen, Ulrike! heuchelst du nicht?

Ulrike. Neugieriger, vorwitziger Mensch! Warum zwingst du mich nun durch deine Zudringlichkeit dir Einen Dorn mehr ins Herz zu stecken? du wirst ja ohnehin genug vom Mißtrauen gestochen. Wenn ich auf mein Gewissen antworten soll, muß ich dir frei bekennen, was ich dir, du blinder Mensch! zu deinem Vorteile verhehlen wollte — daß der Herr von Troppau einmal mehr sein wollte, als ich dir vorhin von ihm sagte: aber ich schwöre dir bei unsrer Liebe und meiner ewigen Wohlfahrt! kein Umstand soll dir verschwiegen werden, was in diesem einzigen verdächtigen Falle vorging. Ich war einmal des Nachmittags bei Vignali, und

weil wir keine Komplimente miteinander machen, fuhr sie zum Besuch und ließ mich allein und versprach in einer halben Stunde wieder zu kommen: ich nehme ein Buch—es waren des Abt Bernis Werke—beim ersten Aufschlagen fallen mir seine Betrachtungen über die Leidenschaften in die Augen. Ich setze mich auf den Sofa, und kaum schlage ich zum erstenmal um, so ist schon die Liebe da: wer wird nicht gern etwas von der Liebe lesen?—Ich lese den ganzen Brief[1]) an die Gräfin C** durch. Als ich bei den letzten vier Zeilen bin, siehe! da kömmt mein Herr von Troppau. Er sieht sich nach Madam Vignali um, hört von mir, daß sie zum Besuch ist, fragt wo—ich sage es—er setzt sich, nimmt das aufgeschlagne Buch vom Sofa, liest,—„Aha!" fängt er lächelnd an, „qu' est ce qu' Amour?—was ist die Liebe? Können Sie darauf antworten?"—„Warum nicht?" sagte ich, „wenn Sie mir das Buch erlauben wollen!"—„Oh: aus dem Buche ist's keine Kunst: Sie sollen aus dem Herze antworten."—„Mein Herz kann keine Verse machen."—„Eh bien! Ich will Ihnen meine Verse vorlesen: Ihr Herz mag in Prose darauf antworten."—Er las die Verse her:

Was ist die Liebe?

Es ist ein Kind, beherrschet mich,
Beherrscht den König und den Diener,
Schön, Iris, schön wie du, es denkt, wie ich,
Nur ists vielleicht ein wenig kühner.

„Ist Ihr Herz auch der Meinung?" fing er an und umfaßte mich. Ich sagte in aller Unschuld: „Ja."—„Also finden Sie doch den nämlichen Fehler an mir, den alle Damen an mir tadeln, daß ich zu bescheiden, nicht kühn genug bin?" fragte er. Es verdroß mich, daß er meinem unschuldigen Ja eine so geflissentlich falsche Auslegung gab: ich antwortete ihm also, halb wider meinen Willen, in dem Tone der Frau von Dirzau: „Keineswegs!"—„Das Keineswegs haben Sie wohl von meiner Schwester gelernt? Es war ihr leibhafter Ton: aber es ist auch so falsch wie alles, was meine Schwester sagt. Ihr Herz möchte wohl, daß ich ein weniger

1) Oeuvres melées de Mr. l' Abbé de Bernis. S. 89.

dreister wäre?" — „Mein Herz schweigt ganz still dabei," sagte ich. — „Ich will es einmal fragen," sprach er lachend und machte eine Bewegung, die mich zum Aufstehen nötigte. Er holte mich zurück und fing ein zweideutiges Gewäsch über die Liebe und die Herzen der Damen an, das ich mich so sehr zu wiederholen schäme, als ich mich damals schämte, es zu hören. Seine Hände nahmen dabei wieder so vielen Teil am Gespräche, daß ich mit großer Empfindlichkeit aufstund und ihm nachdrücklich sagte: „Gnädiger Herr, ich bin wohl verliebt, aber nicht verhurt!" — dabei machte ich eine Verbeugung und ging. Auf der Treppe begegnete mir Vignali und nötigte mich wieder mit ihr zurückzugehn. Der Herr von Troppau sprach italienisch mit ihr, und beide lachten herzlich — vermutlich über mich, weil sie in einer Sprache redten, die ich nicht verstehe, und auch ein paarmal einen Blick nach dem Sofa wurfen: das setzte mich in so üble Laune, daß ich vor Ärgerlichkeit kein Wort mehr sprach. Da er uns verlassen hatte, fing Vignali an: „Der Herr von Troppau hat mit Ihnen geschäkert?" — „Ja," antwortete ich; „aber nicht, wie ichs liebe!" — „Sie sind wohl gar empfindlich darüber? Sie sind ja sonst nicht so eigensinnig, so erzürnbar, und auch keine Feindin von der Liebe." — „Das nicht!" unterbrach ich sie: „ich habe auch dem Herrn von Troppau sehr deutlich gesagt, was ich von der Liebe unterscheide." — „Närrin!" rief sie und schlug mich auf die Schulter: „wer wird denn so einen einfältigen Unterschied machen? Lieben wir nicht alle? Wollen Sie allein sich mit dem Zusehen begnügen? Können Sie andre Leute essen sehn, ohne daß Sie hungert?" — „Wenn ich nichts zu essen habe?" sprach ich. „O sehr gut!" — Mit dieser Antwort hatte ich mich selbst gefangen: sie schikanierte mich ganz entsetzlich darüber und fragte endlich, ob mir der Herr von Troppau zu schlecht wäre. Ich war so verdrießlich über das Gespräch, daß ich ihr etwas zu übereilt antwortete: „Er ist mir zu allem nicht zu schlecht, was er bisher für mich gewesen ist: aber ich dünke mich zu gut, um seine Hure zu sein." — Darüber wurde Vignali feuerrot. — „Untertänige Dienerin!" sprach sie etwas spöttisch: „also bin ich auch seine Hure? denn das sag ich Ihnen frei, ich

liebe den Mann: ich habe unsre Liebe niemals verhehlt, weil ich keine Heuchlerin bin. Für eine Gouvernante sind Sie noch sehr kindisch. Ich will dem Herrn von Troppau sagen, daß er sie in Ruhe läßt, bis Sie bei reiferem Verstande sind. Sie sind noch zu neu, um sich dabei zu benehmen, wie es sich gehört." — Ich konnte mich nicht enthalten, über die Lektion ein wenig zu schmollen: allein der Vignali merkte man's nicht eine Minute an, daß sie auf mich zürnte: sie brach ab und war wieder so freundlich, wie vorher. Seitdem hat mich der Herr von Troppau nicht mit einer Hand wieder berührt, meiner und Vignalis Freundschaft hat es auch nicht geschadet, und ich bin so ruhig, so munter und vergnügt zeither in dem Hause—

Herrmann. Das du mit dieser Minute verlassen solltest, wenn du Gewissen hast! Du bist in einem schrecklichen Hause, in dem Wohnplatze der Verführung, unter Betrügern und Kupplerinnen, unter gleißenden Betrügern—

Ulrike. Heinrich, ich sage dir's noch einmal, du machst mich böse.

Herrmann. Ich wollte, daß du's würdest: so zankten wir uns, trennten uns, haßten uns, und es kostete uns doch keine Mühe, keinen Schmerz; denn mit unsrer Liebe ist es doch aus, rein aus. — O Ulrike! ich habe, seitdem ich in dieser Stadt bin, Dinge gehört, wovon weder mein noch dein Verstand träumte — schreckliche Dinge, bei welchen sich meine ganze Seele empört: Dein Glück ist es, wenn du sie nicht weißt: aber du wirst sie erfahren! Du wirst sie erfahren!

Ulrike. Du setzest mich in Todesangst: sage mir nur, was du hast, was du fürchtest!

Herrmann. Nunmehr weiß ich unsre Geschichte, unsre traurige Geschichte. Die Unschuld liebte mich: ich liebte sie: die Unschuld kam an den Ort der Verführung, ward verführt und ich — zur Leiche; denn das sagen mir alle meine Gedanken und mein ganzes Gefühl, wenn du liebtest, wie sie alle, die du deine Freundinnen nennst — du wärst mir verhaßt: ich müßte laufen, so weit mich See und Land trügen, um deinem Andenken zu entgehn.

Unsre Liebe, das sagt mir mein Herz laut, ist ein andres Ding als die Liebe der Vignalis, der Kairessen und wie sie weiter heißen. Wenn du Ihnen gleich würdest?

Ulrike. So groß ist dein Zutrauen zu mir, meiner Tugend, meinem Gewissen, meiner Ehre? Tat ich nicht einen Schwur?

Herrmann. Liebe Ulrike, was sind tausend Schwüre in der Anfechtung? wenn man gedrängt, getrieben, gestoßen wird? Ich hielt meinen Verstand für einen Götterverstand; und doch schwatzte mir ihn ein Bösewicht danieder: glaubst du, daß deine Tugend stärker ist als mein Verstand? Und wenn sie es wäre, hat sie nicht auch mit größerer Stärke zu kämpfen als ich? Kein Geld wird dich überwinden: aber eine glattzüngige beredte einschmeichelnde Vignali! ein wollüstiger überraschender schlauer Herr von Troppau! Traust du dir, solchen Gegnern immer, immer zu widerstehen?

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, schweig! Du scheuchst eine Schlange auf— –

Herrmann. Aber ist es nicht besser, sie izt aufzuscheuchen, damit sie dich nicht beißt, wenn du unachtsam auf sie trittst oder sorglos daliegst und schlummerst?—Ulrike, das schwör' ich dir, Eine Untreue, eine einzige Untreue reißt unsre Herzen auf ewig auseinander.

Ulrike. So verdunkle doch unser Vergnügen nicht mit so schwarzen Vorstellungen! Freilich lauerte auf meines Onkels Schlosse keine Verführung auf mich: auch ohne Beschützer war ich sicher: aber warum sollt' ich's hier nicht ebenfalls sein? was könnt' ich von diesen friedlichen freundlichen Leuten fürchten!—Durch einen unglücklichen Vorfall, den du mir noch nicht deutlich gesagt hast, bist du mißtrauisch geworden: du machst dir trübe Einbildungen und malst dir fürchterliche Gespenster vor die Augen. Vignali wird dir die Gespenster schon verjagen.

Herrmann. Mein Unglück wär's, wenn sie mir sie verscheuchte.—Ulrike, hast du das Herz, aus Liebe für mich dies Haus zu verlassen?

Ulrike. Verlassen? Dies Haus? Warum?

Herrmann. Aus Liebe für mich, sag' ich!

Ulrike. Um wessentwillen verließ ich Dresden? — Weißt du nun, wie viel ich aus Liebe für dich tun kann? — Ja, aus einem Palaste kann ich aus Liebe für dich gehen, wenn es sein muß: aber wohin?

Herrmann. In die Welt: je weiter von hier, je lieber.

Ulrike. Menschenfeind! was hat dir denn die unschuldige Stadt getan?

Herrmann. Nichts! aber sie wird! Ich habe mit der Verführung meines Kameraden, der zwei Jahre jünger ist als ich, mit seinem Hohne, seinen Schmähungen, seinen verachtendsten Spöttereien — ich habe mit den Lockungen einer Dirne, die oft den Diener unter mancherlei Vorwand auf seiner Stube besuchte, mit den Höhnereien beider gekämpft: aber ich trug sie, weil mir Zürnen nichts half. Die Verführung war plump zurückscheuchend, empörend für alles mein Denken und Empfinden: es kostete mir nicht einen Atemzug Standhaftigkeit, um ihr zu widerstehn: es war eine Reizung, die mir widerstund: aber, Ulrike, wenn wir ihrer gewohnt würden, und sie uns endlich in einem anständigern Gewande weniger widerstünde, was dann? — Ulrike, wir wollen fliehn, weil es Zeit ist.

Ulrike. Wollen wir uns vom Winde nähren?

Herrmann. Hier sind vier Hände! Was die Hände nicht können, wird vielleicht der Kopf tun.

Ulrike. Ich bitte dich, Heinrich, übereile dich nicht! — Glaube mir! das sind alles finstre Grillen, die du dir machst. Warum sollten denn in dieser Stadt nicht so gut tugendhafte ehrliche Leute sein, als anderswo? Muß man denn notwendig verführt werden? Ich wohne ja schon drei Monate hier und bin's noch nicht: wir sind zwar jung, aber doch keine Kinder, die man mit Mandelkernen lockt und überredet. Das hast du dir noch von Schwingern angewöhnt, der auch jede Sache zu ernsthaft betrachtet und über alles moralisiert. Vignali wird dich schon heiter und aufgeräumter machen. Hab' ich dir nicht schon genug aufgeopfert? meinen Stand, meinen Ruf, die Gunst meiner ganzen Familie! Soll ich nun gar wegen einer übeln Laune und einiger finstern Grillen, die

dir eben aufsteigen, allem Wohlsein, aller Ruhe, allem Vergnügen entsagen und mit dir ins Elend auswandern? Bedenke doch nur, welche Laufbahn sich für dich eröffnet! du findest durch unser Haus Gönner, Freunde, Beförderer, bekömmst einen Platz, und mit dem Unterhalt vielleicht auch Ehre; und Heinrich! — soll ich dich noch erinnern, was alsdann für eine Glückseligkeit auf uns beide wartet? Unser Wunsch ist ja dann erreicht: wollen wir uns von dem Glücke, das uns bei der Hand dahin führt, mutwillig losreißen? — Du Grillenkopf! was stehst du denn da und murrst? So wirf doch deine ernsthafte finstre Laune in die Spree! in den tiefsten Grund hinein!

Herrmann. Gute Nacht, Ulrike. Ich gehe morgen zu Vignali. —

Er ging. Der hastige abgebrochne Abschied setzte Ulriken in Erstaunen: sie eilte ihm nach, aber er war schon die Treppe hinunter.

Viertes Kapitel

Den größten Teil des folgenden Morgens brachte Herrmann mit seiner Abonisierung zu, und um eilf Uhr war er schon völlig mit seinem neuen Staate angetan, als der Sohn der Frau Hildebrand, ein Knabe von zwölf Jahren, ihm einen Brief von Ulriken überbrachte.

den 28. Jan.

Heinrich,

Du hast mir abermals eine recht schlaflose Nacht gemacht. Deine Besorgnis muß mich angesteckt haben: die ganze Nacht wand und drehte ich mich um die Vorstellung herum, daß ich verführt werden könnte: es kam mir nunmehr selbst vor, als wenn es sehr leicht anginge: die Größe der Gefahr und meine Furcht wuchsen mit jedem Pulsschlage: ich hätte in der Angst tausend Meilen mit dir laufen mögen, um nur aus dem verführerischen Hause zu kommen. Da fiel mir endlich ein Gedanke ein — Heinrich! ein recht gottloser Gedanke! Aber, dacht'

ich, du hast deinem Heinrich so viel aufgeopfert: wenn du ihn nun durch die Aufopferung deiner Tugend auf immer glücklich und groß machen könntest? Du würdest dein Leben für ihn hingeben, warum nicht auch deine Tugend? — Kaum war mir der abscheuliche Gedanke durch den Kopf gefahren, so erschrak ich, als ob mich der Schlag träfe: ich glühte und schwitzte vor Entsetzen und wurde so grimmig auf mich selbst, daß ich mir eine recht derbe Ohrfeige gab. Es kam mir wohl hundertmal wieder in den Kopf: ich habe mich mit dem abscheulichen Gedanken gequält und abgeängstigt wie mit einem Gespenste: ich schloß die Augen fest zu und wollte einschlafen, um nur nicht mehr zu denken; aber es ging nicht. Ich schlummerte endlich ein wenig ein: gleich kam mir vor, daß der Herr von Troppau vor meinem Bette stünde, so schön und reizend, als ich noch keine Mannsperson gesehn habe: er hielt mit sanftem Lächeln seine Arme offen, mir entgegen: mein Herz pochte, ich wollte hinaus in seine Arme, ich arbeitete, um mich herauszuwinden: da warfst du dich mir plötzlich um den Hals und zogst mich so gewaltig zurück, daß ich fast erstickte: ich hustete und wachte drüber auf, aber so froh! so entzückt, als wenn mich jemand aus den Klauen eines Löwen gerissen hätte. Der Stutz auf meinem Schreibeschranke schlug gerade drei: ich stund auf, nahm meine Pelzsaloppe um, zündete mein Licht bei der Nachtlampe an und schrieb dir dies Briefchen. Aber ich muß hier schließen: meine Finger können vor Kälte kaum die Feder regieren, ich zittre, trotz der dicken Pelzsaloppe, wie im Fieber vor Frost. Wohl dir, wenn du ruhiger schläfst als ich!

* * *

Ich muß dir geschwind noch einen sonderbaren Besuch erzählen, den ich heute in aller Frühe gehabt habe. Meine Unruhe ließ mich nicht im Bette: gegen sechs Uhr stund ich auf und machte mir selbst Feuer im Windofen und setzte mich im Pelze nicht weit davon nieder. Ich schlummre ein, sinke mit dem Kopf auf einen danebenstehenden Stuhl und schlafe so

halb sitzend, halb liegend, bis es Tag wird. Da ich aufwache, sitzt eine Mannsperson am Tische: ich erschrecke und erkenne den Lord Leadwort. Hab' ich dir schon etwas von diesem Originale gesagt? Es ist ein Engländer, der diesen ganzen Winter hier zugebracht hat und einigemal in der Abendgesellschaft bei Vignali gewesen ist, wo ich seine Bekanntschaft gemacht habe. Er saß in einem braunen Reitrocke, Pantoffeln, einer baumwollnen Stutzperücke, einem runden Hute, einen knotichten mit Eisen beschlagnen Stock in der Hand, tiefsinnig und steif nach der Tür hinsehend da, ohne sich zu rühren. Ich stand lange und wußte nicht, ob ich ihn für einen Rasenden oder Betrunknen halten sollte. Er redte nicht. — „Mein Gott!" fing ich endlich an, „Mylord, wo kommen Sie so früh her?"

Er. Ich bin schon lange da.

Ich. Ich muß bekennen, daß ich ein wenig erstaunt bin, Sie so früh bei mir zu sehn.

Er. Ich will den Tee bei Ihnen trinken.

Ich. Aber in diesem Anzuge, Mylord! Ich muß Ihnen frei heraus sagen, daß mich die Freiheit ein wenig verdrießt, die Sie sich genommen haben. Wenn Sie jemand so bei mir antrifft — was man alsdann argwohnen wird, können Sie leicht selbst erraten.

Er. Man wird glauben, ich habe bei Ihnen geschlafen.

Ich. Mylord! Ich hätte einen andern Mann in Ihnen vermutet.

Er. Ist es denn nicht die Wahrheit? Ich bin schon seit ein Uhr hier: ich habe aber nicht sonderlich geschlafen. —

Ich war so erbittert, daß ich ihm voller Zorn ins Gesicht sagte: „Mylord, das ist eine Unwahrheit. Wollen Sie vielleicht meinen guten Ruf zugrunde richten und eine so schändliche Erdichtung von mir ausstreuen? — Was hab' ich Ihnen getan?"

„Nichts!" unterbrach er mich kaltblütig. „Es ist die lautere Wahrheit. Ich habe seit ein Uhr hier geschlafen: Sie sind um drei Uhr aufgestanden und haben geschrieben: dann legten Sie

sich wieder nieder, stunden gegen sechs Uhr auf, machten Feuer, schliefen auf dem Stuhle ein und wachten itzo auf. Wie kann ich das alles wissen, wenn ich nicht hier geschlafen habe?"

Ich. Aber ich habe Sie nicht gesehn.

Er. Ich habe mich beständig still gehalten, um Sie nicht zu erschrecken.

Ich. Sie werden mir verzeihen, Mylord, ich finde, daß Sie eine große Unbedachtsamkeit begangen haben. Sie könnten mich unschuldigerweise in einen schlimmen Ruf bringen. Aber sagen Sie mir in aller Welt, wie sind Sie auf den Einfall gekommen?

Er. Ich hab' Ihnen etwas zu sagen. Um es nicht zu verschlafen, sondern gleich bei der Hand zu sein, wenn Sie aufstünden, hab' ich bei Ihnen geschlafen.

Ich. Aber wie sind Sie hereingekommen?

Er. Durch die Tür.—Weil mir das, was ich Ihnen sagen will, beständig zu sehr in Gedanken lag, konnte ich nicht einschlafen: ich trat ans Fenster: der Mondschein gefiel mir: ich warf meinen Reitrock über, ging hieher, fand die Thür offen, ging in ihr Zimmer, legte mich auf den Sofa und schlief. Was ist denn Übels dabei?

Ich. Sehr viel! wenn's die Frau von Dirzau erfährt?

Er. So will ich ihr selbst sagen, daß ich bei Ihnen geschlafen habe.

Ich. Tausendmal lieber wär mir's, wenn Sie am hellen Tage und wachend zu mir gekommen wären.

Er. Das bin ich! Ich bin wachend zu Ihnen gekommen, ganz wachend!—

Ich war zu ärgerlich, um über seine tollen Antworten zu lachen: ich wollte den Tee bestellen und bat um die Erlaubnis, ihn verlassen zu dürfen.—„Der Thee ist bestellt: ich hab' es selbst gethan," sprach er. Wirklich langte er auch ein paar Augenblicke darauf an.

Wir tranken: es erschienen verschiedene Arten von Backwerk, das er gleichfalls vor meinem Erwachen bestellt hatte:

Niemand sprach. Endlich fing er ganz trocken an: „Mademoiselle, ich will Ihnen in zwei Worten sagen, was ich bei Ihnen will: ich liebe Sie."

Ich. Sehr viel Ehre für mich, Mylord!

„Das ist eine Lüge!" fuhr er hitzig auf. „Mir macht es Ehre, aber nicht Ihnen." — Sogleich fiel er wieder in seinen kalten Ton zurück. „Ich habe eine Abneigung gegen die Ehe," fuhr er fort: „wenn sie meine Freundin werden wollen, so versprech' ich Ihnen: (hier zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und las:) „jährlich vierhundert Pfund für ihre kleinen Ausgaben, freie Equipage, Bedienung, Wohnung und Tafel, alles, wie Sie es nach Ihrem Gefallen einrichten wollen, auf meine Rechnung. Trennt uns der Tod, oder nötigt mich eine unvermeidliche Ursache, nach England zurückzukehren, so bestimme ich Ihnen auf Ihre ganze Lebenszeit tausend Pfund Interessen, wovon Ihnen das Kapital nach meinem Tode sogleich ausgezahlt werden soll. Die Verschreibung desselben soll gerichtlich bestätigt und bei den hiesigen Gerichten niedergelegt werden. — Was sagen Sie dazu?"

Ich. Mylord, ich sage, daß Ihr Anerbieten sehr großmütig ist, und beklage um so viel mehr, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann.

Er. Das tut mir leid. — Aber warum nicht?

Ich. Weil ich in keine Verbindung von dieser Art jemals willigen werde.

Er. Wollen Sie lieber geheiratet sein?

Ich. Auch das nicht!

Er. Wozu sind Sie denn also auf der Welt? — Haben Sie schon eine andre Liebe? —

Die Frage kam mir so hurtig auf den Hals, daß ich erschrak und in der Verlegenheit mit einem gestammelten „Vielleicht!" antwortete.

Er. Das ist ein ander Ding. Wenn Sie schon in einer andern Verbindung sind, darf ich keinen Anspruch mehr auf Sie machen: hätten Sie mir das gleich gesagt!

„Nein, Mylord!“ rief ich etwas entrüstet. „Sie irren sich sehr: ich bin in keiner Verbindung, wie Sie meinen, und werde auch nie in eine treten.

Er. Warum nicht?

Ich. Weil ich sie meiner nicht würdig achte.

Er. Gut! so wollen wir achthundert Pfund zu kleinen Ausgaben setzen, wenn Ihnen vierhundert nicht genug sind.

Ich. Und wenn Sie zweitausend setzten, bewegten Sie mich nicht dazu. Geben Sie sich keine Mühe!

Er. Ich bedaure.—Aber warum nicht?

Ich. Wie ich Ihnen schon gesagt habe—weil ich mich zu gut dünke, um die Mätresse eines reichen Lords zu werden.

Er. Ein reicher ist ja doch besser als ein armer.—Warum denn nicht bei einem reichen?

Ich. Bei gar keinem! sag' ich Ihnen.

Er. Sonderbar!—Aber warum nicht?

„Weil ich nicht will!“ antwortete ich höchstunwillig über sein ewiges Fragen.

Er. Warum wollen Sie denn nicht?—

Ich schwieg: er wiederholte unermüdlich sein Warum.— „Ich weiß nicht:“ sprach ich endlich mit der äußersten Verdrießlichkeit. Wir saßen beide stillschweigend da: es öffnete plötzlich jemand die Tür: der Herr von Troppau, gestiefelt und gespornt, trat herein.—„Was Teufel! machen Sie hier, Mylord?“ rief er lachend.—„Ich habe bei der Mamsell geschlafen,“ antwortete der eiskalte Lord.—„Bravo!“ schrie der Herr von Troppau und wollte sich ausschütten vor Lachen. „Bravo, mein Puppchen! Fangen Sie nun an zu werden?“—

Ich hätte dem hölzernen Lord in die Augen springen mögen: ich mußte einige Zeit den übeln Spaß des Herrn von Troppau ausstehen, aber endlich riß mir die Geduld. „Mylord,“ sprach ich hastig, „so erzählen Sie doch die ganze Begebenheit, wie sie ist, damit Sie mich nicht in einen unangenehmen Verdacht bringen!“—„Sehr gern!“ sagte der Lord und wandte sich zum Herrn von Troppau. „Ich habe in aller Ehrbarkeit bei der

Mamsell geschlafen;" — und nun erzählte er ihm den ganzen Vorfall mit allen Umständen nach der Reihe. Als er sein getanes Anerbieten wieder von seinem Blatte abgelesen hatte, fuhr der Herr von Troppau auf mich hinein — „Und Sie nehmen das nicht an?" fragte er verwundert. „Sind Sie toll? Glauben Sie, daß solche Anträge alle Tage kommen? Mylord, lassen Sie Ihr Blatt hier, damit sie's besser überlegen kann." — Der Lord steckte das Blatt hinter meinen Spiegel: ich wollte es verhindern, aber der Herr von Troppau ließ mich nicht zum Worte kommen. Er sagte, daß ihn seine Schwester habe rufen lassen, um bei ihr nachzusehn, was für eine Mannsperson heute bei mir übernachtet hätte; daß sie über mich geseufzt und auf mich geschmäht habe. — Mir stiegen die Tränen in die Augen. — „O Mylord!" sagte ich weinerlich, „Sie haben mich in einen Verdacht gebracht, von dem Sie mich mit Ihrem ganzen Vermögen nicht loskaufen können." — „Beruhigen Sie sich!" sprach er mit vieler Gutherzigkeit: „ich will der Dame gleich selbst sagen, warum ich bei Ihnen geschlafen habe." Er wollte gehn, aber es kam ein Bedienter des Herrn von Troppau und sagte ihm etwas ins Ohr. — „Mylord," fing er lachend an, „Ihre Bedienten laufen mit Stiefeln und Schuhen in der ganzen Stadt herum und suchen Sie." — „Me voilà!" sprach er äußerst gelassen und gab Befehl, daß sein Bedienter mit den Stiefeln heraufkommen sollte. Als er kam, war Mylord doch so höflich, daß er vor die Tür ging und sie mit seinen Pantoffeln vertauschte. Der Herr von Troppau, so sehr er auch davon abwehrte, mußte ihm das Zimmer der Frau von Dirzau zeigen: er ging unangemeldet zu ihr hinein: wie sie ihn aufgenommen hat, weiß der Himmel. Ich bin seitdem in einem sonderbaren Zustande: es ist mir immer, als wenn ich mich über dich und deinen Besuch bei Vignali freuen sollte, und gleichwohl mischt sich auch so viel Verdrießlichkeit und Besorgnis darunter. — Lieber Heinrich! traue mir nur! mache mich nur nicht schwächer, als ich bin! Und wenn's Liebhaber und Anbeter auf mich herabregnete, solltest du sie alle erfahren; und daß mich einer

von dir abwendig machte, das ist so unmöglich, als daß um Mitternacht Mittag wird.

Ich habe diesen Brief nur eilfertig hingeworfen. Gutes Glück bei Vignali!

Ich bin Deine

Ulrike.

Der Brief war noch nicht völlig gelesen, als schon der Lohnkutscher vorfuhr, der Herrmann zu seiner neuen Gönnerin bringen sollte: er stieg hinein, von seinem gewesenen Kameraden begafft, der nebst dem Diener mit neidischem Lachen in der Gewölbtür zusah. Der neugeschmückte Adonis nahm seine ganze Herzhaftigkeit, Lebhaftigkeit und Galanterie zusammen, um vor Madam Vignali mit der bescheidnen Dreistigkeit eines Weltmannes zu erscheinen: der Empfang war überaus gütig, der Besuch dauerte fast bis ein Uhr, das Gespräch war lebhaft und ununterbrochen: Vignali zeigte sich in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit und Beredsamkeit; und um Herrmanns Vorstellung von beiden noch zu vergrößern, affektierte sie eine Migräne, die ihr die natürlichste Gelegenheit gab, zuweilen aus dem raschen überwältigenden Tone in den sanften schmachtenden überzugehn. Die Frau war gewiß eine der edelsten Figuren, im großen heroischen Stile von der Natur gebildet: ihre Miene, ihr Ton verschafften ihr über jeden, der mit ihr sprach, eine Autorität, der man sich ohne Weigerung unterwarf, als wenn die Natur einmal das Verhältnis so bestimmt habe, daß sie allein befehlen, und alle andre Menschen gehorchen sollten. Herrmann wurde schon bei diesem ersten Besuche ihr wirklicher Sklave: es war, als wenn sie ihm die Unterwürfigkeit mit dem ersten Blicke in die Seele hauchte. Er bekam die Erlaubnis, nachmittags sein Zimmer, worinne noch eine Kleinigkeit zu machen war, zu beziehen und auf den Abend in der Gesellschaft bei ihr zu erscheinen. Er war glücklich, vom Wirbel bis zur Fußzehe entzückt über das neue glänzende Leben, wovon er nur ein Vorspiel gesehn hatte, und gestund sich unterwegs, daß Ulrike reizend und liebenswürdig, aber Vignali schön und hinreißend sei. Wie be-

rauscht, taumelte er aus der Kutsche: aber wie traurig wurde er inne, daß ihn sein Besuch mitten zwischen die vornehme und bürgerliche Eßzeit eingeklemmt hatte! denn zu Hause war bereits um Zwölfe gespeist worden, und hätte nicht die Kaufmannsfrau die Neubegierde gehabt, seinen neuen Staat zu besichtigen, und ihn deswegen in die Stube gerufen, so wäre bei aller Glückseligkeit sein Magen leer geblieben: um ihn mit größrer Muße ausfragen zu können, ließ sie ihm einen Rest ihrer Mittagsmahlzeit aufwärmen; und nun wurde gefragt! bis auf den Boden der Seele ausgefragt! Seine Figur war angenehm, ziemlich lang, gut gebaut: sein neuer Putz erhöhte ihren Reiz: die Frau hatte bei der Abwesenheit ihres Mannes entsetzliche Langeweile: sie bat den schöngeputzten Herrmann zum Kaffee. Freilich ließ sie wohl auch nichts mangeln, um ihre Schönheiten — sie war wirklich hübsch — und ihre Unterhaltungsgabe in das vorteilhafteste Licht zu stellen: allein so sehr sie zu jeder andern Zeit für sich selbst gefiel, so geringe war ihre Wirkung itzt nach einem Besuche bei Madam Vignali, — wie alles so gemein, so alltäglich, so platt in ihren Reden und Manieren gegen das edle große einnehmende Betragen, gegen die feine gewählte lächelnde Sprache einer Vignali! Herrmann hätte sich mit tausendmal größerm Vergnügen in seinem kalten Kämmerchen Vignali gedacht, als diese matte Schönheit den ganzen Nachmittag gesehn. Zu seiner unendlichen Freude erlöste ihn die Ankunft eines Briefs von Ulriken aus dem Zwange. Sie schrieb:

den 28. Jan.

Hab' ich's doch gedacht: mein Heinrich ist alles, was er sein will; und wenn's ihm morgen einfällt, den Fürsten zu spielen, so ist er's gleich so ganz, als wenn er zeitlebens nichts anders gewesen wäre. — Wahrhaftig, du bist etwas mehr als ein Mensch. Vignali ist von dir bezaubert: sie spricht von nichts als von deinem Lobe: sie findet in dir den vollkommensten Weltmann, dem man's bei dem ersten Hereintritt ansieht, daß er in der großen Welt gebildet ist. Ich mußte mich bei mir über den

Lobspruch herzinniglich freuen, daß du sogar eine so feine Frau hast hintergehn können. Die Frau war mir in dem Augenblicke noch einmal so schön, so lieb und wert: ich habe ihr Hände und Lippen beinahe entzweigeküßt vor Herzenswonne, wie sie so ewig von dir redete, als wenn sie gar nicht wieder von deinem Lobe wegkommen könnte. Die brave, die vortreffliche Frau! es gibt gar keine bessere auf der Erde.

Ich wunderte mich außerordentlich, daß du wieder weggefahren warst: aber um mich nicht zu sehr zu verraten, wollte ich nicht nach dir fragen. Der Lord Leadwort erschien: die Suppe wurde aufgetragen: es war noch kein Heinrich da. Wir setzten uns: noch immer war kein Heinrich da — „und wird wohl auch keiner kommen!" dachte ich betrübt. „Ob die Vignali toll ist? Als wenn sie nicht wüßte, daß ich gern mit meinem Heinrich eine Seele ausmachen möchte!" — Zwar — nun besann ich mich erst — was weiß sie denn? Nichts! Also sei ihr der Fehler vergeben! — Aber was half mir's, daß ich ihr den Fehler vergeben mußte? Ich wurde so verdrießlich und tölpisch, wie ein ungezogenes Mädchen. Ich aß ein paar Löffel Suppe: sie schmeckte mir wie Galle, und ich ließ in meinem Verdrusse den Löffel hineinfallen, daß sie herumsprützte: ich stopfte hastig Brot über Brot in den Mund, trank Wasser, trank Wein: es wurde mir so weh ums Herze, daß mir die Augen übergingen. Vignali sah mir nachdenkend zu und lächelte: warum nur die Frau lächeln mochte? Es war so ein tückisches Lächeln, das ich noch niemals an ihr gesehn habe.

Der Lord fing an, sein gewöhnliches tolles Zeug zu machen, nahm jedes Wort in einem andern Sinne und vergaß auch sein ewiges Warum nicht. Man kann fürwahr den Mann nicht anhören, ohne zu lachen. Er trieb einmal die Vignali mit seinem „Aber warum?" so in die Enge, daß sie ihm nichts mehr antworten konnte: gleich darauf schlug sie ihn mit seinen eignen Waffen und fragte ihn von jedem Warum wieder das Warum bis ins unendliche fort, daß er sich mit nichts zu helfen wußte als durch eine Gesundheit, die er der Vignali als der größten

Warumfragerin zubrachte. Am meisten beschäftigte er sich mit mir: bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, daß er in Logogryphen, Rätseln, Auslegungen der Namen und dergleichen Wissenschaften sehr stark ist. Er führt beständig ein Punktierbuch bei sich: neulich, erzählte mir Vignali, tut eine Dame die Frage an ihren Nachbar: ob ich wohl heute Briefe von meinem Manne bekommen werde? — Gleich erscheint der Lord, den sie vorher gar nicht gesehn noch gesprochen hat, übergibt ihr seine Schreibetafel und einen Bleistift: „Punktieren Sie!" sagte er. Die Dame weiß nicht damit umzugehen! er erklärt ihr also das Geheimnis der Kunst, kniet vor ihr mit dem rechten Knie nieder, legt auf das linke seine Punktiertabellen, zählt, sagt ihr die Buchstaben, und sie muß sie aufzeichnen. Die ganze Gesellschaft, die wenigstens aus zwanzig Personen bestanden hat, versammelt sich um ihn; aber er punktiert ungestört fort. Mir hat er heute bei Tische mein ganzes künftiges Leben auspunktiert und brachte heraus, daß ich ihn heiraten würde: aber ich versicherte ihn, daß seine Tabelle entsetzlich falsch sein müßte. — „Aber warum?" fragte er. — „Weil ich Sie nicht heiraten werde," antwortete ich; und er schwieg.

Nach Tische ging eine ernsthaftere Szene vor. Ich war mit Vignali allein. „Meine Liebe," fing sie auf einmal abgebrochen an, „Sie sind eine Baronesse von Breysach." Sie sagte das mit dem eignen Tone, den sie allemal braucht, wenn sie entdeckt, daß sie etwas weiß, was sie nicht wissen soll. — „Sie sind eine Baronesse von Breysach." — Ich war so überrascht, als wenn der Tod plötzlich vor mir stünde. — „Erschrecken Sie nicht!" fuhr sie fort. „Sie sind eine Baronesse von Breysach, sind Ihrer Tante in Dresden entlaufen und haben den Namen ihres Vetters angenommen." — Ich hatte mich unterdessen ein wenig gesammelt, und fragte sie mit gezwungenem Lachen: „Wer hat Ihnen das Märchen überredet?" — „Sie kennen eine Frau Hildebrand?" sagte sie etwas spöttisch. „Die Frau Hildebrand hat eine Muhme in Dresden, die Sie von Leipzig bis Dessau gebracht hat; und diese Muhme in Dresden ist sehr wohl be-

kannt bei der Oberstin, der Sie entlaufen sind; und diese Muhme in Dresden hat ihrer Muhme in Berlin Ihre Geschichte anvertraut, und diese Muhme in Berlin hat mir, der Madam Vignali, Eröffnung davon getan: wie doch ein Märchen unter so vielen Händen zur Wahrheit werden kann! Ich hab' es gewußt, ehe Sie noch ins Haus kamen, und Ihnen heute erst entdecken wollen, daß ich das Märchen weiß." — Ich war gefangen: das Herz wollte mir brechen: ich warf mich ihr mit Tränen zu Füßen und bat sie bei allem, was heilig ist, mich nicht zu verraten: vor Begierde und Angst stürmte ich so in sie hinein und riß so stark an ihrem Kleide, daß alle Nähte an ihm krachten und platzten: in dem Augenblicke machte sie eine so schadenfrohe stolze tückische Miene, die mir durch die Seele fuhr, wie ich noch nie eine in ihrem Gesichte gesehn habe. — „Stehn Sie auf!" sprach sie beleidigend stolz zu mir: „so bittet man einen Kaiser, aber keine Freundin." — Gleich ging ihr Gesicht wieder zur süßesten Freundlichkeit über: sie versicherte mich bei ihrer Ehre, daß niemand durch sie mein Geheimnis erfahren sollte, solang ich's nicht entdeckt wissen wollte. — „Hören Sie nun auch," fuhr sie fort, „warum ich mich gerade itzt mit Ihnen in dies Gespräch einlasse! Der Lord Leadwort hat Ihnen heute einen Antrag getan, den Sie ausgeschlagen haben: er läßt Ihnen itzt einen andern durch mich tun: er will Sie heiraten. Was sagen Sie zu diesem Antrage." —

„Was ich heute früh gesagt habe!" antwortete ich entschlossen.

„Sie sind ein Kind," sagte sie, auch gerade in dem Tone, wie man mit Kindern spricht. „Ich will Sie nur erst mit dem Manne recht bekannt machen:" — und nun holte sie ein großes Papier aus dem Schreibeschranke, wovon sie mir eine unendliche Menge Reichtümer ablas, nebst allem, was er mir zum Leibgedinge aussetzte. Bei seinem Leben versprach er mir jährlich tausend Pfund zu den kleinen Ausgaben, und nach seinem Tode ein Leibgedinge von zweitausend Pfund jährlichen Einkünften, die ich aber nirgends als in Engelland verzehren könnte:

bei seinem Leben sollte es meiner Wahl überlassen sein, ob ich beständig in Engelland, oder abwechselnd ein Jahr in Deutschland, und ein Jahr in Engelland leben wollte. Soviel habe ich mir nur daraus gemerkt. — Als Vignali fertig war, fragte sie mich mit recht spitzigem Tone: „sagen Sie nun noch, wie heute früh?"

„Ja," sprach ich mit festem Akzente, so fest wie mein Entschluß, und schlug mit beiden Händen auf die Brust: „wie heute früh, spreche ich noch itzt und werde ewig so sprechen." — „Gehn Sie!" sagte die stolze Frau und stieß mich verächtlich von sich. „Sie sind ein Kind. Gehn Sie! ich muß zum Besuch fahren." — Sie ging, ohne Abschied zu nehmen, in ihr Kabinett und ließ mich allein stehn.

Ich bin in Todesangst, was man nun alles wider mich anzetteln wird. Ob sie vielleicht gar unsre Liebe weiß? Aber wie wäre das möglich? Sie müßte allwissend sein. Damit wir uns nicht verraten, wollen wir einander nicht anders als bei Vignali sehen und desto öftrer schreiben. Der Überbringer meiner heutigen Briefe soll dein Bedienter werden: Vignali läßt ihm eine Liverei machen. Da mich die Hildebrand so schändlich verraten hat, trau ich auch ihrem Sohn nicht: wer weiß, warum Vignali ihn zu deinem Bedienten gewählt hat? aber es ist unmöglich: sie weiß nichts, und soll auch nichts erfahren. Daß ja jeder deiner Briefe fest, fest zugesiegelt und auf starkes Papier geschrieben ist! Lieber gib ihm gar nicht die Form eines Briefs! Wenn die verschmitzte Frau alles auskundschaftet, soll ihr doch unsre Liebe ein Geheimnis bleiben.

Du denkst doch nicht etwa, daß mir meine abschlägige Antwort auf des Lords Anerbieten etwas gekostet hat? — Nicht einen Zuck am Herze! Nicht eine bittre Empfindung! — Nein, Heinrich! so klein bin ich nicht! Konnt' ich meinen ehrlichen Ruf um deinetwillen aufs Spiel setzen; war mir meine Ehre gegen deine Liebe eine Feder, so sind mir zweitausend Pfund Leibgedinge gewiß nur eine Seifenblase dagegen. Weg, weg mit ihnen! Du bist mir Reichtums genug; was brauch' ich mehr?

Eben läßt mir Vignali sagen, daß dein Zimmer in Bereitschaft ist: der Überbringer hat Befehl dich zu begleiten und anzuweisen. Mache dich gleich auf den Weg!

Ich bin diesen Abend nicht zur Gesellschaft gebeten worden; und doch du! Was das nur bedeuten mag? — O die unselige Vignali! ich zittre vor ihrer List wie vor einer Schlange.

U.

Unmittelbar nach der Durchlesung des Briefs wurde eine Kutsche bestellt: weil es schon finster war, ließ Herrmann sein leichtes Kufferchen, das seine sämtlichen Effekten in sich faßte, hineinschieben, nahm im Hause Abschied und fuhr davon. Seine neue Wohnung war schön, zierlich, voll Geschmack, der Heinrich, der noch vor einigen Tagen die Schürze trug, zum vornehmen Herrn geworden: alles fand er hier wieder, wie auf dem Schlosse des Grafen Ohlau: er kehrte zu dem vornehmen glänzenden Leben wieder und sah in sein bisheriges, wie in ein Grab, wie ins Nichts, zurück. Freilich Ulrikens Brief! das war ein verzweifeltes Gegengewicht gegen seine Freude. Er wollte ihn noch einmal lesen, aber er mußte ihn verstecken; denn Vignali trat herein, um ihn aus übertriebner Höflichkeit zu bewillkommnen. Sie nahm ihn mit sich auf ihr Zimmer, wo sie ihm seine Überlegung über Ulrikens Brief aus dem Kopfe rein herausschwatzte. Lairesse stellte sich sehr zeitig ein und trug auch das ihrige zu seiner Aufheiterung bei: sie versuchte ihre ganze unendliche Tändelsucht an ihm. Ihr Lieblingszeitvertreib bestund darinne, daß sie die tollsten ungeheuresten Figuren in buntem Papiere ausschnitt und ihre Gesellschafter damit ausputzte: deswegen legte ihr Vignali jedesmal, wenn sie zum Besuche bei ihr war, buntes Papier und eine Schere in Bereitschaft, welches auch diesen Abend geschehn war. Sie schnitt Riesen, Zwerge, Polischinelle, Hanswürste, Pantalons und andre Karikaturen: Vignali fand an dieser Beschäftigung allmählich auch Geschmack: auch Herrmann bekam eine Schere: und so saßen sie alle drei an einem kleinen Tischchen mit der äußersten Geschäftigkeit und Ernsthaftigkeit, und jedes suchte das andre

durch die größre Abenteuerlichkeit seines Produkts zu übertreffen. Lairesse sang mitunter ein französisches Liedchen zu der Arbeit, behing den armen Herrmann vom Kopf bis zu den Füßen mit den abscheulichsten Fratzengesichtern und lachte ihn aus, schwenkte ihn tanzend ein paarmal um, daß die Papiermänner in dem Zimmer herumflogen, trällerte, aß ein Stückchen Biskuit, neckte Vignali, neckte Herrmann, setzte sich wieder an die Papierarbeit und suchte jedem ihrer Mitarbeiter durch Stöße oder mutwillige Scherenschnitte, wenn sie izt den letzten vollendenden Meisterschnitt tun wollten, das Werk zu verderben. Die Tischgesellschaft bestund für diesmal nur aus diesen drei Personen, war ebenso kindisch lustig, und Herrmann, dem alle diese Auftritte neu waren, ging zufrieden und vergnügt aus ihr auf sein Zimmer, um sich desto trauriger die Nacht hindurch mit Ulrikens Briefe herumzuschlagen.


Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

